Mss 216

II. 149. 3.

Paed. 352 (3,1

Erziehungslehre

Von

Fried. Heinr. Christ. Schwarz,

Professor und Großherzoglich Badenscher Kirchenrath.

LEHRBIBLIOTHEK * REGENSBURG *

Dritten Bandes erste Abtheilung.

Leipzig,

bey Georg Joachim Göschen. 1808.

Vorrede.

Dieser letzte Band der Erziehungslehre hat sich freylich verspätet, woran die veränderte Lage des Verfassers schuld ist, allein hoffentlich soll das dem Werke selbst nicht zum Vorwurf gereichen. Denn grade in einer solchen Lehre für das Leben ist nichts mehr zu wünschen als Reife. Sind die Haupt-ideen einmal angeregt, so reißen sie leicht hin zu Urtheilen, Vorschlägen, Versuchen, womit auch das Beste verdorben werden kann, und wer mag läugnen, daß dieses nicht insbesondre in der Pädagogik seit Rousseau und Basedow der Fall

war: aber tritt die umsichtige Ueberlegung, die Vergleichung der Wirklichkeit mit dem Idealen, tritt die besonnene Ausführung hinzu, so sondert sich von dem Phantasiespiele und von dem Zeitgeiste das Bleibende, welches darunter erschien, und das Gute, welches darin geliebt worden, und reiner schimmert der Gewinn für das Leben hervor. Das pädagogische Publikum hat bisher den Glanz und Fall mancher Theorien erfahren, so daß nur zu besorgen ist, es möchte an die Stelle jenes edlen Enthusiasmus, womit man dieses doch ewig heilbringende Geschäfte der Menschheit umfaßte, nun träge Lauigkeit eintreten. Diese Besorgniß leitete den Verfasser auch in Bestreitung mancher Behauptungen, worin Wahres und Falsches zusammen vorkommt, aber das erste am Ende durch das letzte ganz verkannt wird. Er fand eben so oft in dem unbedingten Verwerfen alter, als in dem

unbedingten Annehmen neuer Meinungen Mißver-
stand und Ungerechtigkeit. Warum denkt man
doch so wenig daran, daß das, was ein Lehrer
zuerst sagte, gemeiniglich nicht in seinem Geiste auf-
gefaßt wird? und daß also der Schüler und jeder,
der die Lehre weiter bringen will, das Vorhandene
vorerst recht verstehen, dann verbessern, und dabey
sich bescheiden soll, daß auch sein Werk, wie jedes
menschliche, der Verbesserung bedürfen werde?
Eine Theorie der Erziehungs = und Unterrichtskunst
ist eine Aufgabe der Menschheit, die sie nur in
ihrem Fortschreiten, also nie ganz löset. Die
Neueren, welche an dieser Aufgabe im Ganzen
arbeiteten, wie Trapp, Niemeyer, Wolke,
Weiller, J. J. Wagner, Herbart ꝛc.,
und im Einzelnen wie Campe mit seinen Mit-
arbeitern, und Salzmann, Pestalozzi, Til-
lich und Andre haben vereinigt bey aller ihrer

Verschiedenheit dazu kräftig gewirkt, daß der Geist der wahren Erziehung deutlicher erkannt worden, wenn ihn gleich kein Lehrer und kein Zeitalter vollkommen aufstellt. Gelingt es uns nur, diesen Geist in seinen Hauptzügen immer besser erkennen zu lassen, dann mag uns unsere Bemühung nicht gereuen. Wie dieses Werk dazu beytragen soll, sagten schon die vorigen beiden Bände, weßhalb wir zunächst auf die Vorreden zu denselben verweisen, und nun liegt es in dem Ganzen selbst dem Publikum vor.

Uebersicht.

Die Betrachtung der Jugend in ihrer Entwickelung und Bildung führt uns nun weiter. Obgleich in der ersten Kindheit, d. h. ungefähr in den ersten drey Lebensjahren des Kindes durch das Geschäft der Erziehung schon die Hauptsache muß geschehen seyn, so bleibt doch noch vieles, das nicht minder wichtig ist, zu thun übrig; denn so wie sich die jugendliche Kraft weiter entwickelt, muß sie auch auf bestimmte Weise erregt und gebildet werden. Wir müssen also dieses weiter nachsehen.

Da man sich indessen hier so leicht verwirrt, durch das Vielerley der Beobachtungen und der Regeln, die sich mit dem Wachsthume des Kindes vermehren, und da doch die Sache eine gewisse Einfachheit in der Lehre wie in der Ausübung erfordert: so wollen wir, den bereits in den vorigen Theilen der Erziehungslehre angegebenen Gesichtspunkt festhaltend, in unserm Plane fortfahren; nur mit einer kleinen Abänderung. Zuerst müssen wir nämlich die Entwickelung

weiter aufzeigen, nämlich von dem 4ten Lebensjahre an bis zur völligen Reife, d. i. bis zu 20—25 Jahren, in ihrem ununterbrochenen Gange. Hierauf folgt die Lehre von der naturgemäßen Behandlung, oder von der Erziehung des Knaben und Jünglings, wie auch des Mädchens, wie sie seyn wird, wenn alles von frühem an ungestört in der naturgemäßen Ordnung geschieht. Drittens werden die Unarten und Verdorbenheiten mit ihren Ursachen, Folgen und Heilmitteln bemerkt. Eine vierte Abtheilung stellt die weiteren Versuche unsrer Zeichenlehre auf, welche hier darum zuletzt steht, weil sie sich überall auf die Bemerkungen der Unarten bezieht.

Hiermit wäre das beendigt, was unmittelbar zur Erziehung gehört. Allein da das Unterrichtswesen in allen Theilen damit zusammengreift, und doch seine eignen Grundsätze und Regeln hat, die auch für sich ein Ganzes ausmachen: so wird dieses, die Didaktik, am besten als eine eigne Hälfte der Pädagogik behandelt, und mit beständiger Hinweisung auf die Lehre von dem Erziehungsgeschäfte, in einem zweyten Haupttheile hinzugefügt. Liebten wir etwa Namen, die auf ein andres Fach anspielen, so könnten wir die Abtheilungen des ersten Theils nennen: die pädagogische Physiologie, die pädagogische Diätetik, die pädagogische Therapeutik, (die Nosologie ꝛc. mit eingeschlos-

sen), und die pädagogische Semiotik; aber in der Didaktik könnten wir doch diese Parallele nicht weiter fortführen.

So vielfach und verwickelt auch das Ganze dem ersten Blicke vorliegen mag, so wird sich doch am Ende die Einfachheit des Geschäftes, ganz der Einfachheit der Natur angemessen, bewähren. Aber bey jedem Schritte wird es uns auch mehr einleuchten, daß man den gemeinen Gesichtspunkt des menschlichen Thuns und Treibens verlassen muß, wenn man die einfache Formel für die Bildung der Menschheit finden will. Denn die höhere Natur soll sich in unserm Kinde entwickeln; sie entwickelt sich aber in seiner niederen: es giebt also nur Einen Punkt, worin die Kraft bildend erregt, und von wo aus die Bildung fortgeführt werden muß, wenn das Göttliche in der Menschennatur erscheinen soll. Der Körper unsers Zöglings wird alsdann mit Gesundheit, Stärke, Gewandtheit, und wo möglich auch mit Schönheit, dem Geiste ganz angehören; seine Thätigkeit wird freudig und freundlich mit dem Wirken der Menschen umher zusammengreifen, und sein Leben wird beglückend und selig mit dem Leben seiner Lieben zusammenfließen, oder auch weithin wohlthätig in der Welt aufglänzen; wäre ihm dann ein hohes Alter beschieden, so wird dieses auch ein heitres seyn, und

es wird das Zeugniß für seine Jugend ablegen, indem das Licht des Himmels, welches schon die Kindheit bestrahlte, noch wie der Blick der Abendsonne auf dem Angesichte des Greisen aufblüht; in keiner Zeit seines Lebens wird die Menschheit in ihm vollendet seyn, aber sie wird immer ihr Göttliches offenbaren, und er wird noch etwas Höheres in sich entwickeln, als irdische Vollendung. Er werde ein kräftiger in sich selbst gehaltener Mensch, ganz Er Selbst, weise lebend auf der Erde, geistvoll den Blick zum Himmel erhoben.

Es wird keins unsrer Kinder das Ideal, das wir von ihm gefaßt haben, erreichen: aber betreten wir nur den Pfad, worauf uns die Natur in seiner Anlage und Entwickelung hinweiset, so können wir getrost das Weitere der Vorsehung überlassen.

Unsere Lehre sucht diesen Gang der Natur auf, denn nur so allein verdient sie den Namen einer Erziehungslehre, wenn ihr auch gleich vieles noch fehlt am Gelingen der Erforschung.

Erziehungslehre.

Dritten Bandes erster Theil.

Erste Abtheilung.

Entwicklung der Jugend von dem vierten Jahre an bis zur Reife.

Erster Abschnitt.

Wachsthum des Körpers.

122

Das dreyjährige Kind hat beyläufig die Hälfte der Größe, zu welcher es, wenn alles gut geht, auswachsen wird. Der ganze Organismus hat sich in allen Theilen gestaltet, aber noch in keinem vollendet. Er dehnt sich nach und nach in dem Umfange mehr aus, bis die Länge des jungen Menschen ihr Höchstes erreicht, aber zugleich formt sich die Gestalt, und die Theile treten in ihr Verhältniß. Während dessen, und noch weiter hinaus, gewinnen diese Theile auch ihre verhältnißmäßige Festigkeit. Dieses zusammen in der Entwicklung des Organismus nennt man den Wachsthum. Er ist der Länge nach bey dem Manne

mit 25 Jahren und bey dem Weibe mit 18 bis 20, oft auch bey jedem Geschlechte früher vollendet, aber die innere Befestigung geht noch fort, oft bis zum 40sten Jahre. Von dieser Zeit an zieht sich die Natur wieder von ihrem Höchsten dadurch zurück, daß die zunehmende Befestigung der festern Theile über das Verhältniß hinausgeht, die Knochen werden mehr von Knochenmaterie, und in dieser mehr von Kalkerde zu immer größerer Starrheit und Sprödigkeit durchdrungen, ja auch weichere Theile, z. B. die Luftröhre und manche Gefäße, Sehnen ꝛc. fangen nach dem Mittelpunkte des Lebens an sich zu verknöchern. Während des Wachsthums vergrößert sich der Körper in dem Umfange, in seinen innern Organen, und in der Länge; nach Vollendung des Wachsthums in einzelnen Theilen, und etwa auch in der Dicke.

Das Knochengebäude dient zur Grundlage in diesen Veränderungen. Der Sauerstoff, welcher beständig durch die Respiration in das Blut hereingeführt wird, befördert vermuthlich das Festerwerden der Knochen. Allmählig erlangen nun nach dem 3ten Jahre mehrere ihre Ausbildung, insbesondere aber macht das 7te oder 8te Jahr hierin eine Hauptepoche der Jugend. Das wichtige Zahngeschäft, welches nämlich von dem 3ten Jahre an gewöhnlich etwa 2 Jahre inne hält, wird im 5ten oder 6ten wieder bemerkbar, wo nämlich das 2te Paar Backenzähne oben und unten hervorkommt und fährt bis zum Umzahnen fort, welches in dem 7ten oder 8ten Jahre beginnt. Das 7jährige Kind hat 20 Zähne, die Milchzähne, welche

aber bestimmt sind, auszufallen, und durch andere ersetzt zu werden. Hierbey geschieht nun folgendes. Die Kiefer vergrößern sich mit dem Wachsthum des ganzen Körpers, aber die Milchzähne wachsen nicht, und ihre Fächer werden also für sie zu groß; zu gleicher Zeit werden ihre Wurzeln erweicht und weggesaugt, die Zähne wackeln, und da nun die nachkommenden Zähne mittlerweile vorbereitet werden, und nachdringen, so müssen die ersteren endlich ausfallen. Zuerst geschieht dieses gemeiniglich mit den unteren Schneidezähnen, und dann mit den oberen in dem 7ten oder 8ten Jahre. Während dessen dringt auch das 3te Paar Backenzähne hervor, welches perennirend ist; die Zahl der Zähne hat sich hierdurch auf 24 vermehrt. Hierauf hält das Zahnen, so weit es äußerlich erscheint, wieder einige Jahre inne, bis im 10ten — 12ten Jahre auch die Eckzähne und das 1ste und 2te Paar der Backenzähne wechselt. Noch ist es nicht vollendet; mit dem 18ten Jahre bricht ebenfalls als perennirend das 4te Paar, der Weisheitszahn, durch, verknöchert war es aber schon im 6ten oder 7ten Jahre. Manchmal kommt auch späterhin, wohl erst im 30sten Jahre, noch ein 5tes Paar; so hat alsdann der Mensch 32 Zähne.

Die übrige Verknöcherung geschieht mehr stetig. Bis zu dem 18ten Jahre ist die Kniescheibe größtentheils vollendet, so auch das Hüftbein, und das Kreutzbein, der unterste Theil des Rückgrads fängt alsdann erst an sich zu verknöchern, und die Rippen fangen an mit ihren Gelenkknöpfchen zusammenzu-

schmelzen. Das Schlüsselbein, welches am früheſten ausgebildet war, wird doch erſt weiterhin an dem Bruſtende zu Knochen, und ſo wird auch die Verknöcherung an den Schulterblättern, wo ſie doch am früheſten angefangen hatte, gerade am ſpäteſten vollendet. Die Scheidebeine (am Geſichte) wachſen zuſammen, die Zungenbeine werden meiſt erſt am Ende dieſer Periode vollkommen, die Näthe der Schädelknochen wachſen mehr in einander, und ſpäterhin verliert ſich auch gewöhnlich jede Spur der Stirnbeinnath. Die Stirnhöhlen entſtehen allmählig. Die Oberarmbeine laſſen ihre Knochenkerne, welche früher an verſchiedenen Orten entſtanden waren, erſt mit der Vollendung des Gerippes zuſammenſchmelzen. Eben ſo die übrigen Knochen der Gliedmaßen. Bey der Geburt waren die Knochen der Arme verhältnißmäßig kleiner aber ſtärker, als die der Füße, dennoch werden einige Knochen in jenen ſpäter vollendet als in dieſen, und die Schulterblätter am ſpäteſten. So geht die innere Knochenbildung noch in ihrem ſtetigen Gange weiter fort bis zu dem 40ſten Jahre hin.

Daß nun gegen das 7te Jahr durch den ganzen Knochenbau eine beträchtliche Veränderung vorgehe, dem zweiten Triebe der Bäume vergleichbar, iſt nicht bloß aus dem Zähnewechſel erſichtlich; noch eine andere Erſcheinung ſpricht dafür. Die rhachitiſchen Kinder geneſen öfters mit dieſem Alter; ihre Knochen nämlich, welche vorher weicher und zum Theile mehr ausdehnbar waren, als ſie ſeyn

sollten, werden jetzt eher als vorher fest und stark, proportionirt, und überhaupt gesund. Also muß doch der Organismus um diese Zeit vorzüglich für die Knochenkraft thätig seyn, und mehr wie sonst den ernährenden Stoff grade diesen festen Theilen zuführen. Doch wird übrigens die Natur hierdurch nicht so merklich angegriffen, wie durch das erste Zahnen. Da nun die Oxydation des Blutes den Faserstoff vermehrt, so muß auch die Mehrheit und Stärke des Knochenstoffes von derselben abhängen, und daher mit der Lungenthätigkeit in genauer Verbindung stehen.

Die Lungen nämlich, als das Organ, welches den Sauerstoff aus der Atmosphäre in das Blut aufnimmt, entwickeln sich mit der Geburt des Kindes allmählig, so daß sie die ganze Jugendzeit hindurch einen verhältnißmäßig stärkeren Wachsthum haben, als die andern Theile. Jedoch ist dieses um so mehr der Fall, je jünger das Kind ist. Ungefähr in demselben Verhältniß, als die Lungen größer wurden, sind frühzeitig die Brustdrüsen, wie auch die Luftröhrendrüsen verschwunden, auch die Leber ist in dem Wachsen zurückgeblieben, und der Unterleib wächst jetzt minder in die Länge als in die Breite. Dagegen dehnt sich im Ganzen der Oberleib mehr aus, jedoch bey dem Knaben beträchtlicher als bey dem Mädchen. Auf diese Weise nehmen die mehr und mehr erweiterten Lungen auch mehr Sauerstoff aus der Luft ein, bey dem Knaben wohl verhältnißmäßig am meisten, woraus es

denn begreiflich würde, warum die Knochen des männlichen Körpers stärker werden. Auch die Haut wird, als einsaugendes Organ, immer geschickter dem Organismus Sauerstoff zuzuführen. Man hat auch einen Wechsel der Farbe an den Lungen dem Alter nach bemerkt, welcher mit dem vermehrten Oxydationsprozeß in Verbindung stehen mag. Bey Kindern unter 10 Jahren fand man sie schmutzig fleischfarben, nach dem 20sten Jahr sind sie fast dunkelblau und grau gesprenkelt. So wie der Mensch sich der Reife nähert, hat der Zwerchmuskel mehr allein das Hülfsgeschäft bey dem Athmen; und das Athmen selbst wird mehr ruhig, es gewinnt mehr einen langsamen und gehaltenen Takt.

Der Puls schlägt in einer Minute
bey dem dreyjährigen Kinde 96 mal,
bey dem siebenjährigen Kinde 86 mal,
in dem mannbaren Alter 80 mal.

In dem neugebohrnen Kinde schlug er 120 mal auch wohl darüber. Man sieht also, daß die Lebhaftigkeit des Blutumlaufes um so schneller abnimmt, je jünger noch der Mensch ist, bis endlich das Herz in jenem ruhiger gehaltenen Takte schlägt und gewissermaßen bleibt. Jene Lebhaftigkeit ist vom Anfang der ersten 3 Jahre bis zu Ende derselben = 5 : 4, von dem 4ten Jahr bis zu Ende der folgenden 4 Jahre beinahe = 8 : 7, von dem 9ten bis zu Ende der folgenden 18 Jahre beinahe = 21 : 20; sie nimmt ab in den ersten 3 Jahren ungefähr noch einmal so geschwind, als in den folgenden 4 Jahren, und in dem letzten 18ten Jahre der Jugendzeit 15 mal langsamer, als in den

ersten 7 Jahren, und gar 24 mal langsamer als in den ersten 3 Jahren. Es versteht sich hierbey von selbst, daß diese Zunahme der Ruhe in dem Pulsschlage sowohl als in dem Athmen von Tag zu Tag stetig fortgeht.

Dieser ruhigere und langsamere Blutumlauf hat indessen mehr Lebenskraft und Energie gewonnen; das Blut führt den dicker und fester werdenden Muskeln, und überhaupt allen Theilen täglich mehr Stärke zu. Das Gefühl der Kraft wächst mit dem jungen Menschen, er mag sich gerne bewegen, und erhält immer mehr Spannkraft in den Muskeln und Nerven. Die Verdauung geht langsamer von statten, wozu auch die veränderte Lage des Magens beyträgt. Denn zuerst mehr senkrecht nimmt der Magen allmählig eine mehr wagerechte Richtung, so daß die Speisen länger darin verweilen, daher wird auch das Erbrechen weit seltener und gewaltsamer, als es bey dem Kinde war, die Galle wird schärfer und wirksamer, und die Säfte des Körpers bekommen überall mehr animalische Kraft, sie verweilen länger, und werden mehr ausgearbeitet. Das Drüsensystem ist in der frühen Kindheit am meisten thätig, allmählig nimmt seine Größe ab, die Saugadern werden immer weniger reizbar und voll, und die Thätigkeit der ausführenden Organe tritt mehr hervor, bis mit vollendetem Wachsthume eben soviel Stoff ausgeschieden als angeeignet wird. Auch verliert sich nach und nach das Fett in dem Zellengewebe, und überall vermindert sich die Weichheit des Körpers,

die Schärfe der Säfte, und die Reizbarkeit von dieser Seite.

Auch in die Nerven dringt mehr innere Energie. In der Kindheit sind sie am größten im Verhältniß zum Körper, und die Empfänglichkeit herrscht in denselben am meisten vor; mit der weitern Entwicklung bleiben sie verhältnißmäßig kleiner, zugleich bekommt die Spannkraft das Uebergewicht. Da das Naturell lebhafter oder feuriger zu seyn scheint, wenn die Nervenenden im Hirn im Verhältnisse zu demselben kleiner sind, so wird vielleicht dieses Feuer, das leicht zuviel Selbstverzehrung bewirken könnte, in der Kindheit durch ihre Größe gemildert.

Das Gehirn ist in dem dreyjährigen Kinde zwar in allen seinen Theilen entwickelt, aber es gewinnt erst allmählich mehr Festigkeit und innere Kraft; es wiegt wie man gefunden hat, in dem neugebornen Kinde $26\frac{1}{4}$ Loth, in dem 2jährigen $46\frac{1}{2}$ Loth, in dem 6jährigen 71 Loth, in dem Erwachsenen 96—100 Loth (3 Pfund). In dem neugebornen Kinde wiegt es also beinahe den 10ten Theil des ganzen Körpers, in dem 2jährigen etwa den 14ten Theil, in dem 6jährigen den 18ten bis 20ten Theil, und in dem Erwachsenen ist es $\frac{1}{40}$ bis $\frac{1}{30}$, bey außerordentlich schweren Personen wohl gar $\frac{1}{200}$ des ganzen Gewichts. Weil nun das Gehirn sich vom 4ten Jahre an dem Raume nach viel weniger vergrößert als dem Gewichte nach, so nimmt es bis zum vollendeten Wachsthum an spezifischer Schwere zu; in dem 6jährigen Kinde ist diese beynahe noch einmal so groß, als in dem 2—3jährigen, im hohen

Alter aber wird es wieder spezifisch leichter. Auch ergiebt sich hieraus, daß je jünger das Kind, um desto größer und schwerer im Verhältnisse zu dem Körper das Hirn ist. Da nun ein im Verhältnisse zum Körper größeres Hirn stärker zurückwirkt, so sind Kinder empfindlicher und lebhafter, und das besonders vor dem 6ten — 7ten Jahre. Außerdem lassen sich noch folgende Veränderungen in dem Gehirne bemerken. Bey Kindern findet sich mehr graue d. i. Rindensubstanz, das kleine Hirn ist bis gegen das 18te Jahr hin verhältnißmäßig größer, so auch die sogenannten ovalen Körper, und das Rückenmark höher; die weiße Marksubstanz, als der edelste Theil des Hirns, nimmt mit dem Heranwachsen stärker zu. In einer der Hirnhöhlen hat man nach dem 13ten Jahre des Kindes den sogenannten Hirnsand bemerkt, welcher in 3 Partien abgetheilt ist, und an Größe und Menge variirt. — Im Ganzen bekommt in der heranreifenden Jugend auch das nächste Seelenorgan mehr und mehr Energie und Festigkeit, überwiegend über die Weichheit, Empfindlichkeit, und Lebhaftigkeit.

Die ganze Gestalt des Körpers tritt in allen ihren Theilen mit jedem Jugendjahre mehr in das schöne Verhältniß des ausgebildeten Menschen. Der Kopf ist im Wachsthum zurückgeblieben, der Hals hält ihn freyer empor, die Brust hat sich erhoben und erweitert, der Unterleib hat sich zurückgezogen, aber die Hüften sind breiter geworden, immer fester steht der junge Mensch auf seinen Füßen, diese gehen mehr gestreckt, und die Arme erhalten mit den Händen ihre

verhältnißmäßige Länge. Da nun die Muskeln überall ihre Fülle und Ausdehnung erhalten, so rundet sich alles aus, und die jugendliche Gestalt steht endlich da in ihrer Kraft und Schönheit. Das Unbedeutende des Gesichts geht allmählig über in den sprechenden Ausdruck der Humanität, dabey auch des besondern Charakters. Schon durch die hervorgewachsenen Zähne haben die Wangen das Oval des Gesichts zu bilden angefangen, das heraustretende Kinn führt dieses mehr aus, der Mund formt sich aus seiner Unbestimmtheit oft erst gegen das 14te Jahr hin, dann kündigt sich in den geschlossenen Lippen die innere Bildung an, die Backen ziehen ihre hervorgedrungene Fülle etwas zurück, die Nase legt das Profil schärfer hervor, die Augen lassen mehr Seele erscheinen, die Augenbraunen zeigen ihren bleibenden Kreis, die Stirne verkündigt mehr Denkkraft und Freyheit, und um das Angesicht legt sich der Haarwuchs herum in angemessenen Formen. So entfaltet sich gewöhnlich um das 14te Jahr hin die Physiognomie, und entscheidet sich täglich bestimmter. Von dieser Zeit an zeigt sich besonders bey der ungebildeten Menschenklasse, die Aehnlichkeit mit den Eltern am stärksten. Die Mundhöhle ist durch die Zähne und die Veränderung der Kiefer etwas verengt, die Zunge erhält aber dadurch eine bestimmtere und mehrfachere Wirksamkeit, je nachdem sie die Theile in der verengerten Höhle berührt, die Luftröhre verlängert, und erweitert sich, und die Stimmorgane bilden sich aus.

Fassen wir nun diese ganze physische Entwickelungsgeschichte der Jugend unter einen Gesichtspunkt, so sehen wir, daß der Körper während seines Wachsthums von der größern Weichheit, Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit übergeht zu mehrerer Festigkeit, Stetigkeit und Energie. Das Kind nimmt um so mehr verhältnißmäßig auf, je jünger es ist: der junge Mensch wirkt um so mehr heraus, je näher er der Reife kommt. Die ganze Jugendgeschichte von der Geburt an läßt sich also denken als ein allmähliger Uebergang von dem Negativen in dem Organismus zu dem Positiven. Ja, vor der Geburt, von dem ersten Beginnen des Embryo an, ist dieses schon anzunehmen. Hier war freylich die Thätigkeit des Herzens schon ganz frühe zu bemerken, und mit Grunde läßt sich auch eine von innen herauswirkende Thätigkeit des Hirns voraussetzen; denn mit dem Kinde beginnt eine Individualität, ein selbstständiges Wesen. Allein dieses Wesen lag in der Mutter Schooß, es bildete sich unter dem stetigen Einfluße der Mutter, es war Anfangs fast nichts als empfangende Kraft, und in dieser, indem es von der Mutter die eigenen Lebensreize erhielt, erwachte seine Selbstthätigkeit, seine Lebensverrichtungen wurden mehr und mehr in ihm selbst begründet, bis es mit der Geburt auf einer Stufe der entwickelteren herauswirkenden Kraft erschien. Was ihm vorher das mütterliche Blut zuführte, diese Lebensreize führt ihm jetzt die Atmosphäre zu; diese ist nun der Mutterschooß geworden, und unter dem Einflusse von Luft und Licht tritt täglich stärker seine positive Kraft hervor. Wahr-

scheinlich daß der eingeathmete und eingesogene Sauerstoff hierzu unmittelbar wirkt, aber gewiß auch das Sonnenlicht und überhaupt die umgebenden Naturmächte. So wird der Mensch auch im Physischen mehr ein frey aus sich selbst herauswirkendes Wesen und in der Vereinigung des Negativen und Positiven mehr er Selbst. Das Verhältniß aber von beydem entwickelt sich nun nach den Geschlechtern verschieden.

Allerdings läßt es sich nicht anders denken, als daß schon vom frühesten an sich das Geschlecht entschieden habe, schon mit dem ersten Hereintreten des Geistes in die Wirklichkeit. Ist nun einmal der positive Pol in dem Physischen vorherrschend, so entwickelt sich alles in dem Embryo zum Männlichen; hat der negative den stärkeren Zug, so entwickelt sich dasselbe zum Weiblichen, so daß sogar der Physiologe nachweisen kann, wie in dem letzteren Falle dieselben Geschlechtstheile, die in dem ersteren Falle die männlichen sind, sich weiblich gestalten, und hiernach der ganze Organismus seine geschlechtliche Eigenthümlichkeit annimmt. Nach dieser Vorstellungsart ist es klar, wie der Geschlechtscharakter, obwohl von dem ersten Beginnen an entschieden, doch erst allmählig in der Jugend erscheint. In den ersten 3 Lebensjahren sind Knaben und Mädchen zwar schon bestimmt verschieden, auch zeigt ihr ganzes Wesen schon da genug das Knabenhafte und Mädchenhafte, aber doch haben sie noch vieles mit einander gemein, was sich mehr

und mehr bis zur Pubertät sondert. Hierbey nun folgende Erscheinungen.

Der Knabe verliert gegen das 7te Jahr hin den Ton seiner Stimme, selten kann er nun noch dem Mädchen gleich Discant singen; der Ton fällt immer mehr, der 14jährige Knabe spricht schon gerne im Tenor, und die Stimme des Mannes wechselt zwischen diesem und dem Baß. Die Brust erhebt sich mehr und wird breiter. Der Knabe sehnt sich gleichsam instinctartig nach dem Barte, er freut sich der ersten Ankündigung desselben an seiner Oberlippe, und bald nach 14 Jahren bräunet sich mit Mannheit seine Wange. Zu gleicher Zeit zeigt sich auch anderwärts ein neuer Zufluß und eine neue Mischung von Säften, neue Triebe erwachen, und der Jüngling fühlt, daß er Mann wird. Die Muskeln sind mittlerweile immer straffer und stärker geworden, welches schon der Hang des Knaben zur Muskelthätigkeit ankündigte.

Das Mädchen behält den höhern Ton seiner Stimme, ja, er wird noch feiner und steigt gerne bis zum höchsten Silbertone des Discants. Die Natur scheint übrigens die Alt- und Sopranstimme so ziemlich gleich vertheilt zu haben, und nur in der Reinheit und Anmuth der Stimme den Ausdruck der reinen Seele zu setzen. Nur gegen das 13te oder 14te Jahr hin wird die Stimme eine Zeit lang unbestimmter und schwächer bis sie bald nachher aus dieser Krise reiner und sanfter hervorgeht. Zu gleicher Zeit kündigt dem Mädchen die Natur eine mächtige Veränderung an. Es ist ihm wehe, es scheint zu erkranken, und bald

erfolgt im gesunden Zustande jener periodische Blutverlust. Die Gestalt des Weibes bleibt kleiner als die des Mannes, seine Muskeln sind mehr ausgerundet, Sanftheit, Weichheit und Fülle geben ihm die Formen der Schönheit.

Vergleichen wir nun die männliche und weibliche Jugend in ihrer physischen Entwickelung noch genauer mit einander, so finden wir bey jener mehr Andrang des Blutes nach der Brust, und stärkere Respirationswerkzeuge, also auch mehr Aufnahme des Sauerstoffes aus der Luft und mehr Verarbeitung der Säfte zur belebenden Energie: bey dieser verhältnißmäßig mehr Entwickelung der Blutgefäße in dem Unterleibe, mehr Erweiterung des Beckens, mehr Ausdehnung des Zellengewebes, mehr Ansatz zum Fettwerden und überall die Tendenz zur Empfänglichkeit. Nerven und Muskeln gewinnen hiernach in jedem Geschlechte ebenfalls ihren eigenthümlichen Charakter; dort mehr Spannkraft und nach außen wirkendes Vermögen: hier mehr Reizbarkeit, Zartheit und Sensibilität. Offenbar zeigt also in dem männlichen Organismus durchaus das Positive, so wie in dem weiblichen das Negative sich vorherrschend. Weil nun aber auch das Vorherrschen des letzteren, jedoch mit dem Uebergange zum ersteren, der Charakter der Jugend ist, so erklärt sich hieraus das geschwindere Heranreifen des Mädchens vor dem Jünglinge. Hier bleibt nämlich die Natur in der Richtung ihrer Polarität, und bildet sich nur mehr zur Selbstthätigkeit in den Lebensverrich-

tungen aus; im Ganzen bleibt sie sich mehr selbst gleich, und sanftflutend gestaltet sie sich von innen heraus. Das Weib ist das Meisterstück der freyen und schönen Natur. In der männlichen Jugend dagegen bekommt die Polarität der Kraft einen Umschwung; der Knabe fängt daher frühe an zu zerstören und zu machen, und ahndet seine Bestimmung sich selbst zu etwas zu bilden, wodurch er sich die Natur bildend unterwirft. Dieser Uebergang zum Entgegengesetzten kann nicht anders als im Kampfe erscheinen. Und so findet sich auch wirklich die Entwickelung des Knaben, besonders nach dem 7ten Jahre als ein Ringen und Treiben, wodurch er, statt der Anmuth des Weibes sich Macht und Würde erringt. Der physische Organismus führt allerdings auch auf diesen Unterschied der Geschlechter hin.

Die Hauptperiode des jugendlichen Alters ist sonach jene Erscheinung der Pubertät, bey dem männlichen Geschlechte gewöhnlich mit dem 15ten oder 16ten Jahre, bey dem weiblichen mit dem 13ten bis 15ten. Von dieser Zeit an wird der Knabe Jüngling das Mädchen Jungfrau; letztere reift nun aus den angeführten Gründen schneller heran, so daß sie oft schon ohne Nachtheil ihres Körpers vor dem 19ten Jahre Mutter werden kann: ersterer kann gewöhnlich nicht so frühe ohne Nachtheil seiner Gesundheit Vater werden, vielmehr bedarf der Körper bis zur Vollendung des Wachsthums, also bis zum 25ten Jahre noch der Säfte, welche durch das Zeugungsgeschäfte verlohren gehen.

Wir haben demnach mit Recht zwey Hauptabschnitte in der Jugendperiode angenommen: die erste, beendigt die Kindheit oder das empfängliche Alter mit der Erscheinung des Selbstbewußtseyns und der Vollendung des ersten Zahngeschäftes im dritten Lebensjahre; mit der zweyten wird das Knaben- und Mädchenalter beendigt, indem das Geschlechtliche völlig erscheint, das Jünglingsalter beginnt nach dem 14ten oder 12ten Lebensjahre. Es bedarf keiner Erinnerung, daß die Natur die Abschnitte nicht scharf zieht, sondern stetig eines aus dem andern herausführt; jedoch sind in beyden Epochen Erscheinungen, welche ziemlich plötzlich eintreten. Auch lassen sich allerdings noch einige dazwischenliegende Perioden bemerken, nämlich das Umzahnen gegen das 7te Jahr hin bey jedem Geschlechte, und die völlige Beendigung der Pubertät gegen das 18te Jahr bey dem Jüngling. Der Wachsthum geschieht nicht gleichförmig. Obwohl das Kind in seinen ersten Wochen, Monaten und Jahren verhältnißmäßig am stärksten wächst, so erfolgt doch hier zu Zeiten wieder ein stärkerer Trieb, gewöhnlich bey dem Mädchen vor der Pubertät, und bey dem Jüngling zwischen dem 15ten und 16ten Jahre. Eine allgemeine Regel läßt sich hier nicht finden; selbst äußere Umstände z. B. Veränderung des Wohnorts und der Lebensart regen oft den Wachsthumstrieb stärker an.

Das Kind erwächst zum Menschen, heißt also in physischer Hinsicht: in allmählicher Zunahme entwickeln sich die Organe für das verei-

nigte vegetative, animalische und humane Leben zur vollen Wirksamkeit der Menschenkraft. Diese erscheint nämlich körperlich in drey Hauptrichtungen. In der ersten ist sie ganz unwillkührlich, also dem Gewächse ähnlich; in der zweyten mit Trieben verbunden, deren Befriedigung der Willkühr unterworfen sind; in der dritten ganz willkührlich; aber alles dieses wunderbar in einander eingehend zum Ganzen des Menschenlebens. Jede dieser Richtungen zeigt sich wiederum dreyfach. Die erste, welche wir die animalisch-vegetative Verbindung mit der Außenwelt nennen wollen, wird bestimmt 1) durch die Erdenkraft (Schwerkraft), 2) durch die Luftkraft (in der umgebenden und einwirkenden Atmosphäre), 3) durch die Lichtkraft (in dem Emporstreben des aufrechten Körpers): aber Einfluß der Willkühr findet allerdings auch hier statt, indem der Leib nicht angewurzelt ist und frey seinen Ort in dieser dreyfachen Beziehung verändern kann. Da das Leben in diesem Verhältnisse zunächst wirkt, so fassen wir alles, was in dieser Richtung liegt, in dem Lebenstriebe (im engeren Sinne) zusammen. Die zweyte Richtung, welche human-animalisch ist, äußert sich 1) im Erhaltungstriebe durch die Nahrung; 2) im Fortpflanzungstriebe; aber freylich in allen Lebensverrichtungen innerhalb des Körpers sind Erregungen, Befriedigungen und Rückwirkungen dieser Triebe mit jenen organischen Verrichtungen in Eins verflossen, in welcher Vereinigung die Verdauungs- Ernährungs- Ausleerungsgeschäfte, Schlafen und

Wachen erklärbar, und theils weniger theils mehr der Willkühr unterworfen sind. Die dritte Richtung der organischen Kraft, worin mehr als in den andern die Humanität erscheint, ist 1) die Bewegung der Gliedmaßen, 2) der Gebrauch der Hände, 3) die Stimme und Sprache; auch diese Aeußerungen sind mit jenen Lebensverrichtungen unendlich verschlungen. Es wird nöthig seyn, daß wir uns den Zusammenhang aller dieser Thätigkeiten etwas deutlicher machen.

Die willkührlichen Bewegungen bringen den Leib an Ort und Stelle, führen dem Munde die Speise zu und äußern durch die Stimme die Bedürfnisse; hieraus erfolgt theils Befriedigung der Triebe theils Unterhaltung der ganzen organischen Thätigkeit. Die Triebe nun regen diese willkührlichen Bewegungen und Aeußerungen an, sie unterhalten aber auch den Lebensprozeß, die Sinnenbeschäftigung erregt vermittelst der Nerven und des Hirns Bewegungen und Stimme, und sie wirkt zugleich als Reizmittel auf den ganzen innern Organismus; die Befriedigung des Hungers und Durstes führt diesem Organismus Stoff und Reiz zu, und bewirkt Sprachlaute, und Gebrauch der Gliedmaßen; der Fortpflanzungstrieb wirkt ebenfalls im Innern als Lebensreiz, und indem er die Geschlechter einander nähert, bringt er mancherley willkührliche Thätigkeiten hervor. Auch mittelbar wirkt jeder dieser drey Triebe auf das Ganze, indem sie unter einander in genauer Verbindung stehen. Der Speisetrieb macht, daß man sich umsieht, daß man

aufhorcht, daß man fühlt, riecht und schmeckt, um den Hunger zu stillen: umgekehrt erregt der Anblick und der Geruch der Speisen den Appetit. Auf ähnliche Art verhält sichs mit dem Geschlechtstriebe; die Sinne sind in seinem Dienste, der Anblick der Geschlechter, die Stimme und der Ton der Liebe erregt ihn; auch steht er mit dem Speisetriebe in einer gewissen Wechselerregung. Von der Befriedigung oder Nichtbefriedigung dieser Triebe hängt ferner die innere Stärke oder Schwäche ab, womit der Körper die atmosphärische Einwirkung aufnimmt, oder worin er sich leichter oder schwerer fühlt: dagegen wirken Erde, Luft, und Himmel von außen zur innern Stimmung, womit die Lebensverrichtungen freyer oder gehinderter vor sich gehen, daß etwa die Muskelfaser zur Bewegung oder der Nervenäther zur Empfindung gereizt werde, und womit der Lebensstrom sich durch alle Zweige trüber oder fröhlicher ergießt. Und nicht bloß in dem Bewußtseyn erfolgt diese Wechselwirkung aller jener Thätigkeiten, noch häufiger und wirksamer entspinnt sie sich in dem bewußtlosen Zustande. So greifen sie alle zusammen zu der ganzen Kraftäußerung des menschlichen Organismus. Die Anthropologie weiß noch vieles vom merkwürdigen Consense oder Antagonismus einzelner Thätigkeiten aufzuzeigen.

Aus dieser Vorbetrachtung liegt uns nun auch die körperliche Jugendentwickelung deutlicher und vollständiger vor. In der Kindheit wirkt die Schwerkraft und die Atmosphäre zuerst am meisten auf das physische Leben, das Licht wirkt mehr allmählich, indem es

das Aufrichten der Gestalt und das Strecken des Körpers bis zur möglichsten Höhe befördert, denn es wird hier als die der Schwerkraft entgegen wirkende Kraft betrachtet, wie sie sich insbesondere in dem Reiche der Vegetationen offenbart. Dagegen wirkt das Licht zuerst zu Erregung des Sinnes in dem Sehen, während zu gleicher Zeit in jener zweyten Richtung der Speisetrieb erwacht, dagegen der Geschlechtstrieb noch lange schlummert. In jener dritten Richtung kommt das Kind zuerst zum Gebrauche der Hände, langsamer und später zur freyen Bewegung der Gliedmaßen, und noch langsamer und später in den Besitz der Sprache. Die Kindheit hat alle Sinnen entwickelt, die Gestalt aufgerichtet, die Glieder frey gemacht und die Sprache angefangen. Das mittlere Jugendalter bildet beynahe dieses alles aus; insbesondere ist die Periode um das 7te Lebensjahr als die völlige Entwickelung der Sprachkraft anzusehen. Aber die Ausbildung der freyen Bewegungen, wie auch der Sprache und Stimme fällt in das letzte Jugendalter, und hier erst erwacht der Geschlechtstrieb. Aus dieser Ansicht wird klar, daß in der Kindheit hauptsächlich der Sinnentrieb und Speisetrieb (zusammen: Auffassungstrieb) in dem gereizten Zustande sich befinden muß, und daß auch alle übrigen willkührlichen wie unwillkührlichen Thätigkeiten mehr oder weniger in dem Dienste desselben seyn müssen; das Irdische hat in der ganzen Stimmung des Kindes noch die Oberhand, die Ermüdung erfolgt bald, und selbst der Schlaf weicht noch nicht so willig dem Tage. Das Knaben- und Mädchen-

alter hat seinen gereizten Zustand in den Sinnen, in den Bewegungen der Gliedmaßen, hauptsächlich der Füße, in den Handbeschäftigungen und in der Stimmäußerung, alles dieses durch den Trieb nach Vorstellungen, mitunter aber auch durch den Speisetrieb erregt, von der Schwerkraft noch ziemlich festgehalten, bald ermüdet, aber schon mehr von dem Einflusse des Lichtes im Wachen und Schlafen und in der ganzen Stimmung abhängig. Das Alter des freyen Spiels der mannigfaltigen Thätigkeiten vom Auffassen zum Bewegen, vom Geben zum Empfangen. Das Jünglingsalter bringt durch die Entwickelung eines neuen Triebes eine gänzliche Veränderung hervor; alle Thätigkeiten treten insgeheim in den Dienst dieses mächtigen aber zur Selbstbeherrschung führenden Triebes, hierin ist jetzt der gereizte Zustand, und zugleich in der nach Ausbildung sich sehnenden Muskel- und Nervenkraft. Der Organismus lebt in einer neuen elektrischen Strömung, die Phantasiegebilde der Nacht und die Energie des Tages führen das Streben des jungen Menschen über die Erde hinweg. Es ist das Alter des Treibens zum höheren Ziele.

Diese ganze Kraftäußerung ist nun nach den Geschlechtern verschieden, so wie sich dieses aus der vorherrschenden positiven oder negativen Kraft erklärt. Denn hiernach müssen jene drey Richtungen mit ihren dreyfachen Functionen bey dem Knaben und Jünglinge durchaus einen positiven, so wie bey dem Mädchen einen negativen Charakter annehmen. Jener sitzt nicht gerne lang ruhig, hängt nicht sonderlich von der At-

mosphäre in seiner Stimmung ab, und macht leichter die Nacht zum Tage; er vergißt leicht das Essen, liebt mehr den Trunk als Reiz der Energie, seine Sinne wollen auf die Dinge umher wirken, er greift mit seinen Händen nach dem was er sieht, er macht sich selbst gerne Lärmen für das Ohr; er sucht das Weite, rennt, springt, klettert, ringt, fliegt auf dem Rosse hinaus; er spricht gerne laut, schreyt, befiehlt, stellt seine Begriffe auf, und will, daß feststehe sein Wort u. dgl. m. Das Mädchen sitzt dagegen lieber als der Knabe, hängt mehr von geheimen Einwirkungen des Organismus ab, ist daher leicht der Laune (luna) unterworfen, wird inniger froh des Frühlingslichtes, schaudert mehr vor dem Dunkel, hat mehr Speiselust, Sinnenlust, und bekommt hier im natürlichen Zustande Geschlechtstrieb. Es läßt sich eher zu Hause halten, hüpft und tanzt lieber, als es rennt und springt, fährt lieber, als es reitet. Hiernach folgende Erscheinungen der Jugend dem Alter und Geschlechte gemäß.

Der 3—7jährige Knabe, im freyen Besitze seiner Sinne, weilt vor keinem Gegenstande mit ruhiger Beschauung, sondern er hat immer einen Zweck bey seinem Hören und Sehen, und daher wirken seine Sinne mehr für die Wahrnehmung als für das Aesthetische. Er unternimmt gerne allerley mit seinen Händen oder Fäusten, am meisten liebt er Werkzeuge, womit er allerley machen kann. Doch selten ist er lange anhaltend und ruhig hierbey, denn auch seine Füße wollen sich bewegen, und sympathisch wird er zum Laufen, Springen, Klettern und Herumbalgen auf-

geregt. — Das Mädchen fängt schon in diesem Alter an die Gegenstände ruhiger und sinniger aufzufassen, es beschäftigt am liebsten seine Finger, doch sitzt es auch nicht gern lange, und hüpft bald mit andern fröhlich herum.

Das 7 — 14jährige Knabe liebt Beschäftigungen, wobey er seine zunehmende Muskelstärke auf alle Art gebrauchen kann, ein innerer Reiz der wachsenden Energie treibt ihn, mehr und mehr seine Gliedmaßen zu versuchen. Diese Kraft spielt in ihm bey der leisesten Anregung, und nur in ruhigeren Augenblicken begiebt er sich zum Schauen und Anhören. — Das Mädchen von 7 — 12 Jahren wandelt schon öfters ruhig in der Natur, sieht sich um und hört ohne weiteren Zweck, doch sehnt es sich wieder nach seinen munteren Gespielen. Die Bewegungen seiner Gliedmaßen sind sanfter, anmuthiger und lange nicht so angestrengt, als die des Knaben.

Der 14 — 18jährige Jüngling steht und geht zwar gehaltener und manchmal mit gemessenem Schritte, aber seine Lust an körperlicher Anstrengung von mannigfaltiger Art wächst im Ganzen, indem sie sich zugleich mehr ordnet. Jetzt treten Momente der ruhigen Betrachtung ein, worin er die Sinneneindrücke auffaßt. Sein Blick wirft ernst, spähend, feurig, durchdringend, nicht selten dabey etwas finster, auch zuweilen schüchtern oder auch feindlich angreifend; seine Aufmerksamkeit im Hören hält nicht gerne lange an. — Diese Jugendlichkeit kommt immer noch zum Vorschein bis zur Reife des gesetzten Mannes. — Von

dem 13ten bis 14ten Jahre an geht das Mädchen zur Jungfräulichkeit durch folgende Erscheinungen über. Seine Stimme wird schwächer und verliert an Reinheit, seine Glieder empfinden zu Zeiten Müdigkeit, es fühlt sich unbehaglich, ist niedergeschlagen, weiß nicht was ihm fehlt, hat Bangigkeit, durch seine ganze Natur dringt ein Ton der Wehmuth. Auf einmal geht eine Veränderung in seinem ganzen Blutumlauf vor, die sich nun monathlich zu bestimmter Zeit einstellt, es wird ihm heitrer zu Muthe und leichter in den Gliedern, der Frohsinn kehrt zurück, die Welt ist ihm wieder helle geworden, aber sie sieht ihm ganz anders aus; seine Verhältnisse zu den Menschen haben sich geändert; getroster in dem Besitze seiner Unschuld und schüchterner in dem Gedanken ihres möglichen Verlustes tritt es in die Gesellschaft der Erwachsenen, und ist, wie diese, gesetzt in ihrem Betragen. Jetzt wird die Stimme wieder wohlklingend. Das Ohr horcht auf leise Laute und erkennt sie bald, das Auge weilt mit sanftem Blicke vor dem Gegenstande, und wenn dieser auch feurig wäre, so giebt ihm die edle Natur nie etwas Zudringendes, und nur als Nothwehr etwas Durchdringendes gegen frevelhafte Verletzung, aber in der Liebe etwas Schmachtendes. Das Gefühl und der Geruch wird immer zärter, und der Geschmack schärfer unterscheidend. Die jugendliche Munterkeit äußert sich gerne lebhaft in Herumhüpfen und Tanzen, aber sie wechselt zuweilen mit einer trüben und gereizten Stimmung, ohne

Bewußtseyn eines Grundes dazu, d. h. mit mehr oder weniger Laune, und das scheint mit den periodischen Veränderungen des Körpers zusammen zu hängen. Die liebliche Lebhaftigkeit des Mädchens spielt aber immer noch durch die würdevolle Anmuth der gesetzten Jungfrau hindurch.

Zweyter Abschnitt.

Entwickelung des Geistes.

I. Sinnenkraft.

Wenn gleich in dem dritten Jahre alle Sinne wirken, so erhalten sie doch in den folgenden Jahren erst die Vollendung ihrer Thätigkeit. Der Getast- und Gefühlsinn ist wohl selten vor dem 7ten Jahre in dem Grade ausgebildet, wie ihn, um nicht etwa die künstlerische Hand zum Maaße zu nehmen, der erwachsene Mensch gewöhnlich besitzt. Der Geruchsinn scheint erst mit der Mannbarkeit in seiner ganzen Stärke hervorzudringen; und der Geschmacksinn vielleicht noch später, wie man daraus sieht, daß der Jüngling nur im Falle der Verwöhnung oder Verfrühung z. B. Weinsorten und Speisezubereitungen scharf unterscheidet. Eben so selten wird man Knaben und Mädchen sich viel mit dem Geruche der Blumen beschäftigen, sehen; die Farben sind ihnen immer noch lieber. Es

bleibt also ausgemacht, daß Gesicht und Gehör am frühesten in ihre volle Wirksamkeit treten. Jedoch geht auch in diesen beyden Sinnen die Ausbildung bis in das Jünglingsalter weiter fort. Wie sehr unterscheidet sich auch hierin die Entwickelung des Menschen von dem Thierjungen! Der Grund dieses langsameren Ganges muß also in dem Geistigen liegen, und hierdurch wird uns die Entwickelung eines jeden einzelnen Sinnes erst ganz erklärbar.

Die Aufmerksamkeit ist es, welche die Sinnenkraft im Ganzen weiter führt, indem sie dieselbe in ihren einzelnen Zweigen aufhält. Sie, diese früheste menschliche Aeußerung des neugebohrnen Kindes trat zuerst in dem Gesichtssinne vor, und vollendete sich bald darauf in dem Gehörsinne. An Auge und Ohr ist nun einmal die Seele gewöhnt, in diesen Sinnen ist sie ganz und ungetheilt. Aber hier erhält sie auch so viel Stoff und so mannigfaltige Reize, daß sie mit der Beschäftigung derselben Sinne gar nicht fertig wird; die Welt bietet vom Morgen bis zum Abend dem Kinde so viel zu sehen und zu hören und zu unterscheiden dar, daß es schon von dieser Thätigkeit ermüdet, wäre es auch nicht von andrer, Abends einschlafen muß, und wenn es am Morgen erwacht, so bringt ihm Licht und Schall wieder Neues entgegen. Das dauert wenigstens bis zum 7ten oder 8ten Jahre so fort, daß ihm noch die alltäglichsten Gegenstände unter neuen Formen erscheinen, mit neuen Anschauungen seine Aufmerksamkeit unterhalten und zu neuer Anstrengung seine Denkkraft erregen. Auf diese Art findet das

Kind sobald noch nicht Zeit für die Ausbildung der andern Sinne, und wird auch mit jenen noch nicht so leicht ferrig.

Lange Zeit muß nämlich damit hingehen bis der Knabe Nah und Fern gegen einander genugsam abmißt, und selbst der Erwachsene hat hiermit noch viel zu thun. Selbst die physische Beschaffenheit des Auges macht dieses erst nach und nach möglich, denn die Feuchtigkeiten, womit das Auge des Kindes stärker angefüllt ist als das des Erwachsenen, nehmen allmählich ab, die inneren Theile, wie die Krystallinse und das Netzhäutchen rücken dadurch näher zusammen, die frühere Kurzsichtigkeit verliert sich und der Jüngling sieht im natürlichen Zustande weiter und näher in die Ferne als der Knabe. Schon hieraus ergiebt sich, daß sich die Aufmerksamkeit in dem Sehen die ganze Jugendzeit hindurch in einem gereizten Zustande befindet. Aber auch die neuen Unterscheidungen von Formen, Farben und Gestalten ziehen die Kraft des Anschauens und Denkens überwiegend heraus in die Gesichtswelt. Daher gelangt kaum der Jüngling zu jener Ruhe, worin die Aufmerksamkeit unbefangen des Eindrucks, dem äußeren Reize das völlige Gleichgewicht hält, d. h. wo er ästhetisch sieht, und vor dem Schönen weilt. Dann erst betrachtet er die verfließenden Linien, die vielgestalteten Massen, das mit dem Schatten vertheilte Licht und den darüber hingegossenen Farbenschimmer ungestört; denn nun quält ihn nicht mehr der Trieb wissen zu wollen, was das ist, wie weit es ist, warum das so aussieht; er

mißt nicht mehr die Schritte und Meilen zum Baume und Gebirge ab, und denkt nicht mehr so angelegentlich an den Namen des Dorfes, dessen Kirchthurm hervorragt — kurz die Landschaft fängt nunmehr an sich als eine schöne Fläche eines Gemähldes vor ihm zu verbreiten, und in seinen Sehen erwacht nun erst ganz der Sinn für das Mahlerische. Und nunmehr ist nicht nur der Gesichtssinn, sondern auch die Geisteskraft in demselben ganz frey geworden. So erfolgt es in dem gewöhnlichen Naturgange bey dem Jünglinge; etwas früher bey dem Mädchen. Der Gesichtssinn nimmt jetzt mit Freyheit wahr und schaut mit ruhigem Wohlgefallen an.

Auf solche Art sehen wir, daß der Mensch alles sein Denken und Anschauen durch das Sehen zuerst und lange Zeit fast allein bildet, und so nimmt er auch hauptsächlich von dem Gesichtssinne seine Vorstellungen, wenn er sich erklären will; wovon die vorliegende Periode ein Beyspiel giebt. Fast möchten wir sagen, der Gesichtssinn sey der erste Sitz der Geisteskraft.

Darüber könnte es nun kaum zur Entwickelung des Getast- und Gesichtssinnes kommen, wenn dieser nicht durch jenen selbst belebt und unterhalten würde. Aber das Kind greift nach allem; was es sieht, befühlt es, so daß man wohl sagen möchte, die Kinder wollen auch mit den Fingern sehen; es läßt auch wohl die Sache in den Händen herumgehen, oder stampft mit dem Füßen darauf. Dieses ist langehin eine jugendliche Aeußerung, um der Be-

griffe von Raum, Entfernung, Gestalt, Oberfläche sich zu berichtigen, oder vielmehr um das Geschäft des Auges zu vollenden, und gleichsam noch dazu mit den Händen sehen zu wollen. Aus diesem Grunde kommt der Mensch erst durch Cultur z. B. der Kunst und Reflexion dazu, daß er in seinen Fingerspitzen mit Zartheit und Bestimmtheit wahrnimmt; und nur durch höhere Bildung wird der Sinn des Gefühls so gewonnen, wie ihn etwa der Kenner der plastischen Kunst besitzt, dessen Hand jene feine Empfindung der Oberfläche hat. Fast durchaus bleibt dieses letztere ganz schlummern, sonst würde sich vermuthlich das Gefühl als Sinn für die Oberfläche von dem Getaste als Sinn für den Punkt des Widerstandes eben so scharf unterscheiden, wie etwa der Geschmack von dem Geruche. Alles dieses liegt in der immer vorwaltenden Beschäftigung der Augen und in der Beziehung des Tastens und Fühlens auf das Sehen. Bey dem Blindgebohrnen vertritt darum das erstere die Stelle des Sehens, und kommt er etwa einmal zu seinem Gesichte, so sieht er vorerst wie er fühlt und sieht für sein Fühlen, d. h. er hält das Gesichtsfeld für eine Fläche, worin er alles unmittelbar berühren kann, bis der Gesichtssinn gleichsam sein Recht der Erstgeburt allmählich geltend macht. Aber daß mit demselben der Getastsinn für den Verstand seine Vorstellungen verbindet, zeigt uns das Wort begreifen.

Diese zwey oder drey Sinne lassen demnach auf alle Weise ihre Perceptionen zu einer gewissen Einheit zusammenfließen, doch so, daß in dem gesunden Zu-

stande die des Auges die deutlichsten und herrschendsten sind. Sie erhalten so auch eine gewisse Einerleyheit, nämlich in dem Heraustreten der Geisteskraft zur Außenwelt hinaus, gleichsam ein Dahinstellen des Außer uns, oder des Raumes und seiner Abmessungen. Sie entfalten ihre einzelnen Richtungen dieser gemeinschaftlichen Hauptrichtung in wechselseitigem Einflusse auf einander, während der ganzen Jugendzeit hindurch, so daß erst in der dritten Periode derselben die ruhige Empfindung mit der gehörigen Schärfe und Feinheit statt findet; und alsdann nimmt die Seele nicht bloß durch diese Sinne wahr, sondern empfindet auch mit inniger Lust durch dieselben das Schöne, das Zarte, das Glatte. Es ist ein seltener Fall, und entweder außerordentliches Talent oder Affectation, wenn der 14jährige Knabe oder das 12jährige Mädchen die Mahlerey eines Stückes bewundert, oder von der Zartheit in den Berührungen der Tonsaite redet, oder Sinn für die Wellenformen der Bildsäule äußert. Mit 16 oder 18 Jahren geht dieser innere Sinn den Gebildeteren gewöhnlich erst auf, und mit demselben eine höhere Welt.

Doch auch das Gehör hatte sich frühe entwickelt, als eine der ersten Aeußerungen der Sinnenkraft. Eben darum wird es minder von dem Sehen beherrscht, es steht diesem vielmehr zur Seite als ein ganz verschiedener Sinn, und beyde erregen sich wechselseitig, nehmen sich in Anspruch, beschränken sich, nur aber so, daß der Gesichtssinn immer als Hauptsinn vorstrebt. Will nämlich das Kind schärfer bemerken,

was es hört, so nimmt es das Auge zu Hülfe, als wollte es den Schall auch ansehen: umgekehrt ist es dagegen nicht leicht der Fall, daß es einem Gegenstande anhören will, was es sieht; jenes ist daher die natürliche Association dieser beyden Sinne die ganze Jugend hindurch, die Herrschaft des Ohres aber das Werk der Reflexion und Bildung. Der 14jährige Knabe oder das 12jährige Mädchen werden immer noch mehr sehen wollen und hören, und schärfer, leichter, freyer mit dem Auge unterscheiden als mit dem Ohre. Nur bey einer vorzüglichen musikalischen Anlage werden sie vor dem 7ten Jahre mit freyer Aufmerksamkeit die Verschiedenheit der Töne anders als dunkel empfinden, wenn sie gleich alsdann Thier- und Menschenstimmen und die Sprachlaute hinlänglich unterscheiden. Doch wird das letztere sich noch die Jugendzeit hindurch ausbilden, und auch der Erwachsene lernt ja noch feinere Nuancirungen der Sprachlaute. Von frühem gewöhnt zu erfahren, w o h e r der Schall komme und w a s er bedeute, wird der Jüngling lange noch bey allem, was er hört, insgeheim in diesem gereizten Zustande des Erkennenwollens erhalten, und daher ist das ruhige Anhören der Wohlklänge und zwar außer der Melodie auch der Harmonie eine Sache der späteren Jugend oder der vorzüglichen Uebung. Ja, es läßt sich aus der beständigen Beziehung des Gesichtssinnes auf den Raum begreifen, warum es so wenige Hörer giebt.

Die Ruhe und Stille der Seele, welche zu dem Aufhorchen und Anhören erfordert wird, ist auch für

die Unterscheidung in dem Riechen und Schmecken nothwendig. Diese drey Perceptionen haben das mit einander gemein, daß sie mehr die Eindrücke von aussen hineinziehen als der Aussenwelt sich positiv entgegen setzen; aber dabey ist der innere Sinn doch nicht passiv oder dem Eindrucke hingegeben. Seine Thätigkeit ist mehr eine innere des Unterscheidens mit Selbstständigkeit und innerem Festhalten während des Wechsels jener Eindrücke, welche momentan und vorübergehend sind; mit einem Worte, sie ist mehr eine negative Thätigkeit. Der Gehörsinn bleibt hierbey immer der vorzüglich gereizte und beschäftigte, daher kommt es erst spät in der Jugend zur Schärfe des Geruches und Geschmackes und zum freyen Wohlgefallen dabey. Wenn auch die Jungfrau den süßen Duft des Veilchens einzieht, so wird sie immer wieder von dem Farbenreize angezogen, und der Jüngling vergißt noch geschwinder den Wohlgeruch, und bricht er die Rose ab, um ihren Geruch zu genießen, so wird sie bei seiner unsanften Behandlung im Munde oder in der Hand bald ersterben. Lange weilen junge Leute auf keinem Fall bey den Gerüchen; so wie sie etwa nur einen Laut vernehmen, wendet sich den Augenblick wieder die Aufmerksamkeit in den Gehör- oder einen andern Sinn. Und bey dem Geschmacke vergessen sie gewöhnlich die Aufmerksamkeit und verlieren sich in den Genuß der Gegenwart; denn es scheint erst völlige Selbstbeherrschung dazu zu gehören, daß man bey diesem Sinne nicht von dem Speisetriebe hingezogen werde.

Aus diesem Verhältnisse der Sinne zu einander und zu der Geisteskraft in denselben wird es klar, daß ihre Entwickelung sich erst mit den Jahren der Reife vollenden kann.

Obgleich der Geist mit dem frühesten zuerst gleichsam ganz in den Augen vordrang, so zieht er sich doch bald in dem Gehöre in das Innere zurück; stellte er dort die Außenwelt gleichsam außer sich hin, und sieht er mit Verstand aus sich heraus in dieselbe hinein, so erzeugt sich ihm hier eine innere Welt, in welcher er das Geistige vernimmt und sich zur Vernunft erhebt. In beyden Sinnen geht seine Denkkraft als menschlicher Geist hervor, aufmerkend, auffassend, einbildend, begreifend, durch Klarheit der Einsicht strebend zur Idee und zur Einheit. Der Gesichtssinn mit den ihm zugehörigen niederen Sinnen mußte vorherrschen und muß die erste Stimme behalten, wenigstens bis über den Mittagspunkt des Lebens, weil es der weltliche Sinn ist, und der Geist zuerst sein weltliches Vermögen entwickeln soll. Aber frühe schon mußte er auch zurückgezogen werden, und dieses geschah auf der niedrigsten Stufe zuerst durch den Speiseinstinct mit dem noch dunkeln Geschmackssinn, welcher das Kind noch eine Zeit lang immer wieder an seine Mutter zurückgab, und hier gleichsam an dem Höheren festhielt, bis sein Gehörsinn, hauptsächlich durch der Eltern Stimme gewöhnt, es zur höhern Geisterwelt hinführt, und nun die Tendenz nach jener Welt das Gleichgewicht gegen die nach der Erde hin

allmählig erhalten will. Er erhält endlich in dem Alter das Uebergewicht so, daß das Auge immer dunkel werden und das Ohr gegen die irdischen Töne sich verschließen mag, der Geist lebt indessen hienieden schon sein inneres Leben für den Himmel. — So steht die Entwickelung der Sinneskraft im genauesten Zusammenhange mit der ganzen Bestimmung des Geistes in seinem Werden.

Da sich diese Kraft theils als mehr positiv zeigt, nämlich in dem Sehen, Tasten und Fühlen, theils mehr negativ in dem Hören, Riechen und Schmecken, so ist es auch begreiflich, daß jenes mehr bey der männlichen Jugend, dieses mehr bey der weiblichen seine Wirksamkeit beweisen muß; und so lehrt es auch die Erfahrung.

2. Das Denkgeschäft.

Das Aufmerken ist das erste Denken des Kindes. Wir sahen, daß in jener frühesten Periode das Kind im Sehen und Hören zuerst alles noch als etwas Ungeschiedenes auffaßt, und nun nach und nach das Einzelne heraussieht und heraushört, und formt, bestimmt, festhält. Die Aufmerksamkeit des dreyjährigen Kindes zeigt sich in allen Sinnen, aber in verschiedenem Grade, am meisten in dem Auge und Ohr. Am leichtesten wird sie in dem Auge erregt und hier geht auch das Unterscheiden und Erkennen am schnellsten weiter. Aber das 7jährige Kind will noch gerne alles

sehen, und behält erst das recht, was es in sein Auge gefaßt hat; daher ist es sehr richtig ausgedrückt, daß anschauliche Kenntnisse die ersten für die Kinder seyen, und zwar anschaulich in der eigentlichen Bedeutung des Worts. Man versuche es auch selbst noch bey 10jährigen Kindern von etwas zu reden, wovon ihnen kein Bild (im buchstäblichen Sinne) vorschwebt, ob sie mit Aufmerksamkeit zuhören; so wie man ihnen aber im Erzählen oder Erklären Gesichtsgegenstände vorführt, so hängen sie an dem Munde des Sprechenden mit ganzer Seele. Und so bleibt es die ganze Jugendzeit hindurch Gesetz: was recht gefaßt werden soll, muß sich durch den Gesichtssinn möglichst versinnlichen. Da indessen die Aufmerksamkeit die Freyheit selbst ist, so ist sie von diesem Sinne keineswegs gefangen, sondern sie wendet sich willkührlich nicht nur zu dem Gegenstande von dieser oder jener Form und Farbe hin, sondern sie zieht sich auch augenblicklich von allen Gesichtsgegenständen weg, und hat es z. B. bloß mit einem Schalle zu thun; aber auch von allen Sinneindrücken macht sich schon das 3jährige Kind manchmal los und hält eine abgezogene Vorstellung fest.

Es bedurfte nur zweyer verschiedenartiger Sinne, daß sich das Gleichgewicht der Freyheit für die Aufmerksamkeit völlig einstellt. Diese ist alsdann nicht mehr für Eine Richtung befangen, sie kann von dem Ganzen der gegebenen Sinnenvorstellung sich abziehen, um nur einen Theil festzuhalten; sie kann das Reale derselben fahren lassen, und nur den Begriff von derselben, von dessen Eigenschaften, Verhält-

nissen, Merkmalen beybehalten; sie kann in der Einbildungskraft mehreres trennen und verbinden, und so sich Vorstellungen von ganz andern Dingen vorhalten, als die wirklichen sind; sie wirkt also im Auffassen und Einbilden mit der freyesten Selbstthätigkeit. Diese Erscheinungen sehen wir bey dem Kinde nach drey Jahren täglich interessanter werden. Knaben wie Mädchen suchen überall Neues auf, und hören oder sehen sie etwas, das sie noch nicht gesehen und gehört haben, oder bemerken sie in dem Bekannten etwas, das ihnen bisher noch verborgen geblieben war, so kommt es zur lauten Freude. Das fremde Thier, die entdeckte Regelmäßigkeit in dem Gewächse, das Wiedersehen eines Orts, den sie jetzt verändert finden, das beschäftigt ihre Seele, daß sie alles darüber vergessen. Ganz besonders freuen sie sich, wenn sie das in der Wirklichkeit sehen, was ihnen in dem Bilderbuche, oder in Erzählungen, oder in ihren eigenen Vorstellungen vorgekommen war. Dieses lebendige Spiel der Aufmerksamkeit vom Auffassen zum Begriffebilden und von diesem zu jenem, wächst diese ganze Periode hindurch, bis etwa gegen das 14te Jahre hin. Von dieser Zeit an nimmt sie scheinbar ab, und zieht sich theils mehr in das Innere, wo jetzt mit dem aufgehenden Morgensterne der Liebe die idealische Welt erwacht, theils wendet sie sich mehr auf einen Hauptgegenstand der Außenwelt hin. Der Jüngling eilt nicht so begierig wie der Knabe, um das fremde Thier zu sehen, vielleicht aber mehr in das Schauspiel;

ihn treibt es hinaus in die weite Welt, und da ist ihm alles merkwürdig, und alles ist ihm anders, wenn er gleich nicht vieles Andere zu sehen und zu hören hat als zu Hause. Geht man mit 7 bis 10jährigen Knaben und Mädchen im Freyen, so ist es belustigend zu sehen, wie die Mädchen etwas bemerken, das ihnen ist gesagt worden, und sie sich des Auffindens freuen, oder wie sie von dem Lehrer so gerne dieses und jenes wissen wollen, und dann vergnügt sich dieses mittheilen; wie dagegen die Knaben immer nicht ganz zufrieden sind mit dem was sie sehen und was man ihnen sagt, wie sie immer alles unter ihrer Erwartung finden, gerne widersprechen, und etwa selbst ihre Bemerkung behaupten. Bey dem Jünglinge wird dieses oft traurig. Bis zur Schwermuth oder bis zum Zorne kann er über die Dinge und Menschen in der Welt aufgebracht werden, weil er nirgends seine Idee befriedigt sieht; so sehr liebend fesselt sich seine Aufmerksamkeit auf die innere Welt, und an sein Ideal in der äußeren. Oder er lebt leichtsinnig dahin, immer nachjagend dem Leben, und nur auf das merkend, was dem Gebilde seiner Begehrungen zusagte — Die Jungfrau zieht sich wohl auch manchmal trauernd über die Welt, die nicht so ist, wie sie es wünscht, in ihr Inneres zurück, aber doch hängt sie mehr mit heiterem Sinne an der Gegenwart, sie merkt schärfer auf als der Jüngling, und nicht leicht entgeht ihrem Blicke etwas an den Menschen.

Die Sinneneindrücke beherrschen die Denkkraft

der ersten Kindheit, einbildend faßt diese Kraft sie auf, und so wie die Aufmerksamkeit freyer wird, werden auch die Associationen und Gebilde der Einbildungskraft freyer und bestimmter. Der 7jährige Knabe sieht schon nicht mehr die Dinge genau wie sie sind, und wenn er von dem erzählt, was er gesehen hat, so wird er selten ein treues Bild wieder geben; er wird weglassen, er wird übertreiben, seine Phantasie wird überall über die Sinnenwelt hinaus spielen. Auch wird er sich lieber mit Ungeheuern als mit der wirklichen Welt in den Erzählungen unterhalten lassen. Der Erzähler des Robinsons würde mit seinen Belehrungen aus der wirklichen Welt wenig Eingang gefunden haben: die Unterhaltung der Phantasie durch die wundervollen Schicksale des Knaben war es, was diesem vortrefflichen Buche so viele Wirksamkeit in der Kinderwelt verschafft hat. Und gewiß wird das Mädchen in dem spielenden Alter sein kleines Drama mit der Puppe der Pflanzenkunde, und das Mährchen dem Unterrichte über die Naturkräfte vorziehen. Alles dieses die Folge der freyer gewordenen Phantasie. Darum eben ist diese Zeit das Alter des Spiels. — Die Phantasie hat freylich hierdurch eine gewisse Herrschaft gewonnen, welche sie die ganze Jugendzeit hindurch ausübt, aber sie selbst wirkt immer freyer. Es wird wenig Jünglinge geben, welche nicht dichten, wenn gleich nur wenige Sprache und Talent genug haben, um ein Gedicht zu Stande zu bringen. Und wenn das Mädchen manch-

mal für sich selbst ist, so sind das Weihestunden des schönen Sinnens, wo liebliche Bilder sein inneres Leben verschönern. Nach und nach tritt die Jugend mit dieser idealischen Welt wieder in die wirkliche, Einbildungskraft und äußerer Sinn kommen in das Gleichgewicht, und es entsteht in beydem jene freye Thätigkeit der Reife, die Besonnenheit.

Die Entwickelung des Gedächtnisses steht mit allem diesem in einem Verhältnisse, das man genauer kennen muß. In den ersten Wochen der Kindheit schon fiengen die Vorstellungen des Gesichtssinnes an sich einzuprägen, und wenn sie wieder vorkamen, dem Kinde bekannt und allmählig auch erkannt zu werden. Eben so mit den Gehörvorstellungen, nur daß jene immer die häufigsten und mächtigsten blieben, welche in der Seele hafteten. In den ersten Lebensjahren ging so der Sinn hervor für diese oder jene Art Vorstellungen, z. B. der Sachen oder der Worte, der Formen oder der Farben oder des Materiellen, d. h. es legten sich die Gedächtnisse an, oder das Auffassen und Behalten der Eindrücke nahm bestimmte Richtungen, je nachdem in der Aufmerksamkeit des Kindes die Vorstellungen der verschiedenen Sinne mehr auseinander gehalten wurden, oder mehr zusammenflossen. Von dieser Zeit an, also in der zweyten Kindheit, tritt die Thätigkeit des Gedächtnisses in ihrer Stärke und Richtung ganz hervor. Das Kind hat nunmehr seine Welt umher aufgefaßt in unendlich vielen Wahrnehmungen, es findet jeden Tag mehr Bekanntes wieder, es übt sich also

jeden Tag mehr im Wiedererkennen, und dieses macht ihm so viele Freude, daß es sich vieles nur in der Absicht merkt, um dasselbe wieder zu erkennen. Auffassen und Behalten wird also immer mehr bey ihm verbunden, d. h. seine Geistesthätigkeit zeigt sich jetzt noch mehr als Gedächtniß. Die früheren Eindrücke waren mehr in einander verflossen, jetzt aber gestalten sie sich schärfer, und prägen sich also bestimmter ein. Sie prägen sich aber auch tiefer ein, da die Aufmerksamkeit freyer und fester auffaßt. Das Wiedererkennen wird sonach leicht und das Behalten dauernd. Dieses ist wirklich bey den Kindern gegen das 7te Jahr hin deutlich zu bemerken. Alles was sie aufmerksam sehen und hören, geht mit frischer Gestalt in ihre Seele ein, wird von ihnen öfters träumend und wachend in einer gewissen Lebendigkeit vorgeführt, und sehr vieles davon bleibt das ganze Leben hindurch zur leichten und sicheren Wiedererinnerung. Das Gleichgewicht zwischen der Einbildungskraft und den Sinnen macht dieses gewissermaßen nothwendig. Denn hierdurch wiederholt der Geist den Sinneneindruck eben so gerne und eben so leicht, als er ihn empfieng, und spielt damit in mancherley Associationen, so daß er in unendlich vielfachen Verflechtungen immer wieder als derselbe erkannt wird. Hat der Knabe z. B. in Gesellschaft seines Vaters einmal auf einem Spatziergange einen Platz zum erstenmale gefunden, etwa im Frühlinge, und auf demselben neue Blumen u. dgl. so wird sich ihm ein Bild in der Seele gezeichnet haben, das ihm oft in angenehmen Träumen erscheint,

und in späteren Jahren, wenn er etwa dichtet, wird es ihm anmuthig vorschweben. Oder hat er seine lateinischen Declinationen mit Eifer gelernt, so declinirt er vielleicht im Traume und vergißt nicht leicht diese Wortformen. Die Blume, welche das Mädchen auf seinem Gartenbeete erzog, oder die Person, welche seine Blicke mit Interesse ansahen, oder das Wort, was sie sprach, dieses wird in seiner Seele bleiben, und das Mädchen wird sich nach langer Zeit noch leicht daran erinnern.

Auch von dem körperlichen Organismus wird die zweyte Kindheit zur Hauptperiode des Gedächtnisses gemacht. Das Hirn hat nämlich da alle seine Entfaltungen erhalten, und so die physische Bedingung für jede Art von Vorstellungen erfüllt; zugleich hat es an Festigkeit gewonnen um die Eindrücke nicht in einander verschwimmen zu lassen, und ist doch noch weich genug, um leicht und viel aufzufassen. Weil nun dieses Organ hauptsächlich zur Aufbewahrung der Vorstellungen nothwendig ist, d. h. weil ohne den guten Zustand des Hirns die Thätigkeit der Erinnerung noch weniger von statten geht, als die des Auffassens: so ist es klar, daß es einen gewissen Zustand desselben giebt, worin sich die Vorstellungen grade recht einprägen, worin also die Einbildungskraft grade recht als Gedächtniß wirken kann, und dieses ist jene Mitte zwischen Weichheit und Starrheit der Hirnfibern, wie es sich in dem Kinde zwischen 3 und 14 Jahren befindet.

Aber aus demselben Grunde nimmt das leichte Auffassen für das Gedächtniß von dieser Zeit an, nämlich von dem 8ten, 9ten, 10ten Jahre an, oder noch später allmählig ab. Denn die Phantasie wird thätiger, und der Sinn empfängt die Eindrücke minder rein und mit weniger Achtsamkeit, indem die Jugend alsdann gewöhnlich schon etwas anders im Sinne hat als sie hört oder sieht; und die Gehirnfiber wirkt mit mehr Festigkeit dem Nerveneindrucke entgegen, so daß dieser nicht so wie bisher der materielle Hauptfactor zu dem Producte der eingehenden Vorstellung bleibt. Daher verwirren sich die aufgefaßten Perceptionen mit den Erzeugungen der Einbildungskraft, und bestehen folglich nicht für sich, so daß sie wieder zu erkennen wären, mit andern Worten: sie eignen sich mehr zur Belebung des productiven Vermögens, als zur Unterhaltung des reproductiven, oder sie erregen mehr das Spiel der jugendlichen Phantasie in Begriffen und Bildern, als sie dem Gedächtnisse dienen. Das Gedächtniß nimmt also von Seiten des Auffassens ab. Es kostet daher dem 14jährigen Knaben mehr Anstrengung etwas auswendig zu lernen als dem 7jährigen. Aber seine innere Thätigkeit ist auch freyer und stärker geworden. Er sieht und hört schärfer was er sehen und hören will, und prägt es sich schärfer ein; will er nun richtig sehen und hören, so wird er die Sache dem Gedächtnisse zwar mit mehr Anstrengung aber zur bestimmten und festen Wiedererinnerung übergeben. Weil nun die innere Geistesthätigkeit im Fühlen, Begriffebilden und Zweckefassen mit der Jugendreife zu-

nimmt, so wird alles besser und leichter behalten, was dieses Innere trifft; der Jüngling, welcher als Knabe am besten die Wortform oder die väterliche Flur behielt, denkt jetzt an die Bedeutung der Worte, und an die Rechte, Vortheile, Benutzung, Verschönerung ꝛc. des Gutes, und erlernt am besten Gedanken in der Sprache und Verhältnisse in den menschlichen Dingen. So wendet sich das Gedächtniß allmählig von den Anschauungen zu den Begriffen; in den früheren Jahren mehr ein Geschäft des Sinnes im Auffassen, wird es in dem Jünglingsalter mehr ein Geschäft des Denkens in den sich wiederholenden Begriffen. Und hiermit wird das Erinnerungsvermögen stärker. Denn die vielen gesammelten Eindrücke werden jetzt häufig und immer häufiger reproducirt, und in mancherley Denkformen geordnet, oder mit mancherley Gefühlen verflochten, so daß es nicht selten ein Lieblingsgeschäfte der Jugend wird, in das Paradieß ihrer Kindheit zurückzuschauen. Man höre nur ihre Unterhaltungen. Wenn sie so recht vergnügt unter einander sind, so gerathen sie in das Erzählen dessen was sie alles sahen, wie sie dorthin reiseten, wie sie da mit diesen oder jenen Kindern zusammenspielten u. s. w. Die Mädchen werden dann ungewöhnlich lebhaft und gleichsam selig, die Thräne glänzt in dem Auge, und man vernimmt die rührendsten Empfindungen: die Jünglinge werden dann ernster, oft traurig, weil ihnen die Gegenwart nicht gefällt, legen aber dann bald das Schöne der Vergangenheit vorwärts, und heller flammt ihr Entschluß die Welt zu verbessern.

Auf solche Weise entwickelt sich das Gedächtniß in der zweyten und dritten Jugendperiode im Ganzen mit zunehmender Stärke, aber mit veränderter Richtung. In der Zeit zwischen dem 4ten und 14ten Jahre ist das Gedächtniß in seiner vollesten Kraft zum Auffassen, dieses ist also die eigentliche Zeit des Auswendiglernens, welche gegen das 8te bis 10te Jahr hin, ihr Höchstes hat; also mit Recht die Schuljahre. Die nachfolgende Periode ist mehr zum Auffassen der Begriffe und zur inneren Bereicherung des Gedächtnisses vermittelst der Wiederholung und Verarbeitung der Eindrücke geeignet, also mehr für das Befestigen der Anschauungen durch Selbstdenken. Bey Jünglingen beginnt hier das Studium der Sprachen und Sachen, bey Mädchen das Nachdenken über das, was es bisher einsammelte und übte mit belehrenden Gesprächen bey seiner weiblichen Beschäftigung. Das Gedächtniß hat seine Thätigkeit in dem Knaben- und Mädchenalter hauptsächlich für die Zukunft, in dem Jünglingsalter für die Vergangenheit, im Ganzen der Jugend für die Bildung des Geistes, denn es macht das Auffassen zu einem Wissen, das Begreifen zu einem Behalten, und giebt dem Wechsel der Vorstellungen das Bleibende und die Einheit. Auch mußte das Sinnliche des Gedächtnisses das Erste seyn, denn sonst verlor der Geist die Welt ganz aus dem Gesichte und es gab keine Bildung für die Erde: hierauf mußte aber das Geistige desselben folgen, denn sonst verlor sich der Geist in dem Sinnenleben, und bildete sich nicht

für die höhere Welt. Grade dieser Entwicklungsgang in dem Ergreifen und Behalten der Vorstellungen giebt dem Geiste Reichthum und Bestand.

Die Gegenstände des Gedächtnisses verändern sich ebenfalls nach der Natur der Jugend. Zuerst sind es Gesichtsvorstellungen, nachher Gehörvorstellungen. Die der übrigen Sinne werden unbedeutender für das Aufbewahren, weil sie sich mehr oder weniger an jene beyden anlegen, und für sich sowohl der Lebhaftigkeit als der Dauer ermangeln. Gerüche behält man selten ganz im Sinne, die widrigen, welche durch Stärke auffallen, noch am meisten; eben so verhält es sich mit Geschmäcken; und was wir von Schwere, Härte, Rauhheit u. dgl. empfinden, schwebt uns nur ganz schwach vor, und wir trennen es in der Erinnerung kaum von der Vorstellung der Körper selbst. Nur diese, die Gestalten in dem Raume prägen sich tief und fest genug ein, und nur, wenn der Gesichtssinn fehlt, durch das äußerliche Gefühl. Die Gesichtsvorstellungen sind immer die hauptsächlichsten und häufigsten für das Gedächtniß, denn wir mögen uns erinnern wann und wie wir wollen, überall stoßen wir auf solche, und auf so viele, daß wir sie nicht aufzuzählen vermögen; auch wird kein Sehendgebohrner sich nur Einer Vorstellung erinnern, ja nur eine schaffen können, ohne ihr ein Bild unterzulegen, und bey Blindgebohrnen, wissen wir, ersetzt die vollkommene Ausbildung des Getastsinnes den Mangel des Gesichts. Da indessen bey weitem die meisten äußeren Vorstellungen durch das Auge in die Seele eingehen, so wird

das innere Gesichtsfeld so ausgedehnt und so angefüllt, daß wir nach dem gewöhnlichen Maaß unserer Geisteskraft nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil klar und unverwirrt in der Erinnerung schauen. Daher heben sich nur solche zu einem bleibenden Andenken hervor, welche theils den äußeren Sinn, theils das Gemüth mächtig ergreifen, die also in einem solchen Zustande aufgefaßt werden, wo das Gemüth nicht zugleich durch andere Vorstellungen zerstreut war, sondern vielmehr auch alle seine Gedanken an dieselben anschloß. Weil dieses selten der Fall ist, und weil das innere Geschäft, die Einbildungskraft, mit dem Zunehmen des Kindes, immer lebhafter geht, und auch den Augenblick wieder, nachdem die Aufmerksamkeit etwas gefaßt hat, wieder fortspielt: so stehen eben nicht viele solcher Bilder in unsrer Seele, aber die darin stehen, sind die ausgemahltesten aus der frühesten Jugend, und sie stehen da, als Scenen aus einer andern Welt, als glückselige Inseln. Ja selbst lebhafte und bestimmte Träume aus der Jugendzeit können auf solche Art nachmals mit wirklichen Wahrnehmungen bis zur Selbsttäuschung verwechselt werden.

Eine eigene Bemerkung verdient noch das Verhältniß der Gesichts- und Gehörvorstellungen unter einander für das Gedächtniß. So wie nämlich das Kind durch das Ohr zum Aufmerken erregt wird, und nun hinsieht, um durch das Auge den Gegenstand für das Gehör zu fixiren; so bedarf der Mensch überhaupt der ruhenden Außenwelt, um die Welt der inneren

Veränderungen darin fest zu halten; denn was in der Zeit ewig fortfließet, erstarret im Raume, und so müssen die Sinne des Raumes durch Anschauung des Bleibenden die Vorstellungen selbst bleibend machen. An dem Aeußeren entwickelt sich das Innere, wir bedürfen der Objekte, damit das Subject zum Bewußtseyn seiner selbst gelange; und so wie uns alle Begriffe durch Anschauungen zuerst werden, so auch die Vorstellung von dem Subject selbst. Auch dieses entwickelt sich in der Form des äußeren Sinnes, an dem Räumlichen, wir erhalten nämlich zuerst die Vorstellung von dem Bleibenden in uns, durch die Vorstellung des Bleibenden an uns, unsers Leibes, ja, das Kind hält lange Zeit seinen Leib für sein Selbst. Alle Sprache geht in Absicht des Geistigen von dem Materiellen aus, und auch auf der Stufe der höchsten Bildung fällt es dem Geiste schwer sich selbst, und überhaupt Substanz ganz geistig zu denken, ohne irgend etwas unterzulegen das als das Beharrende jedesmal als im Raume dargestellt wird. Es ist auch schwer zu begreifen, wie ein sich entwickelnder Geist ohne Wahrnehmung seines Bleibenden im Raume zum Selbstbewußtseyn gelangen könne. Wird aber die Vorstellung Ich, welche allem Festhalten und Behalten zum Grunde liegt, uns erst durch den räumlichen Sinn hervorgezogen, so muß dieser Sinn noch vielmehr alles andre Bleibende als bleibend auffassen und aufbewahren helfen. Wie wollte man sonst das Beharrliche von dem Wechselnden unterscheiden? Die Schälle möchten wohl in dem Gedächtnisse bleiben,

wie sie es wirklich thun, aber ihre Nähe und Ferne — (auch hier bemerke man die Macht des Gesichtssinnes, wie in allen Erklärungen) — in der Vergangenheit würde doch nur schwach unterschieden, und flösse immer mit dem Jetzt zusammen, so daß alles beynahe als Gegenwart dastünde, ungefähr wie dem eben sehendgewordenen Blindgebohrnen alles wie auf einer Fläche dicht vor dem Auge steht. Hieraus könnte wohl ein Geistesleben hervorgehen, das aber nur an Intension durch die Schalleindrücke gewönne, und von keiner andern als einer geistigen Außenwelt wüßte. Das Wort würde freylich in diese Welt einführen, aber es würde nichts Bleibendes außer dem Laut oder außer dem Inbegriff hohler Lautformen, und dieses kaum, in der Seele lassen. Nur der Inhalt des Wortes kann ihm Gehalt und Bestand geben, dieser bezieht sich aber alsdann auf etwas anders als auf den bloßen Laut, er bezieht sich auf eine Sache, d. i. auf einen Gegenstand des räumlichen Sinnes, denn selbst bey Beziehung der inneren Anschauungen und Gefühle kömmt man, wie wir gesehen haben, auf das Körperliche zurück.

Dieser Einfluß der positiven (räumlichen) Sinne zur Erzeugung des Gedächtnisses ist noch nicht genug anerkannt, und auch daher der weise Gang der Natur, welche den Gesichtssinn zuerst und so mächtig hervorrief, noch nicht genug gewürdigt, auch sind die praktischen Folgen für das ganze Lerngeschäft noch nicht genug erwogen. Denn da das Gesichtsgedächtniß in der zweyten Jugendperiode hauptsächlich thätig

ist, so verdient es auch gerade alsdann eine zweckmäßige Cultur.

Mittlerweile werden aber auch die Gehörvorstellungen lebhafter, schärfer und tiefer. Da sie in die innere Welt führen und den Geist in dem Menschenworte das Geistige unmittelbar vernehmen lassen: so erregen diese die Anschauung, welche nun einmal zum Bleiben geeignet ist, und vermählen sich mit derselben, so daß es nun ein Ganzes der Ideenassociation wird; bey dem Worte reproducirt sich die Sache in der Einbildungskraft und diese hält das Wort fest. Es kommt hier gar nicht zur Reflexion auf den Laut als das Zeichen, sondern dieses fließt so in Eins mit der bezeichneten Sache, daß diese in dem Augenblicke des Hörens schon der Seele vorsteht. Aber da in dem Worte die tiefste Erregung des Geistes statt findet, so ist begreiflich, daß wohl ohne dasselbe die Vorstellung von der Sache sich wiederholt und auch erkannt wird, daß aber daraus sich lange nicht das lebendige Begreifen und Weiterdenken erzeugt, als wenn der Geist von dem Geiste dabey unmittelbar vermittelst des Gehöres angesprochen wird. Darum fehlt es den Taubstummen zwar nicht an Gedächtniß, aber an der Vernunftthätigkeit und dem lebendigen Bildungsgeschäfte, was bey der hörenden Jugend durch das Gedächtniß vor sich geht. So wie demnach der räumliche Sinn das Gedächtniß in sich erzeugen läßt, so giebt der Sinn für die Zeit das Geistige dabey, und dieser für die Außenwelt negative Sinn

wird für die innere (geistige) positiv (producirend) so wie jener für das Geistige negativ oder aufbewahrend, daß Neues daraus hervorgehe. Sach- und Wortgedächtniß, oder besser Gesichts- und Gehörgedächtniß geben also nur in ihrer Vereinigung das wahre Gedächtniß als die Quelle aller geistigen Producte. Durch das Gehör gleichsam befruchtet bringen die Gesichtsvorstellungen geistiges Leben hervor; und zwar so, daß es nur eines Schalles bedarf um die Aufmerksamkeit auf eine ganze Menge Gegenstände zu erregen, oder eines Lautes um die ganze Welt der Einbildungskraft heraufzuführen, oder eines Wortes um in einem umfassenden Gedanken alle Anschauungen ins Bewußtseyn zu rufen, daß man also weit weniger zu hören braucht, als zu sehen, um das Gedächtniß sich zur innern Einheit und Kraft entwickeln zu lassen. Daher kann man das Gehör verlieren, ohne daß der Geist etwas weiter als neue Gehörvorstellungen verliert, weil einmal sein inneres Leben, insbesondere die Phantasie, auf immer erregt ist.

Hieraus ist es denn nun klar, daß die Gesichtsvorstellungen den Reichthum des Gedächtnisses ausmachen, also am meisten eingesammelt werden müssen, und daß im Anfange die Gehörvorstellungen nur das Mittel sind, sie einzusammeln und durch das Wort als Zeichen sie für die Zukunft aufzubewahren. Weislich hat sie also die Natur zuerst der Seele angewiesen. Aber sie würden durch den unaufhörlichen neuen Zufluß zu leicht verwischt werden,

wenn sie nicht immer wieder aufgefrischt würden. Dieses geschieht nun durch die Erinnerung, diese kommt durch das Wort, das Wort durch das Gehör, und die Gehörvorstellung wird alsdann leichter erweckt, wenn die Aufmerksamkeit hauptsächlich in diesem Sinne thätig wird, und mit derselben das Gedächtniß. Eben jene Weisheit veranstaltete es also, daß dieses die Sache der spätern Kindheit sey. Denn auf solche Art ist die Erinnerung des Eingesammelten und somit die Aufbewahrung desselben bey dem fortgehenden Zuwachse nur allein möglich, und zugleich wird der Geist von der Außenwelt, welche ihm durch das Gesicht gegeben wird, in die innere seines eignen Schaffens, welche sich durch das Gehör erzeugt, allmählig hingeführt, nicht um jene zu verlieren, sondern zur Vereinung der beyden in Einem Leben. — Hätte sich indessen der Gehörsinn nicht von frühem an dem Gesichtssinne zugesellt, so wäre kein rechtes Leben in dem Gedächtniß entstanden, und würde das Auffassen durch den Gesichtssinn geschlossen werden, wenn jener thätiger ist, so bliebe das Gedächtniß arm; es mußten also grade so diese beyden Sinne sich beynahe mit einander entwickeln, nämlich der erstere in der Kindheit seine größte Herrschaft behaupten, die dann allmählig so abnimmt, daß das Gehör mehrere bekommt. Auch war hierzu eine lange Zeit erforderlich. Denn sonst erhielt die Seele entweder nur wenige Vorstellungen von der Außenwelt, oder sie konnte sie nicht genug mit eigner Thätigkeit verei-

nigen, und die Einbildungskraft nicht genug zur Schöpfung der inneren Welt unterhalten; in jenem Falle blieb der Geist zu abgesondert von der Welt, in diesem wurde er zu viel von der Welt befangen, in beyden entwickelte er sich nicht ganz als Geist, und der Mensch wurde vielleicht ein Menschenthier. Grade so in diesem langsamen Gange erzeugte sich das Gedächtniß als innerer Reichthum und als inneres Leben für das Ganze der Geistesbildung.

Es wäre eine eigene interessante Untersuchung, wie die Thiere darum, weil sie sich so geschwind und viel mehr als der Mensch für einen Hauptsinn entwickeln, nur zu einem Analogon von Gedächtniß kommen, aber keineswegs dazu, was es eigentlich ist, nämlich zu derjenigen Thätigkeit, welche alle Vorstellungen, die in der Zeit ausgestreut sind, zu einer innern Einheit, aus deren Schooße immer neues geistige Gebilde hervorsteigt, zusammenfaßt. Oder vielmehr, es würde durch solche Untersuchungen anschaulich werden, daß der Geist sich auf Erden nur durch Gedächtniß als Geist entwickelt, und das Gedächtniß nur durch jene Ordnung und Langsamkeit in dem Entwickelungsgange ganz Gedächtniß wird. Die Alten gaben mit tiefem Sinne den Musen die Mnemosyne zur Mutter. Auch ist es vielleicht noch nicht in allen Beziehungen verstanden, warum Platon die Erinnerung (Anamnese) zur Quelle der menschlichen Weisheit macht.

Die Erfahrung bestätiget übrigens genau diese Theorie. Die Kinder behalten immer am besten was

sie sehen, und was in ihrer Seele bleiben soll, muß etwas Anschauliches seyn, dem sich aber das Wort zugesellt; so wird es ihnen Begriff, und so sammeln sie durch das Gesicht eine Menge nicht nur von Eindrücken sondern auch von Begriffen. Gemeiniglich schon nach dem 7ten Jahre horchen sie mehr auf, und mahlen sich leicht nach mündlicher Beschreibung alles in der Seele nach. Bald werden ihnen die Worte noch interessanter, sie reflectiren täglich mehr darauf, was diese sagen wollen, und endlich eröffnet ihnen die Sprache ein Studium, worin sie neue Gedankenwelten beschauen. Dem Mädchen kann oft ein Wort Tag und Nacht im Sinne liegen, so daß es ihm lange Reihen von frohen oder trüben Vorstellungen heraufzieht: ein Wort entflammt den Jüngling bis zur Leidenschaft. Das Wort ist aber die Gehörvorstellung in Beziehung auf die andern, welche dadurch in der Seele behalten werden. Diese Veränderung in der Aufmerksamkeit für das Gedächtniß würde sich noch weit deutlicher an unsrer Jugend bemerken lassen, wenn nicht grade hierin die gröbsten Fehler der Erziehung durch unsre verirrte Cultur begangen würden. Nichts ist nämlich seltener als eine Beschäftigung jener beyden Sinne, der Tendenz der Natur gemäß, nichts seltener als die richtige Besorgung des Gedächtnisses, und nichts häufiger als Vernachlässigung des Gehörsinnes und der Erinnerung. Daher finden wir bey den Wilden so große Vorzüge dieses Sinnes so wie des Gedächtnisses, die aber doch beweisen, daß die Natur für sich selbst in ihrer Ungestörtheit noch nicht das

Rechte und noch weniger das Vollendete der Menschheit giebt. Denn sie hören nur mit vorzüglicher Schärfe und Aufmerksamkeit, aber sie hören fast nur auf das Zeichen des äußeren Gegenstandes, und auch dieser Sinn ist bey ihnen nur in dem Dienste der Weltlichkeit, nur für den Gebrauch des äußerlichen Lebens, und dadurch sind sie der Thierheit näher. Sie hören zu wenig, denn sie unterhalten sich zu wenig durch Reden; in dem Grade aber, als sie mehr sich durch Gespräche vergnügen, erheben sie sich zur Poesie, d. h. betreten sie den natürlichsten und schönsten Weg der Cultur. Bey uns dagegen ist dieser Weg rechts und links unterbrochen, weil unsere Bildung überall durch Schrift hindurchgeht, d. h. durch die Beziehung des lebendigen Wortes auf den Buchstaben, der vor dem Auge fesselnd dasteht. Das Ohr kann also nicht genug das Seinige dabey thun. Und so kommt es, daß wir ewig bey unserm Wissen über leeres Formelwerk zu klagen haben, daß wir die eigentliche Vortrefflichkeit des Gedächtnisses sträflich verkennen, und daß wir Pädagogen mit unsern Bilderchen und Büchlein kein Ende wissen. Auch die Rohheit des gemeinen Mannes und die Leerheit in den höheren Ständen, vornämlich des weiblichen Geschlechts dient zum Beweise jener Theorie, wenn man auf die Ursachen sieht. Dort wird das Gedächtniß der Kinder neben den sinnlichen Eindrükken des engen Kreises mit Formeln versorgt, die mit ihren Anschauungen in keiner Verbindung stehen, und also ganz falsch bis höchstens zum 15ten Jahre versorgt; daher bleibt der Geist arm, und hat sich immer

nur an das Erlernte der Kindheit zu erinnern. In den vornehmen Häusern wird oft die Kindheit vernachlässigt, und die spätere Jugend zur Lernzeit gemacht; aber da entbehrt das Denken und Wissen des kindlichen Sinnes, und es giebt in der Erinnerung fast keine lebendige Anschauungswelt. Von der größten Wichtigkeit ist demnach das tiefere Nachdenken über das Gedächtniß für die Erziehungslehre.

Wenn wir also in der größten Kindheit die Hauptperiode für die Entwickelung des Gedächtnisses finden, und zwar so daß die erste Hälfte dieses Vermögen mehr in den Gesichtsanschauungen bildend erweckt, die zweyte mehr in den Worten befestigend fortbildet, so bezeichnen wir damit genau den Charakter dieser Periode überhaupt als der Zeit des Spieles. Die erste Kindheit ist in ihrem Auffassen mehr negativ, die zweyte aber bearbeitet mehr die Eindrücke, um sie selbst zu bestimmen und aufzubewahren. Der innere Trieb wird also stärker aufgereizt und tritt mit jedem Sinneneindrucke mehr in Conflict, es geht ein Hinaus- und Hereinwirken vor, worin das innere Bilden der Einbildungskraft lebhaft spielt, und dieses Spiel ist das betriebsame Auffassen für das innere Behalten, d. h. das zur vollen Thätigkeit erwachte Gedächtniß. In der folgenden Periode verliert sich mehr und mehr das Ergreifen des Aeußeren und es treibt mehr im Inneren, im Begriffenen und Empfundenen, sein Geschäft. In dem Knaben- und Mädchenalter ist

das Gedächtniß in seiner Beziehung auf die Außenwelt mehr positiv, d. h. es bearbeitet die Vorstellungen in dem Einsammeln derselben für seinen Zweck: in dem Jünglingsalter wird es in eben dieser Beziehung mehr negativ, dagegen in Beziehung auf die innere Welt mehr positiv, d. h. es bearbeitet die eingesammelten und erregten Vorstellungen, um neue daraus zu erzeugen. Doch verhält sich das Mädchen in beydem mehr negativ. Es faßt nämlich zuerst seine Vorstellungen mehr durch den Sinn als durch vorstrebende Begriffe, und nachmals sind seine Erinnerungen mehr Eingebungen der Natur, welche ihre unendliche Fülle in ihm aufblühend entfaltet, als Gedankenerzeugungen durch Begränzung und Befestigung des Begriffes. Sein Gehör vernimmt lebendiger in dem Worte den Geist, es braucht darum nicht so viel nachzudenken in der Erinnerung, sondern nur sich zu besinnen; aber es kann auch nicht so vieles lernen als der Knabe und Jüngling.

Das Denkgeschäft, insbesondre was man den Verstand nennt, ist hierdurch in seiner Entwickelung mit aufgezeigt; wir dürfen nur noch Weniges hinzusetzen. Diese Thätigkeit ist das Begränzen, Festhalten und Ordnen der Vorstellungen. Es muß ihr also theils die Anschauung als Stoff gegeben seyn, und hier faßt der Verstand das Gegebene als Eins auf, dieses von vielem andern, was der Sinn zuführt, sondernd und ausscheidend, und durch den Begriff be-

stimmend und behaltend; er vereinzelt so das verflossene Ganze, was im unbegränzten Raume und in der fort und immer fortfließenden Zeit in die Empfindung eingeht; er stellt sich das unendliche Weltganze in unendlich vielen Gegenständen dahin, und beweiset sich als eine Thätigkeit, welche auf Verendlichung ausgeht. Sein Product ist der Begriff, d. i. die Begränzung der Vorstellungen durch das Auffassen zu Einem. Theils sind aber auch die schon gewonnenen Begriffe sowohl mit als ohne sinnliche Eindrücke der Stoff des Verstandes, um andere Begriffe daraus zu bilden, oder, wie man es ausdrückt, aus mehrerem Einzelnen etwas Allgemeines abzuziehen, man spricht insoferne von einem Abstractionsvermögen. Auch hier ist wieder das Product der Begriff, welcher vereinzelt und verendlicht und wenn gleich der Sinnenwelt den Gegenstand entreissend, mit ihm die Gedankenwelt als mit einem Gedankendinge erweitert.

Der Verstand zeigt sich zuerst im Sehen, und zwar sogleich nach der Geburt. Denn von dort geht das Geschäft des Menschen an, Einzelnes herauszusehen und das Chaos zu gestalten. Allmählig verbinden sich wie wir bemerkt haben, hierzu die andern Sinne mit dem Gesichte. Bis zum 3ten oder 4ten Lebensjahre hin hat das Kind sich so die Welt gegenüber gestellt, als ein Zusammenhängendes im Raume, auch in der Zeit, und sein Denkgeschäft geht darin fort, so daß es Einzelnes in schärferem Umrisse auffaßt, mit mehr Aufmerksamkeit unterscheidet, und

also alles besser verstehen lernt. Hierzu ist aber beständige Vergleichung nöthig, und je vielseitiger diese ist, um desto glücklicher bildet sich der Verstand. Diese Vergleichung ist es was man Urtheilen nennt, und sie ist nur dann möglich, wenn die vorherigen Eindrücke, zugleich der Seele gegenwärtig sind, mithin durch die Einbildungskraft reproducirt werden; und je lebendiger, vielfacher, treuer dieses geschieht, um desto mehr lernt das Kind verstehen. Diese Reproduction ist aber die Thätigkeit, welche wir Gedächtniß nennen, als erinnerndes Vermögen. Also ist es das Gedächtniß, was der Kindheit zum Einsammeln der Begriffe, zum Verstehen hilft, und das nicht bloß bey den Sinneneindrücken, sondern auch durch Wiedererscheinung der gewonnenen Begriffe für das abstracte Denken. Nicht minder hilft es der Uebung im Vergleichen, d. h. im Denken des einen Begriffes durch den andern, also der Urtheilskraft, und so ist es eine ganz unrichtige Meynung, welche Gedächtniß und Urtheilskraft einander feindselig entgegen wirken lassen. Das kann nur die Folge einer falschen Bildung seyn, welche das eine mit Vernachlässigung des andern, also einseitig hervorhebt, und also im Grunde auch diesem hervorgehobenen eine verderbliche Einseitigkeit giebt. An sich sind beyde in dem freundlichsten Vereine zur Entwicklung des Geistes.

Nicht ohne Grund hat also unsere Sprache das Wort Gedächtniß gewählt, um diese Thätigkeit als eine solche zu bezeichnen, worin alles Gedachte zusammengefaßt wird und das Denkgeschäft vor sich geht.

Damit besteht indessen immer die Verschiedenheit eines scharfen Verstandes von einem starken Gedächtnisse. Das letztere findet sich sogar bey Blödsinnigen, und Schwäche desselben bey großen Geistern. Dort ist die ordnende Thätigkeit gestört, hier verweilt sich der Geist nicht genug bey dem Festhalten der Vorstellung, indem er immer lieber Neues erzeugt; nur die genaueste Verbindung zwischen Denken und Behalten ist die Quelle eben sowohl von dem guten Verstande als von dem guten Gedächtnisse, also von der wahren Geistesbildung. Und hierzu hat es die Natur angelegt. Das Kind faßt immer nur Eindrücke auf unter dem Einflusse der Einbildungskraft, welche diese Eindrücke mit allem, was in der Seele ist, beständig zusammen verwebt. In der Seele ist aber nichts als Thätigkeit. Es wird in der Seele alles durch die Ideenassociation zusammen verwebt, heißt nichts anders, als alle einzelne Thätigkeiten, wodurch die Eindrücke reproducirt, die Vorstellungen gebildet werden, vereinigen sich zu Einer, zu einer Selbstkraft, welche, wenn sie vollkommen ist, in jedem Augenblicke über jede derselben gebieten, sie hervorrufen, wiederholen, zu Neuem gestalten kann, und hierdurch wird der Geist täglich mehr ein Gedenken. Das Knaben- und Mädchenalter zeigt uns in seiner vorzüglichen Gedächtnißthätigkeit diese Richtung des Denkvermögens zum unendlich vielfachen Verketten der Vorstellungen unter einander, und zur Annäherung an jene vollkommene Denkthätigkeit. Der Knabe wiederholt lieber, was er gelernt hat, als daß er einen neuen Be-

griff macht: aber bey allen dem treibt ihn doch eine geheime Wißbegierde, welche neue Vorstellungen auffassend und immer jene dabey wiederholend, den Verstand in sich selbst verstärkt. Dieses geschieht anfangs mehr in den äußeren Anschauungen, nachmals mehr in den Begriffen. Der Jüngling wiederholt nicht mehr so gerne das Erlernte, vielmehr langweilt ihn das lange Aufhalten bey dem Vorigen; er will im Denken immer weiter: allein aus dem gesammelten Vorrathe bildet er mit erstarkter Kraft seine Begriffe, und so doch in jedem Neuen das Alte wiederholend, aber aus demselben immer Neues erzeugend, nähert er sein Denken der Einheit alles dessen, was er empfunden und gedacht hat, er gewinnt mehr und mehr einen bereicherten und zugleich ordnenden d. h. einen hellen Verstand. — Bey dem Mädchen nimmt dieses alles nur die weibliche Form an; sein Verstand erscheint mehr als Sinn. Das siebenjährige Mädchen sinnt gerne über alles nach, was ihm gesagt wird, oder was ihm als neu in die Augen fällt; es verbindet so alles sein Empfinden mit seinem Denken, und es denkt am liebsten das, was es empfindet, d. h. es bezieht überall seine Begriffe auf seine äußeren und inneren Anschauungen. Das 12jährige Mädchen zeigt gewöhnlich schon viel mehr Verstand als der vierzehnjährige Knabe. Dieses kommt daher, weil das Mädchen mehr mit Sinn unterscheidet und zusammenfaßt, und der Sinn die Eindrücke rein empfängt, behält, wiedergiebt, und so das Denken am meisten der Natur getreu erhält. Gleichwie überhaupt die

Entwickelung der männlichen Natur, als der mehr positiven Kraft, langsamer von statten geht, wegen des vielfältigen Treibens, das sich nur unter vielen Versuchen mit sich selbst und der Natur einigen kann: eben so stört auch der Knabe und Jüngling durch seine Art des Denkens beständig den natürlichen Zusammenhang zwischen dem Begriffe und der Anschauung, so daß er gemeiniglich die Sache in dem Denken aus den Augen verliert, oder die Begriffe unrichtig bezieht, und er also nur durch vervielfältigtes Reflectiren zur wahren Einsicht gelangen kann. Die Natur gab dem Mädchen die Anlage vorzüglich die Sache aufzufassen, ohne vorgefaßten Begriff, klar und wahr, sie gab ihm damit eine natürliche Abneigung gegen alles Abstracte, und hierdurch eine Sicherheit gegen die Entzweyung des Begriffes und der Anschauung, oder des Sinnes und Verstandes, sie führt so das weibliche Geschlecht zu jenem lebendigen und treffenden Denken, das wir bewundernd und manchmal als Eingebung der Natur preisend, dem männlichen Herumirren unter Begriffen entgegen setzen, jenes Denken, worin der Geist nur Blicke thut, nicht Formen hinstellt, lichte Blicke von einem sehenden Verstand. Wirklich läßt sich vermuthen, daß das Weib alle seine Begriffe noch mehr durch den Gesichtssinn hindurchgehen läßt, als der Mann, und daß hiermit sein reiner Sinn für Aeußeres, Gestalt und Schönheit zusammenhängt. Dagegen führt das abstrahirende, reflectirende und producirende Denken des Mannes mehr zum Ordnen

der Begriffe und zur Wissenschaft. Das Weib gewinnt Einsichten in der Einheit der Natur, der Mann in der Einheit des Systems; an dem Weibe lobt man den Hausverstand und die klare Ansicht des Lebens, an dem Manne die Gelehrsamkeit und die geistvolle Darstellung. So wie der Knabe wißbegierig ist, so ist das Mädchen neugierig, so wie der Jüngling sich gerne seine Begriffewelt schafft, so schauet die Jungfrau gern und scharf in die wirkliche Welt und in die Gemüther.

Die höchste Thätigkeit des Denkvermögens ist die Vernunft, als das Vermögen oder der Trieb zum Vollendeten und Absoluten im Denken hinzustreben. Auch diese Thätigkeit ist im ersten Blicke des Kindes erwacht. Denn es strebt ja hierin die Welt aufzufassen, und dieses Streben legt sich immer mehr als ein Trieb zum Unendlichen dar, indem es nicht ruht, als bis die sichtbare Welt in ihren einzelnen Gestalten als ein Ganzes vor ihm liegt, und auch dann nicht ruht, und nimmer ruht. Besonders kündigt sich diese Thätigkeit in dem Aufmerken durch den Gehörsinn an. Denn dieser sucht das Innere, das Geistige aufzufassen, und mittelst desselben vereinigt jenes Streben vorerst das Einzelne im Raume zu Einem Eindrucke in der Zeit, und dann die einzelnen Eindrücke überhaupt in dem Gedächtnisse zu dem Ganzen des Denkens. Der fortgehende und wachsende Trieb des Auffassens und des inneren Bildens ist

in der That nichts anders, als die sich entwickelnde Vernunft. Sie erscheint überall, wo die Einung der Thätigkeiten erscheint, wo also der verendlichende Verstand in dem Gedächtnisse zur Einheit der Einsicht alte und neue Vorstellungen zusammenfaßt, wo Verstand und Sinn in Eins zusammenfließt, und wo die Einbildungskraft in ihrer vollen Thätigkeit als Phantasie immer eine vollendetere Anschauung in einem umfassenderen Begriffe sucht, bis sie endlich das Bewußtseyn der höchsten Begriffe die sie nie zu vollenden vermag, der Ideen, in ihrem kräftigsten Streben gewinnt.

Das Kind reiht eine Vorstellung an die andere, und schafft eine dritte aus denselben; es erlangt hierin bald eine Regel, welche alle Vorstellungen zu dem einen Ganzen des zusammenhängenden Denkens, das wir Wahrheit nennen, hinführt; diese Regel ist der Vernunftschluß. Er kommt dunkel schon in allem einfachen Denken vor. Sagt z. B. das Kind, „das ist ein Vogel," so liegt ihm bewußtlos der Obersatz zum Grunde: was so und so aussieht, ist ein Vogel; aber nur der Untersatz steht im Bewußtseyn da: dieses sieht so und so aus; weil ihm dieses unmittelbar in der Anschauung vorsteht und seine Denkthätigkeit auffodert, jener Satz dagegen von dem geheimen Getriebe der Einbildungskraft erst herbeygezogen wird, und sich dann ein Bewußtseyn mit dem Schlußsatze vereinigt, „das ist ein Vogel." Aber schon in der ersten Kindheit kommen auch förmliche Vernunftschlüsse zum Vor-

schein, wo das Kind wenigstens nahe daran ist, den Obersatz klar zu denken. Ein 2jähriger Knabe sagte: „die große Mutter (Großmutter) ist auch eine Mutter.“ Sehr knabenhaft; ein Mädchen hätte nie so gedacht. Der Knabe hielt hier nämlich in dem Worte Mutter den Begriff fest, den er nun auf einen andern Gegenstand anwandte, welchen er ebenfalls mit diesem Worte bezeichnen hörte; sein Vernunftschluß war: was Mutter heißt, ist Mutter, nun heißt die Großmutter (die ihm wohlbekannte Person) Mutter, also ist sie auch eine Mutter. Ein Mädchen würde ganz anders seine Vernunft geäußert haben; es wäre von den Personen, oder von seiner Empfindung gegen die beyden Personen ausgegangen, und hätte etwa gesagt: „die Großmutter habe ich auch so lieb;“ und sein Schluß wäre mehr gemüthlich gewesen, denn es würde diesem zum Grunde gelegen haben ein Gefühl, das ausgesprochen ungefähr so gelautet hätte: gegen wen ich das und das empfinde, den liebe ich wie meine Mutter; hierzu nun den Untersatz, der auch noch nicht klar gedacht, sondern nur empfunden wurde: gegen die Großmutter empfinde ich das; und nur der Schlußsatz trat deutlich ins Bewußtseyn: die Großmutter habe ich auch so lieb. Es wird nicht schwer werden bey Kindern dergleichen Beyspiele genug zu finden, welche zugleich beweisen, daß die Mädchen mehr in der Empfindung ihre Schlüsse machen, weil auch der Untersatz bey ihnen mehr als Anschauung wie als Begriff aufgefaßt wird, und daß sie also zum förmlichen Vernunftschluß weit weniger geneigt sind als die Kna-

ben; kürzer gefaßt: daß ihre Vernunft sich mehr in dem Sinne als in dem Verstande entwickelt.

Auch fängt die Vernunft frühzeitig an, sich als Ueberzeugung zu äußern. Schon zwey- oder dreyjährige Kinder denken mögliche Fälle, und erwählen unter diesen einen, den sie erwarten. Z. B. Fritz und Christinchen sind in einer Stube, und haben ihre Spielsachen, Eßwaaren ꝛc. Jetzt müßte das Mädchen hinausgehen, aber in dem Augenblicke fällt ihm ein, daß seine Sachen vor dem Bruder nicht sicher sind, es bleibt also lieber da. Aber nun muß es doch gehen; wie nun, wenn der ungestüme Bruder etwas nähme? — ihm dieses untersagen, ihn bitten, alles unangetastet zu lassen, das scheint ihm doch nicht hinreichend; es läuft hin und her, wie es anzufangen? — es faßt seine Sachen an, um sie in Sicherheit zu bringen, das läßt sich aber nicht so thun; endlich fällt es ihm ein, die Mutter aus der benachbarten Stube zu rufen, und ihr seine Sachen anzuempfehlen; nun ist es beruhigt. Fritz denkt vielleicht indessen an nichts anders, als wie er Bindfaden zu einer Peitsche bekommen will, und findet den glücklichen Gedanken zu dem Vater zu gehen, der manchmal dergleichen von den Paketen abgelöset hat, und ihn darum zu bitten. So sind die Kinder beständig in Ueberlegungen begriffen, und weit mehr, als was man ihnen gewöhnlich zutraut. Ihre Angelegenheiten sind meist Gegenstände ihrer körperlichen Thätigkeit und ihrer Sinne, aber so wie sie sich dem Jünglingsalter nähern, vergleichen sie mehr die Vorstellungen unter einander

selbst, um das Wahre und Falsche zu scheiden, und die richtige Einsicht von allem zu erhalten. Der thätige Jüngling ist nie zufrieden mit den Worten des Lehrers, er denkt selbst darüber, und bezieht es auf vieles andere, ob es damit zusammenstimmt oder nicht, und was wohl das Richtige sey, er überlegt; das Mädchen denkt an ihr Geschäfte heute und morgen, und wie dieses am besten möge gethan werden, daß es noch Zeit für die Zubereitung des Kleidungsstückes und dann für das gehoffte Vergnügen gewinne, es überlegt. Die Ueberlegung ist aber eine Aeußerung jenes Triebes nach Einheit im Denken und Sinnen, d. h. der Vernunft. Man nennt dieses Denken an Mehreres um das Wahre, d. h. das, was das Ziel alles Denkens ist, herauszubringen, ein Bedenken, und wenn gleich die Jugend nicht genug bedenkt, was ihr vorliegt, so strebt sie doch dahin, daß sie mit dem Alter der Reife zur völligen Ueberlegung gelangt.

Eine andre Aeußerung der Vernunft ist die Betrachtung. Hier hat der Geist einen Gegenstand in seinem Denken so vor sich, daß er dieses Denken in ein intensiv unendliches, welches zugleich ein Schauen wäre, zu erheben strebt. So betrachten wir die Natur, und so die Spuren der Gottheit. Das Kind betrachtet schon in seinem ersten Sehen die Sache, denn es äußert darin die Tendenz zum vollkommensten Einsehen, und diese entwickelt sich mehr, so wie es die Gegenstände mehr kennen lernt. Das 7jährige Mädchen betrachtet etwa den Schmet-

terling wie er aus der Puppe kriecht, und immer neu sich verwundernd möchte es doch recht wissen, wie das so ist; in späteren Jahren ziehen die Charaktere der Menschen umher besonders seine Betrachtung an. Knaben und Mädchen unterhalten sich zu Zeiten gerne über die Wunder der Natur und über die Weisheit des Schöpfers: allein erst mit dem Heranreifen erhebt sich ihr Geist öfter und anhaltender zu solchem Nachdenken. Dieses Geschäft der Vernunft wird durch die Phantasie betrieben, indem diese den Gegenstand unter allerley Vorstellungen der Seele vorzuhalten sucht, aber sich nie damit begnügt, sondern sie bis ins Unendliche erweitert.

Ueberlegen und Betrachten, oder Bedenken und Nachdenken ist das Geschäft der Vernunft welches in allem Denkem von frühem an vorkommt, sein Product ist der Gedanke. Das Kind hat noch keine Gedanken, weil es nur erst Einzelnes einsammelt, und darin zwar die Tendenz zu der Vereinigung alles Einzelnen äußert, aber erst mit den Jahren in das Spiel der Einbildungskraft Regel, Ordnung und Einheit bringt. Der Gedanke enthält den ganzen Reichthum, und die ganze Kraft des Denkvermögens, das Ganze alles Denkens, welches in der Zeit erfolgt ist, in Einem Momente aufstrahlend. Derjenige Gedanke, welcher das Höchste des Denkens für einen gewissen Gegenstand enthält, ist die Idee. Das Kind hat Einfälle, der Knabe bekommt Gedanken, der Jüngling bringt es

zu Ideen. Das Mädchen trägt in der Fülle seines Gemüthes himmlische Ideen, aber die kindlichen Einfälle bleiben lange seiner Naivetät, und jene wollen von männlichen Begriffen ausgesprochen werden.

Da wir sehen, daß sich die Vernunft in dem Verstande entwickelt, so führt uns dieses noch auf einiges Speciellere in dem Denken der Jugend. Die sogenannten Kategorieen oder reinen Verstandesbegriffe, welche als Formen in der Denkthätigkeit liegen, treten in dem Auffassen der Kindheit hervor, aber je früher, desto dunkler und unentwickelter, und nur für den Beobachter bemerkbar. Wenn das Kind sieht, so strebt es Etwas zu sehen, dieses zu unterscheiden und zu begränzen. Auf ähnliche Art, wie die Gegenstände aus dem Lichtnebel seines Gesichtsfeldes ihm hervortreten, gestalten sich in ihm die Begriffe von Seyn, Nichtseyn, Begränztseyn, d. i. die Kategorieen der Qualität. Bey dem Thiere ist es fast eben so, denn es bemerkt Einzelnes und unterscheidet, aber was diesem fehlt, ist, was das Kind von Anfang hat, das Streben zum Unendlichen, d. i. die schon in dem ersten Empfinden sich entwickelnde Vernunft; darum kommt auch das Thier nicht zum Begreifen, sondern es empfindet nur, denn der Verstand ist die angewandte Vernunft, die Aeußerung dieses Strebens in dem Einzelnen der Wahrnehmung. Und da dieses Streben ganz von innen heraus der Außenwelt entgegen tritt, so erscheint es zuerst, wie wir längst bemerkten, in dem Freythätigen der Aufmerksamkeit.

Es ruhet nicht. Was bewußtlos mit dem Verstandesbegriffe geformt ist, kommt mit der Entwickelung der Sprache in das Bewußtseyn; so wie das Kind nur andeuten kann mit Worten: „das ist der Stock,“ — „das ist nicht die Mutter“ — „das ist eine große Kugel“ ꝛc. so ist der Verstand und die Vernunft in diesen Begriffen entschieden. Die andern Kategorieen kündigen sich zugleich mit an, aber die eine sondert sich früher die andre später in dem gemeinschaftlichen Keime. So wie das Kind etwas höret und sich darnach umsieht, ist es eben, als wollte es fragen: „woher? — was ist die Ursache von dieser Wirkung?“ — so wie es sich an der Mutterbrust fühlt, und lächelnd nach dem Angesicht hinschaut, so fühlt es sich auch im Verhältnisse mit einem andern Wesen; und so wie es jenes Getränk in der Tasse nicht so gerne mag, als das andere, das ihm jetzt gereicht wird, oder so wie es von der fremden Person sich wegwendet und nach der bekannten reicht, so unterscheidet es Eigenschaften an den Gegenständen. Die Kategorieen der Relation — Ursache und Wirkung, Substanz und Accidenz, und Gemeinschaft dämmern so hervor, kommen aber erst zum Bewußtseyn, wenn das Kind etwas über die Dinge in dieser Hinsicht zu sagen weiß. Die Kategorieen der Qualität, Eins, Mehreres, Alles, zeigen sich ebenfalls frühe, sobald nur das Kind nach Mehrerem sich umsieht, Einzelnes festhält, und das, was es sucht, gefunden hat; zum Bewußtseyn kommen sie erst mit dem Zählen. Die Kategorieen der Modalität, oder das Denken über das Wirkliche im

Gegensatze des Möglichen, und über das Nothwendige, liegen auch in den ersten Wahrnehmungen, indem das Kind sucht, wiedererkennt, vermißt, erwartet, fürchtet, und manches zuversichtlich annimmt, z. B. die Ursache, die Liebe der Mutter ꝛc. aber zum Bewußtseyn kommen diese erst mit den dieses bezeichnenden Worten. Das Hervorwachsen der reinen Verstandesbegriffe ist also gleichzeitig wie die Knospen eines Blütenstengels und findet in der ersten Kindheit statt, allein das Bewußtseyn der durch sie geformten sinnlichen Begriffe erfolgt nach einer gewissen Ordnung, grade so wie von jenen Knospen auf dem fortwachsenden Stengel immer eine etwas später zum Aufblühen kommt als die andre. Daß das Kind zuerst etwas Daseyendes und ein ungeschiedenes Eins denkt, ist augenscheinlich; eben so, daß es zum Denken des Nothwendigen am spätesten gelangt, vielleicht gewöhnlich nicht vor dem 6ten, 7ten Jahre: aber schwerer ist es anzugeben, wie die übrigen Begriffe zwischen diesen beyden zum Vorschein kommen, da es an hinreichenden Beobachtungen fehlt. Es scheint, daß es früher über die Zahl urtheilt, d. h. früher drey zählen kann, als es deutlich etwas als die Ursache von etwas denkt, und daß es erst dann, wenn es Eins und Eins in der Zeitfolge unterscheidet, und ein Drittes und Viertes oder noch Mehrere hinzudenken kann, das Rechte als das in der Zeit vorhergehende auszuwählen vermag. Das Kind horcht z. B. auf einen Laut, dabey liegt dunkel die Vorstellung in ihm, daß irgend ein Thier oder sonst etwas vorher da seyn muß,

das den Laut von sich giebt, es horcht aber, um dieses herauszudenken, weil es den Gegenstand nicht sieht, d. h. es macht sich dunkel die Vorstellung: ob eine Katze? oder ein Hund, oder ein Vogel ꝛc. kurz es vergleicht mehrere Vorstellungen, bis es sich sagt, es ist ein Hund, und diesen also als die Ursache des Lautes erkennt, oder den Gedanken dunkel in sich hat: „wenn ich einen solchen höre, so muß erst ein Hund da seyn.“ Wir sehen hierbey, wie sich mit zunehmender Aufmerksamkeit, Unterscheidung und Klarheit mit den Begriffen von Ursache und Wirkung die Begriffe von dem Möglichen und Unmöglichen, von Vielem und Allem, von dem Nichtseyenden und Nichtsweiterseyenden, von dem Zufälligen, Bleibenden und Zusammenbestehenden, sondern und formen. Wenn alle diese Begriffe in dem Bewußtseyn ausgeschieden sind, so kann erst der von dem Nothwendigen seine Klarheit erhalten, er erhält sie aber in und mit den andern und für diese; nämlich das Nothwendige in der Zeitfolge für Ursache und Wirkung, das Nothwendige im Raume für das Seyende, und in Verbindung mit jenem für das Bleibende und das Zusammenbestehende, das Nothwendige im Vergleichen des Mehreren mit der Einheit für das intensive und extensive wie auch protensive Maas. Obgleich in diesen Entwickelungen das Eine später, vielleicht Jahr und Tag später erscheint, als das Andere, so geschehen sie doch zu gleicher Zeit, indem die Entfaltung des Einen auch eine Sonderung des Uebrigen ist, und gleichsam wie ein Licht, das in der innersten chemischen Thätig-

keit bey neuen Bildungen aufglänzt, alles Einzelne in dem Bewußtseyn erhellet, nur aber das Eine vor dem Andern. Die Periode, worin man dieses beobachten kann, ist von der frühesten Kindheit an bis etwa gegen das 8te Jahr hin. Während dieser Zeit sind die Kinder immer in dem gereizten Zustande des Begreifens und Begreifenwollens; es ist alsdann, wie in dem thierischen Organismus, wo Trieb und Lust hervordringt, wenn das Organ hervorwächst.

Sind diese Begriffe entwickelt, so spielt die Phantasie mit ihnen herüber und hinüber, sie sondern sich immer bestimmter, sie kommen mit ihrer Bestimmtheit und Klarheit beständig in einzelnen Vorstellungen vor, und derselbe Verstandesbegriff, welcher das Bleibende auffaßt, thut es auch hier im Innern in Absicht dieser überall vorkommenden Vorstellungen; und so wirkt derselbe Trieb, welcher die Einbildungskraft zum Gedächtnisse macht, auch hier, um diese überall vorkommenden Begriffe als solche zu behalten. Die Seele befestigt sie in sich durch das Wort, und so kommt das Kind zu dem Bewußtseyn des reinen Begriffes selbst, d. h. es denkt: „wo eine Wirkung ist, da ist auch eine Ursache“ ꝛc. Durch hundert geheime Vernunftschlüsse hat es dieses helle Bewußtseyn gewonnen; vielleicht schon gegen das 6te Jahr hin, obwohl die völlige Entwickelung dieser Begriffe mehrere Jahre nach einander erfordert. Die Zeit von dem 8ten bis 15ten Jahre kündigt sich hiernach an als die eigentliche Periode des Katechisirens.

Das Geschäft, welches die Vernunft in dieser Entwickelung der Verstandesbegriffe vornimmt, um hierdurch zum Ganzen und Vollendeten hinzustreben, ist ein Abstrahiren des Allgemeinen von dem Einzelnen, und ein Reflectiren von dem Einzelnen auf das Allgemeine der Regel oder des Begriffes; es geht während der ersten und zweyten Lebensperiode unablässig im Stillen vor sich, und die Resultate kommen erst in dem Jünglingsalter völlig zum Vorschein. Da nun aber das Allgemeine in vielem Einzelnen begriffen und behalten wird, so erhebt es sich stufenweise aus diesem, und je jünger der junge Mensch ist um desto mehr hält er noch mit seiner Regel am Einzelnen. Der 7jährige Knabe hat z. B. den allgemeinen Begriff Stein, und viele Gattungsbegriffe von den Dingen; er sieht die Ursache, daß der Tisch gedeckt wird, oder daß er Unannehmlichkeiten erfahren muß, in manchen Menschen umher; er berechnet ziemliche Zahlen, er hält das Gehorchen für nothwendig u. s. w., aber er denkt noch nicht an den allgemeinen Begriff von Naturproduct, noch wird ihm nicht klar was die Ursache aller Ursachen oder auch was die menschliche Freyheit sey, und daß es ein Unendliches gebe, das alle Zahl übersteigt, ein Absolutes und Ewiges, ein nothwendiges Wesen, das sind ihm noch zu hohe Begriffe. Zu diesen höchsten Begriffen reifet der Jüngling heran; es sind die Ideen, wohin die Vernunft von der ersten Entfaltung des Verstandes durch alles Aufmerken, Unterscheiden, Vergleichen, Abstrahiren, Reflectiren, Systematisiren, Zusam-

menfassen hindurch unablässig hinstrebt. Die letzte Jugendperiode ist demnach die Zeit der Reflexion und der Klassificationen bis etwa bey dem Jünglinge gegen das 18te Jahr hin, alsdann tritt die Zeit des wissenschaftlichen Studiums ein. Der siebenjährige Knabe denkt zwar auch schon über Wahrheit und Dichtung, Einerleyheit und Verschiedenheit, Aeußeres und Inneres, auch macht er Beschreibungen von Gegenständen, aber es gehören noch Jahre dazu bis er auf diese Begriffe selbst reflectirt, und endlich in Definitionen aufstellt.

Der Verstand bekommt besondere Namen, je nachdem er sich in irgend einer Richtung auszeichnet. Wenn er das Allgemeine und Besondere richtig und leicht verbindet, so nennt man ihn Urtheilskraft, wenn er dieses unterscheidend thut, Scharfsinn, und thut er es mit glücklichen Ideenassociationen, Witz. Schon die kleinen Kinder zeigen diese Vorzüge, wenn sie einen guten Verstand haben. Sie bemerken z. B. die Verschiedenheit zweyer Thiere, sie treiben mancherley Spiel mit Worten, sie urtheilen geschwind über die Gesichtsmiene eines Bekannten, oder wie sie etwas von Vater oder Mutter zu erhalten gedenken. Das alles geschieht aber der Natur nach bewußtlos und unabsichtlich, wenigstens die ganze zweyte Periode hindurch; erst mit dem Jünglingsalter kann die Reflexion auf Witz und Scharfsinn und das Wohlgefallen daran entstehen, wenn anders die Kinder natürlich geblieben sind, denn vorher sind sie in die Sache selbst noch

zu viel verlohren. Der 10jährige Knabe, auch wohl der jüngere, mag etwa leicht Räthsel errathen, auch die zwiefache Bedeutung eines Wortes unterscheiden, und mit guter Auswahl der Worte oder richtiger Anwendung der Regel etwas übersetzen: aber kaum wird der 14jährige selbst Räthsel machen, Aufsätze von eigner Erfindung zu Stande bringen, oder etwas kritisch beurtheilen können, weil noch nicht genug Abstraction von dem Gegenstande selbst, und Reflexion auf Regel, Begriff, und Ideenverbindung eingetreten ist, und das mit allem Recht. Vor dem 15ten Jahre wird man also mehr die Urtheilskraft, den Scharfsinn und den Witz in Bemerkungen zu üben haben, erst nachher tritt die Uebung durch eigne Productionen (Exercitien ꝛc.) ein.

Die Verstandesentwicklung des Mädchens ist vom frühesten an bedeutend verschieden. Hier ist nicht die scharfe Sonderung und Hinstellung der Verstandesbegriffe, sondern überall erscheinen diese mehr vereinigt, und bleiben mehr unmittelbar mit der Anschauung verbunden. So z. B. erkennt das kleine Mädchen an seiner Puppe die Möglichkeit, daß sie größer seyn kann, oder daß man sie an- und auskleiden kann, es personificirt sie, legt ihr Handlungen bey, unterhält sich mit ihr, und hat so immer ein gewissermassen belebtes Ganzes vor sich, welches von ihm mit den ungeschiedenen Begriffen von Daseyn, Größe, Person (Substanz und Ursache), und möglichen Verhältnissen recht deutlich

vorgestellt wird: aber es wird nicht leicht etwas Einzelnes von diesem Gesammtbegriff abtrennen, wie etwa der Knabe, wenn er fragt: „was kann man damit machen?“ Das Mädchen wird nie gern auf das Wort und die Wortform reflectiren, es wird nie so leicht wie der Knabe etwa die Naturproducte durch Begriffe classificiren: aber es wird bey dem Worte immer die Sache vor sich haben, und wenn es etwas hört oder lieset, so wird alles weit mehr von ihm empfunden; überall ist ihm die Anschauung mit dem Begriffe zugegen. Und wenn das Mädchen auch die Classification der Naturproducte lernt, so erhält es durch die abgetrennten Merkmale weniger eine Beschreibung als eine Erinnerung an den Gegenstand selbst, der alsdann sogleich ganz vor ihm steht, und seine Vorstellungen sind gemeiniglich klar, allseitig und richtig. Auch in dem Zählen ist dieses bemerkbar. Der Knabe haftet mehr an der abstrahirten Zahl: das Mädchen sieht mehr die gezählten Sachen. Daher ist es so gelehrig für das Kopfrechnen, besonders was Dinge des täglichen Lebens betrifft, aber das Wissenschaftliche der Arithmetik ist ihm mehr zuwider, als wenn es in Knabenkleidern gehen und den Stock führen sollte. Noch entfernter ist ihm die Geometrie, da es sich schlechterdings nicht von der Tendenz seines Sinnes, das Ganze und die schöne Form aufzufassen, losreißen kann, also nur mit Widerwillen seiner Natur sich zu den steifen geometrischen Linien, und der Vergleichung der abgezogensten Begriffe bequemen würde,

und das gewiß nie mit Glück. Ein Weib das die Mathematik versteht, ist wohl eine der größten Seltenheiten. Und wenn das Philosophiren in Aufstellung eines Systems durch abgegränzte und abgeglichene Begriffe gesetzt wird, so hat Kant sehr recht wenn er sagt: einem Weibe, das eine Philosophin ist, fehlt nichts als der Bart.

Die Vernunft des Weibes lebt durchaus in dem Sinne, sie nimmt in ihrer Entwickelung den kürzesten Weg, indem sie das Scheiden durch den Verstand möglichst vermeidet, und in und mit dem Sinne unmittelbar hervorkommt. Der Mann muß sich die Vernunft mehr selbst machen, durch unzählige Versuche im Aufstellen der Begriffe: dem Weibe giebt sie die Mutter Natur mit, durch einen göttlichen Instinct. Daher ist der Witz des Mädchens, wenn er gut ist, am allerweitesten entfernt von dem Gesuchten und Erkünstelten, er ist naiv, d. h. eine Eingebung der reinen Natur; der Scharfsinn ist fein und schön, d. h. er unterscheidet nur, was die Natur selbst unterschieden haben will, nicht nach willkührlichen Begriffen, sondern nach der Sache; das Urtheil ist treffend und von reinem Geschmack, d. h. so wie die Natur die Sache selbst darstellt, nicht einem Grundsatz zu gefallen oder um eine Lehre zu behaupten; überall Verstand und Sinn zugleich, oder die Vernunft als Trieb einer reinen Natur. So z. B. lösen die Mädchen viel leichter gute Charaden, sie entdecken viel schneller die Merkmale eines Naturproductes, sie behalten viel schärfer das Cha-

rakteristische eines Menschen, sie fällen bey mehrerer Reife ein viel richtigeres Urtheil in Sachen des Geschmacks und in dem Sittlichen, und ihre unwissenschaftlichen Worte dabey sind unendlich mehr werth, als alle Terminologieen der ästhetischen und moralischen Lehrbücher. Deshalb auch verdirbt man die weibliche Natur, wenn man sie durch Phrasen solcher Bücher bilden will. Die jetzige Welt ist mit solchen Verkehrtheiten für ihre Verbildung gestraft. Wird die Natur durch die Erziehung geehrt, so gelangt das Mädchen früher zur Vernunft als der Jüngling, es wird alsdann nicht ein Verstandesweib, so wenig wie dieser ein Vernünftler wird, sondern beyde reifen heran zu vernünftigen Menschen, jedes in seiner eignen Würde und Gestalt.

Gerade auf diesem Wege mußte sich die Vernunft entwickeln. Wäre kein Auffassen durch die Sinne, so bliebe der Geist in tiefem Schlummer, oder mit einem alten Ausdruck, es käme nichts in die Seele; wäre keine Aufmerksamkeit, so wäre kein geistiges Auffassen; wäre keine Einbildungskraft, so wäre die Seele nur wie ein Spiegel gleich dem Netzhäutchen in dem Auge; wäre diese nicht reproducirend, so gäbe es nur ein ewiges Vorüberziehen der Eindrücke; wäre sie nicht zugleich producirend, d. h. wäre sie nicht Phantasie, so hätte die Vernunft keine Selbstthätigkeit; wäre nicht Auffassen und inneres Bilden innigst vereinigt, so wäre es keine geistige Thätigkeit, es gäbe keine

Vorstellungen, es gäbe kein Empfinden und kein Denken. Würde das Empfundene und Gedachte nicht behalten und wieder erkannt, d. h. gäbe es kein Gedächtniß, so hätte der Geist überall nichts Bleibendes, und so käme nichts Geistiges, kein Wissen, nicht einmal ein einzelner Begriff in ihm zu Stande; wäre nicht Phantasie mit diesem Festhalten verbunden, so gäbe es kein Widerstreben, keine geistige Entwickelung; und wäre nicht dieses alles vereinigt, so käme es gar nicht zum Verstande; und käme nicht dieser hervor, d. h erwachten nicht diese Thätigkeiten als die Wirkungen einer und derselben Kraft, so entwickelte sich keine Vernunft, und es erschiene nimmermehr in dem Leibe der Geist.

Was heißt das nun: der Geist erwächst in dem Kinde? Das Kind empfindet durch die Sinne, aber in dem ersten Empfinden dringt die Aufmerksamkeit, mit derselben der Verstand, und in diesem die Vernunft hervor. Aber zugleich beginnt das Getriebe des innern Sinnes, und äußert sich im Allgemeinen als Einbildungskraft. Nach einiger Zeit zeigt sich diese Thätigkeit nach zweyen Polen geschieden, bald als wiederhohlend, bald als schaffend; man abstrahirt sich jene als eine für sich bestehende Thätigkeit (freylich mehr oder weniger irrig) und nennt sie Gedächtniß, und diese, eben so durch das Begriffescheiden für sich hingestellt, Phantasie: jenes das Negative, dieses das Positive in dem Geschäfte der Einbildungskraft): im Grunde nur Eine Thätigkeit, nehmlich der sich entwickelnden Vernunft in verschiedenen Beziehungen.

Eben so macht man sich einen abgezogenen Begriff vom Verstand, und aufs vollkommenste bezeichnet hiermit der Verstand sich selbst; im Grunde nichts anders als die sich entwickelnde Vernunft in dem Hindurchgehen durch das Einzelne. Bald erscheint diese Thätigkeit als scheidend auf vorzügliche Weise, und hier nennt man sie Scharfsinn; bald als schaffend (d. i. in der Phantasie), hier nennt man sie Witz; bald als beziehend Begriffe auf Anschauungen und auf Begriffe, und hier heißt sie im Allgemeinen Urtheilskraft. Alles die Eine Kraft der Vernunft in ihrer Wirksamkeit, unter den uns verschieden erscheinenden Formen. Sie erscheint zuerst in dem äußern Sinne, als Aufmerksamkeit und Verstand, alsdann in der Reflexion mit Gedächtniß und Phantasie. So wird das Kind zur Vernunft gebohren, die Vernunftanlage treibt das Kind die Dinge zu verstehen und zu behalten, und in Allem Gedanken zu erschaffen. So entwickelt sich die Vernunft von der Geburt des Menschen seine Jugend hindurch bis zur Reife, oder so erwächst der Geist.

Die Sprache legt dieses dar. Die ersten Worte des Kindes bezeichnen sein Verhältniß zu einem Gegenstande, des erregten Inneren zu dem erregenden Aeußeren, und zwar entweder ein Empfinden oder ein Begehren, und anfangs auch dieses noch vereint. Allmählig scheidet sich dieses alles mehr aus, und so auch der Gegenstand von dem Gemüthszustande, und dann die Verhältnisse. Somit scheiden und vermehren sich die Worte, nehmlich

aus den ersten noch ganz unbestimmten Sprachäußerungen werden Ausrufungen, Hauptworte und Zeitworte, und aus diesen erwachsen bald die Beyworte, Fürworte, Verbindungsworte u. s. w. und so gewinnt die Sprache schon in den ersten Jahren viel Reichthum und Bestimmtheit. Bald reihen sich aus den einzelnen Worten Sätze zusammen. Anfangs liegt in dem Worte der Satz, es ist ein Ganzes der Beziehung, aber jetzt verbindet sich Begriff mit Begriff in klarem Bewußtseyn; der vollständige Satz wird erst bey der eingetretenen Reflexion ausgesprochen. So sagt das Kind etwa zuerst „Mutter!" — nachmahls: „die Mutter!" — hierauf: „da die Mutter!" — endlich: „die Mutter kommt;" oder ich sehe die Mutter; oder etwas Aehnliches. Bey der weitergehenden Reflexion wird nun auch das Verhältniß der Gegenstände und Zustände durch die Nebenworte angegeben; z. B. „ich will zu der Mutter gehen;" — „von der Mutter bekommen;" — aber im Anfang mit wenigeren Worten, etwa: „zu der Mutter!" — „von der Mutter!" — und das mit Mienen und Geberden, welche das Uebrige sagen. Selten hört man vor dem vierten Jahre des Kindes einen vollständigen Satz; noch bedarf es aber hier, und bis etwa zum siebenten Jahre vieler Beobachtungen, um auszumitteln, worin die Entwickelung der Denkkraft durch die Sprache bey allen gleich sey. Daß die Sprache hauptsächlich von dem Gesichtssinne ausgeht, da sie auch die innere Welt (in dem Gehöre) mit der Außenwelt für das Zusammenleben der Men-

schen verbinden muß, haben wir oben bemerkt. Diesen Charakter behauptet sie am stärksten in der Jugend und bey dem ungebildeten Menschen. Aber da der Geist immer tiefer in sich selbst schauen lernt, und das Geistige immer unabhängiger von dem Sinnlichen vorzustellen strebt; so mußte sich auch in der Bildung des heranwachsenden Jünglings dieses Uebergehen der Sprache von dem Gesehenen zu dem bloß Gedachten bemerken lassen. Will man also Knaben und Mädchen ganz verständlich seyn, so muß man sich der Ausdrücke und Beschreibungen, welche von dem Gesichte hergenommen sind, bedienen; erst die reifere Jugend lernt die abstraktere Sprache verstehen.

Also das Kind: einzelne anschauungsvolle Ausdrücke; hierauf: halbausgesprochene Sätze aus dem Kreise der Sinne, besonders des Gesichts. Der Knabe: Sätze, welche meist sinnliche Urtheile ausdrücken; Begriffe und Urtheile theils in bestimmteren Worten, theils in bestimmteren Wortfügungen; Beschreibungen hauptsächlich von Dingen, welche in die Augen fallen. Der Jüngling: Verbindung von Sätzen zu Perioden; Ueberfluß an Begriffen und Anschauungen von allen Seiten her zusammengeführt; Uebertreibungen der Phantasie in Darstellung der sinnlichen Gegenstände; endlich Aneinanderreihen zum Ganzen, Verarbeiten der Kenntnisse zur Einsicht, Erheben der Begriffe zu Ideen, in Allem Gefühl und Gedanke — Geist.

Durch die Sinne kommen Anschauungen in die Seele, und es scheiden sich Empfindungen und Be-

griffe, und durch die Sprache wird alles in der Seele festgehalten. Beständig neuer Zuwachs. Indem aber so Neues in den Geist eingeht, bildet sich eigentlich das Innere mehr heraus; indem sich ein Begriff mit dem andern vereinigt, erzeugt sich ein neuer; was in einem Worte zuerst verflossen lag, gestaltet sich in mehreres Einzelne; es treiben der inneren Erzeugungen immer mehrere hervor; in diesem fortgehenden Werden entfaltet sich die Seele als Geist in allen Richtungen desselben, der Geist erwächst in und mit der Sprache, und die treibende Kraft dieser Geistesentwickelung ist das Streben des Endlichen zur Unendlichkeit, d. i. die in einem erwachsenden Menschen lebende Vernunft.

3. Gesinnung.

a) Ueberhaupt.

Die Gesinnung ist die Selbstbestimmung des Gemüths, und das Gemüth vereinigt das Fühlen, Begehren und Denken im Tiefsten. In der gemeinen Sprache heißt der bleibende Grund der Gesinnung das Herz, sonst auch der Charakter. Man spricht also von dem guten oder bösen Herzen des Kindes; Charakter wird es erst mit der Reife des Menschen genannt, wenn sich die Gesinnung völlig bestimmt und entschieden hat. Das einzelne Gute der Gesinnung sind die Tugenden; das Böse erscheint zuerst in der Kindheit als Unart. Man bezeichnet sehr schicklich

durch dieses Wort die Abweichung von der guten Natur, und in der That, die Tugend sollte in der Freyheit Natur seyn. Die Tugend ist das Gleichgewicht zwischen Weichheit und Festigkeit, und in demselben die göttlichwirkende Freyheit des Gemüths; dabey muß sie sich durch das Bleibende, das sie in allen wechselnden Formen von Kindheit an behauptet, als ächt darlegen. Welches ist nun dieses bleibende Gute? welches ist die eigentliche Güte des Herzens oder des Gemüths, und wie wird sie sich in den verschiednen Jugendaltern zeigen?

Wir sahen das Erste der Tugend in der Aufmerksamkeit des Kindes, und bald nachher bewährte es sich in der Freundlichkeit. So wie aber die Verhältnisse des Gemüths gegen die Eindrücke sich vielfach scheiden, giebt es auch vielfache Tugenden. Es scheidet sich hier nehmlich die Richtung zur Thätigkeit nach außen, und die Richtung zum Empfinden; nur in der Harmonie von der in beydem sich stark äußernden Kraft, oder vielmehr in dem Göttlichen der Liebe, das in beydem zugleich erscheint, tritt die Tugend hervor. Wäre es äußere Thätigkeit allein, so würde es am Gefühl und an der Vernunft fehlen, und wäre es Empfindung allein, etwa auch mit Vernunftideen verbunden, so fehlte dem Gemüth das Praktische, es wäre bloß mystisch; nur in der Vereinigung von beydem kann sein Vortreffliches bestehen. Gegen die Eindrücke welche zur Thätigkeit erregen, wird sich also das gute Gemüth des Kindes so verhalten, daß es sich gern dazu erregen läßt, aber mit einer frohen

Empfindung und festgehaltnem Zwecke, d. h. das Kind wird fleißig; was in der Aufmerksamkeit und Freundlichkeit vorkam, hat sich hier bestimmter gestaltet, als Liebe zu einer Thätigkeit, wozu man erregt wird. Gegen die Eindrücke, welche empfunden seyn wollen, verhält sich das Gemüth so, daß es sie gerne empfängt, welches Gemüthsverhältniß unsre Sprache durch Munterkeit andeuten zu wollen scheint, aber seine gute, feste Stimmung dabei behauptet, und da nun die Stimmung eines gesunden und guten Menschen keine andere seyn kann, als ein Gefühl der Zufriedenheit und des Wohlseyns, d. h. ein Wohlgefühl, so muß das gute Gemüth des Kindes fröhlich seyn; die Aufmerksamkeit und Freundlichkeit kommt nun auch in dieser Gestalt, als freundliche Unterhaltung mit den Gegenständen vor. Die Thätigkeit wird also fröhlich, und die Munterkeit ist mit geordneter Thätigkeit verbunden. Frohsinn und Fleiß sind in dem Innersten Eins. Aber in beidem soll sich das Höhere, der Adel der Menschheit, zeigen, und dieses ist nichts anders als die Liebe zum Höheren, die zur Gottheit hinführt. Das Kind neigt sich also liebevoll zu demjenigen hin, welcher ihm den Eindruck des Höheren macht, und das ist der Natur nach Mutter und Vater; zugleich aber behauptet das gute kindliche Gemüth seine Selbstbestimmung der Thätigkeit und Munterkeit. Hierdurch wird es das, was wir mit dem Worte fromm bezeichnen wollen, d. h. zuerst das Kind liebt und verehrt seine Eltern indem es ihnen folgsam ist; und dann: diese Gesinnungen

der Kindlichkeit gehen über in Liebe und Verehrung Gottes. Das gute Kind läßt sich also gerne seine Thätigkeit vorzeichnen, und dadurch wird es erst im vollen Sinne des Wortes fleißig, es strebt in seiner Munterkeit nach der frohen Hingebung an eine höhere Führung, und hierdurch geht der Frohsinn auf jene selige Heiterkeit des Weisen hinaus. Schon in dem Thiere gefällt uns das thätige und muntere Wesen, aber in dem Kinde sind diese Erscheinungen humanisirt, und darum gewährt der Anblick eines solchen Kindes so allgemeines Vergnügen. Aeußert sich nun vollends dabei der fromme (folgsame) Sinn des Kindes, so steigt dieses Wohlgefallen an dem Kinde auf das höchste, und niemand trägt Bedenken es ein vortreffliches Kind, ein Kind der besten Art zu nennen. Denn in allem diesem erscheint die Tendenz des Geistes sich über das Sinnliche zu erheben, zum göttlichen Leben in der Liebe.

Froher, fleißiger und frommer Sinn eines Kindes in innerster Einung ist also die gute Gesinnung des Kindes. Nicht eins dieser Stücke ist allein, sondern jedes nur dadurch Tugend, daß sie mit ihren beiden Schwestern in Eine Blüthe verschlungen ist; die drei holden Genien der seligen Kindheit.

Das was zur Vollkommenheit jeder Kraft erfodert wird, und was wir früher im Allgemeinen die Tugend der Kraft nannten, nemlich die Vereinigung der gleich starken Erregbarkeit und inneren Festigkeit, läßt sich leicht in einem solchen Gemüthe nachweisen, das sich liebend zu dem Eindrucke hinneigt und dabei

sein Streben zum Höheren, also sein Festes und Ewiges behauptet. — Wir erkannten also mit Recht in jenen drei Tugenden der Kindheit die Tugend des Kindes. Da ihre gemeinschaftliche Knospe die kindliche, natürliche Freundlichkeit ist, so hat auch jede dieser Tugenden eine gefällige Gestalt und freundliche Farbe. Aus diesen entfalten sich nun die übrigen Tugenden, Blüthe aus Blüthe, in fließendem Wechsel: aber keine einzelne welkt, und allmählig erscheint in der frischen Fülle die himmlische Gestalt des göttlichen Gemüths, in unsrer Sprache, der edle Charakter.

Wie sich die gute Gesinnung weiterhin gestaltet, geht aus der Beschaffenheit der Jugend hervor, nemlich aus der Gemüthsentwicklung in Beziehung auf die Eindrücke. Die Tugenden werden immer vielfacher, weil sich die Verhältnisse des Innern zu dem Aeußern vervielfältigen und schärfer bestimmen. Da sie aber immer in ihrem Wesen Eins sind, und diese Einheit ebenfalls nach Maasgabe der entwickelten Kraft sich in einer besondern Form offenbart: so müssen sie sich auch in jeder Lebensperiode auf einige Haupttugenden, oder eigentlich auf Eine zurückführen lassen.

In dem Knabenalter sind es folgende drei: Gehorsam und Lernbegierde, (oder in Einem Folgsamkeit) und Gutherzigkeit. Mit dem frommen Sinne verbindet sich nemlich die Ueberlegung über das Verhältniß zu den Eltern und zu den höheren Personen überhaupt, dabei wird das

was dunkles Gefühl war, mehr Sache des Bewußtseyns und mehr Wille, — also Unterwerfung unter einen höhern Willen, d. h. Gehorsam. Eben so wird der Fleiß mehr durch das Bewußtseyn des Zwecks und durch das Gefühl der Unvollkommenheit mit dem Streben des Geistes nach Bildung geleitet — also Trieb sich belehren zu lassen d. i. thätige Lernbegierde. Der Frohsinn muß unter der Bekanntschaft mit Menschen und bei der durch die Liebe bewirkten Sympathie sich insbesondre zeigen in den angenehmen, geselligen Verhältnissen, d. i. in der Freude an dem Frohseyn Andrer, folglich in der Gutherzigkeit. Aber der gute Knabe so wie das gute Mädchen, beweisen nur dadurch ihre Tugend, daß sie eben so folgsam als wohlwollend sind. Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese Tugenden in ihren mannigfaltigen Beziehungen auch in mancherley Formen erscheinen, z. B. als Gottesverehrung, als Arbeitsamkeit, als Herzlichkeit, als Reinlichkeit und überhaupt als edles Selbstgefühl, als Bemühung Andern Freude zu machen, als Gefälligkeit u. s. w. Auch ist es nicht schwer den Ursprung dieser Tugenden aus jener frühen Knospe der Aufmerksamkeit (oder Freundlichkeit) zu erkennen, denn sie tragen alle den Charakter derselben an sich.

Die Haupttugenden des Jünglingsalters sind: Bescheidenheit, Enthusiasmus, Liberalität (Wohlwollen). Der junge Mensch wird mehr selbstständig, aber sein erhöhetes Selbstgefühl

läßt ihn sein Verhältniß sowohl zu den höheren Personen als zu dem Ideale nicht verkennen: er kann also zwar nicht mehr gegen Menschen so gehorsam seyn, wie vorher, aber er wird sie theils hochachten und verehren, theils mit Schüchternheit seine Unvollkommenheit neben ihnen fühlen; und so ist er bescheiden. Hiermit ist Demuth und Gehorsam gegen Gott in seinem edlen Gemüthe verbunden. Und so wie er nun mehr das Gute und Wahre kennen lernt, so wird er bei dem zunehmenden Feuer der Phantasie auch mehr davon begeistert; und da das edle Streben in ihm lebt, so wendet sich seine fleißige Lernbegierde und ganze Thätigkeit mit glühendem Eifer nach allem Idealischen, theils zu seiner Selbstbildung, theils um sich dessen außer sich zu erfreuen, und es etwa aufzustellen. Hieraus geht nun in besondern Beziehungen jene oft schwärmerische Rechtsliebe, Tugendliebe, Wahrheitsliebe u. d. g. hervor, die aus Mangel der Bekanntschaft mit den Verhältnissen und aus Rücksichtlosigkeit bei dem Jünglinge nicht selten unschicklich ausbricht. Bei dem Mädchen sind diese Aeußerungen etwas verschieden. — Das Wohlwollen ist begeistert, und mit dem Gefühle der zunehmenden Kraft verbunden, also mit einem angenehmen Selbstgefühle, das sich gern in dem Wohlthun findet, und gerne mittheilt; es ist erhöhetes Gefühl der Freyheit und Selbstständigkeit in dem thätigen Wohlwollen d. h. es ist Liberalität. Da sich nun aber die Verhältnisse gegen die Menschen schärfer scheiden, so besteht damit allerdings eine Vorliebe gegen manche Personen, und

so entstehen die Tugenden der Freundschaft. Ein Jüngling ohne Bescheidenheit, oder ohne Enthusiasmus, oder der geitzig ist, steht also zuverläßig tief unter der Stufe der Vollkommenheit. Der weibliche Charakter zeigt dieses Edle mehr durch das schöne innere Seyn.

Das reife Alter vereinigt alle Vortrefflichkeit in den beyden Hauptzügen: Religion und Sittlichkeit. Nach beiden hin tendirte schon die freundliche Aufmerksamkeit des Säuglings durch alle Gestaltungen in dem Jugendwechsel hindurch.

Da nun das Vortreffliche, welches in den einzelnen Tugenden erscheint, nur das bleibende Gute der Gesinnung seyn kann, so muß sich auch die Identität der früheren und späteren Tugenden so nachweisen lassen, daß ihre Verschiedenheit nur in der verschiedenen Form besteht, welche dasselbe innere Wesen bey weiterer Entwickelung des Gemüths und in den vermehrten Beziehungen annimmt. So läßt sich in dem Enthusiasmus des Jünglings noch dasselbe sehen, was in der frühesten Aufmerksamkeit des Kindes vorkam, nemlich Streben des Geistes nach dem Edlen, nur daß jetzt der Geist mehr Kenntnisse und eine lebhafte Phantasie gewonnen hat. Jenes Bleibende wird dadurch erkannt, daß man der Entwicklung des Gemüths die ganze Jugendzeit hindurch nachgeht, und die Spuren des späten wie des frühesten Guten in allen Formen aufsucht, diese mit einander vergleicht, und die von einer bestimmten Richtung in eine Reihe stellt; in dieser Reihe nun hat man die

Entwicklung einer einzelnen Tugend vor sich. Noch einige Beyspiele. Bey der Jugend edler Art zeigt sich beständig ein Trieb zur Thätigkeit, freilich anders bei dem Knaben und anders bei dem Jüngling. Bald zeigt sich dieser Trieb in der körperlichen Anstrengung, bald im Nachdenken, bald im aufmerksamen Zuhören ꝛc. Wer nun die Totalanschauung von diesem Jüngling von seiner Kindheit auf hat, wie sie einsichtige Eltern leicht haben können, der sieht etwas in allen diesen Erscheinungen, was ihn immer charakterisirt, überall als Liebe zur geordneten Thätigkeit; hier sind also Tugenden aus der Reihe des Fleißes, und in diesem Stücke ist der Jüngling noch derselbe, der er als Kind war. Was in ihm ehedem verhüllt lag, und der Allwissende in ihm schaute, sehen nun auch die Menschen, indem unter den verschiednen neuen Verhältnissen das Innere in ein Aeußeres hervortritt. Der Erzieher mit dem geweihetem Blicke konnte daher in dem Kinde weissagen, was nun in dem Erwachsenen dasteht, ein Grundzug des Charakters, Fleiß. — Eben so schimmert der Frohsinn durch die Munterkeit des Mädchens hindurch, erscheint in mancherlei Aeußerungen, begleitet das Mädchen in seinem Sitzen und Hüpfen, in seinen häuslichen Geschäften, in der freundlichen Pflege der Geschwister, in den vergnügten Reihen der Gespielen, selbst in der Ertragung von Sorgen und Mühen und herzdurchschneidenden Schmerzen; er zeigt sich in dem schönen leichten Sinne des edlen Weibes, der immer ein Morgenlicht über das Leben

hingeſtt; daſſelbe was dem Angeſichte des Säuglings eine himmliſche Huld gab; aber erſt jetzt das volle Leben durchſtrahlt, der Frohſinn. — Kindliche Liebe, Folgſamkeit gegen die Eltern, Verehrung der höheren Perſonen, Ahndung deſſen, was mehr iſt als alles Sichtbare, Erhebung über das Irdiſche, Unterwerfung unter eine göttliche Ordnung der Dinge, Glaube an ein Beſſerwerden, an eine ewige Weisheit, Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit — wer erkennt nicht in allem dieſem die Einheit, nur in mancherley Formen hervordringend den frommen Sinn! Als das Kind auf dem Mutterſchooße dem Vater entgegen lächelte, zeigt ſich in ihm das Gemüth, welches einſt mit reifer Denkkraft von der ſchönen Erde zum hohen Himmel hinaufſchauend denkt: Gott! und anbetet.

Wichtiger kann wohl nichts in der Erziehung ſeyn als dieſe Betrachtung der Innerlichkeit, denn nur dadurch kann man ſich der Vortrefflichkeit verſichern. Aber wie ſehr erſchwert wird dieſe Forſchung! Erſchwert wird ſie 1) durch die Sprache, da alle Worte, die wir brauchen müſſen, theils nicht ganz das ausdrücken, was unſre Erklärung ſagt, theils mehr und anders ſagen, und alſo immer durch Nebenbegriffe die Abſicht verfälſchen; man denke nur an unſre Worte: Fleiß, Frohſinn, Frömmigkeit. Es liegt aber auch 2) in der Sache ſelbſt eine Schwierigkeit, weil ſich das, was früherhin Werk des edlen Strebens war, ſpäterhin nur noch als zurückgebliebene Gewohnheit fin-

den, und sich wohl gar mit bösartigen Neigungen einigen kann, wie z. B. die Freundlichkeit des Mädchens, zur Gewohnheit geworden, vielleicht nun als Eigenliebe vorkommt. So ist Muth, Arbeitsamkeit, Selbstbeherrschung, und was man etwa an Männern oder Frauen Löbliches nennen mag, oft sehr tadelnswerth und im Vereine mit dem Laster. 3) Auch die bisher herrschende Gewohnheit, das Sittliche als etwas Zerstückeltes anzusehen, und sich von dem Sprachgebrauche in Absicht der sogenannten Tugenden und Fehler leiten zu lassen, hindert sehr die Verständlichkeit, wenn man auf das Innere und Gemüthliche der Tugend aufmerksam macht. Folglich wird viel Tiefblick verlangt, um in jene Entfaltung des Einen und ganzen Vortrefflichen zu schauen; hier konnte man nur eine Hindeutung erwarten.

Nun müssen wir aber diese Entwicklung der Gesinnung so weit als möglich in den einzelnen Erscheinungen der Jugend nachsehen, also die guten Sitten der Jugend aufstellen. Die Anleitung hierzu giebt uns die oben versuchte Entwicklungsgeschichte der Kraft überhaupt; jetzt sehen wir sie nemlich in ihrer Richtung zum Guten.

---

b) Insbesondre.

Entwicklungsgeschichte des Vortrefflichen in dem Gemüthe.

Die Sitten des Kindes- und Jünglingsalters bestehen in den Gewöhnungen des Triebes; wir

lernen sie also dadurch am sichersten kennen, daß wir den verschiedenen Richtungen des Triebes nachgehen, diese zuerst für sich in ihrer Entwicklung betrachten, und dann in Beziehung auf das ganze Gemüth. Nun läßt sich der Trieb der menschlichen Natur in folgende zerfällen: 1) der humanisirte Lebenstrieb; 2) eben so der Erhaltungstrieb; 3) desgleichen der Geschlechtstrieb; 4) der Geselligkeitstrieb; 5) der Persönlichkeitstrieb. Wir durchgehen also die einzelnen Aeußerungen in dieser Ordnung.

1) Der Lebenstrieb besteht in der Richtung der Kraft, um sich zur Thätigkeit erregen zu lassen und selbst zu erregen. Er äußert sich theils in der Sinnenthätigkeit, theils in der Lust an Bewegung. Uebung und Trieb steigern sich bis zur völligen Entwicklung der Kraft wechselseitig. Daher der immer stärkere Reiz zu beydem; daher will der Knabe so gerne laufen, springen, klettern, ringen, Schlittenfahren ꝛc. und ist entweder siech oder verweichlicht, wenn er das nicht will. Gegen das Jünglingsalter hin hören diese Anstrengungen allmählich auf Spiel zu seyn, weil die Vernunft sich mehr in allem zeigt; sie werden mehr Zweck, treten seltener ein, und gewinnen ein ernsthafteres Ansehen. Der angehende Jüngling unternimmt Fußreisen, ermüdet sich im Tanze, besteigt das Roß, sich seiner Herrschaft über dasselbe erfreuend, durchstreift Berg und Thal auf der Jagd ꝛc. und weil sich damit der Unternehmungsgeist und Muth mehr als Beherztheit und Ausdauer entscheidet, und zugleich der

Ehrtrieb entwickelt, so übernimmt er leicht Gefahren, um sich zu zeigen, und wird leicht gereizt, sein Leben um der Ehre willen Preis zu geben. Er sucht sich hierin geltend zu machen, oder auch einer verehrten Person gefällig zu seyn, oder der Welt zu dienen, und es wird täglich mehr Ueberlegung und Entschluß. Eine gewisse Unruhe treibt so den Knaben umher, er beginnt gerne etwas, führt aber noch weniger aus; der Jüngling ist schon langsamer aber kräftiger in seinen Unternehmungen, er läßt aber noch immer gerne seine Kraft sprudeln, und wird leicht dadurch den Menschen beschwerlich. — Bey dem Mädchen ist dieses alles darin anders, daß es mehr seine Freude an körperlichen Bewegungen in dem Schönen, Gefallenden, Anmuthigen sucht, und darum vorzugsweise selbst bis zur Leidenschaft den Tanz liebt. Die Lust am Reiten ist schon ein Hinüberneigen der Natur oder Gewöhnung zur Männlichkeit. Die körperlichen Beschäftigungen mit Kindern, das Herumspringen im Hause mit vielen leichten und vereinzelten Thätigkeiten ꝛc. werden von den Mädchen sehr geliebt. — Die Ruhe der Kinder nach der Ermüdung, und der Schlaf zu rechter Zeit stellen sich bey übrigens guter naturgemäßer Ordnung so ein, daß die Kraft und Lust zum Gebrauche der Kraft dadurch gewinnt. — In beiden Geschlechtern wächst so durch diesen sich entwickelnden Lebenstrieb das Kraftgefühl, der Muth, so wie die Stärke.

2) Der Erhaltungstrieb zeigt sich theils als Trieb nach der Nahrung, und überhaupt in den

Lebensverrichtungen, theils als Trieb sich gegen Gefahren zu sichern. — So wie das Kind wächst, bedarf es mehr der Nahrung, und da der Geschmacksinn allmählich schärfer wird, und der Gedächtnißvorstellungen in Absicht des Speisegenusses mehr werden, so wird auch seine Eßlust immer größer, es denkt mehr an das Essen, und wird öfters dazu gereizt. Des Morgens bey dem Aufwachen ist gewöhnlich der erste Gedanke das Essen. Da aber die Natur allmählich langsamer verdaut, so werden auch nach und nach die Zeiten länger, bis sich die Eßlust wieder einstellt; bey dem dreyjährigen Kinde kommt der eigentliche Hunger etwa sechsmal des Tages, bey dem siebenjährigen etwa fünfmal, bey dem zehnjährigen viermal, so ferne nehmlich nicht durch Langeweile oder Reize zwischen der Zeit der Appetit erregt wird; dieses viermalige Essen des Tages, nehmlich zweymal zur vollkommnen Sättigung, und zweymal zwischendurch bloß zur nöthigsten Befriedigung, bleibt während der ganzen Jugend gewöhnlich, auch noch bey manchen Erwachsenen. Nichts ist ungestümer als der leere Magen der Kinder. Sie sind alsdann in dem gereiztesten Zustande, ärgerlich, ungeberdig, ganz widrig gestimmt: so wie sie satt werden, sind sie munter und aufgereimt, unter einander vergnügt, zu allem Guten mehr aufgelegt, und treiben gerne lebhafte Spiele. Daher werden sie auch in der Zwischenzeit so leicht an das Essen erinnert, vergessen es aber auch bald, wenn sie sich in ihrem Treiben befinden. Enthalt-

samkeit zur Zeit des Hungers ist also durchaus nicht der wachsenden Jugend zuzumuthen, und das Fasten kann sie physisch und geistig verderben. Mäßigkeit ist nur in dem Sinne dem hungrigen Magen zuzumuthen, daß sie mit der Sättigung eintritt. Junge Leute sollen sich bey der Hauptmahlzeit satt essen, sonst stört man die Natur; aber verwöhnt man nur nicht diese Natur (durch Leckereyen, Gewürze ꝛc.), so weiß sie selbst ihr Maaß, und so gewöhnt sich die Mäßigkeit bey übrigens gesunden Kindern von selbst an. Wird nur die geistige Thätigkeit gehörig unterhalten, so giebt diese einen Gegenreiz gegen die zu starke Eßlust, und so gewöhnt sich das Kind edler Art zur Enthaltsamkeit. Beide Tugenden, welche man nur z. B. in Absicht der Leibgerichte noch mit vieler Nachsicht beurtheilen muß, sind alsdann in dem Jünglingsalter schon zur Natur geworden.

Schon in der ersten Kindheit hat sich der Trieb zur Speise von dem zum Tranke geschieden, seitdem wird denn auch der letztere besonders erregt, vornehmlich durch Erhitzung. Da nun die Jugend so leicht in Hitze geräth, so wird leicht der letztere Trieb öfter und stärker gereizt, als es heilsam ist, und die jungen Leute werden grade darin am leichtesten unenthaltsam und unordentlich. Diese Unenthaltsamkeit nimmt dann mit den Jahren so zu, daß die Beyspiele von Jünglingen und Jungfrauen, welche durch den kühlenden Trunk frühen Tod fanden, nicht selten sind. Das weibliche Geschlecht liebt das Trin-

ken mehr in Beziehung auf das Negative, d. h. als Befriedigung des Durstes: das männliche dabey mehr in Beziehung auf das Positive, d. h. zur Erregung des Kraftgefühls und der Phantasie, folglich das geistige Getränke. Weil nun dieses letztere so auf die Nerven wirkt, daß sich Gunst und Reizfähigkeit wechselseitig steigern, so wird das männliche Geschlecht leicht, und viel leichter als das weibliche, in dem berauschenden Trunke ausschweifend, dagegen ist es leichter im Stande den Durst zu bekämpfen, als das weibliche Geschlecht. So hat also jedes seine eigne Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, die ihm zunächst liegt, aber die edle Natur entwickelt diese Tugenden in jedem vollständig, weil die geistige Thätigkeit immer mehr herrschend wird, und dagegen der sinnliche Trieb immer schwächer werden muß. — Das Tobaksrauchen gewöhnt sich der Jüngling zuerst aus Nachahmungstrieb an, um den Männern gleich zu werden, und bald wird es ihm ein unentbehrliches Reizmittel seiner Unterhaltung.

In einer andern (der negativen) Richtung bringt der Erhaltungstrieb die Furcht hervor, um sich nämlich gegen Gefahren zu sichern. Wir sehen früherhin, daß alles, was einen grellen widrigen Eindruck auf den Gesichtssinn macht, zuerst die Furcht erregt, so daß also dieser Sinn hauptsächlich dem Menschen zur Sicherung scheint gegeben zu seyn. So wie das Kind mehr Verstand bekommt, unterscheidet es mehr, was wahrhaft zu fürchten ist, oder nicht, und allmählich verliert sich das Schreckende, womit ihm vorher

sinnliche Eindrücke imponirten. Dagegen gewinnt die Phantasie mehr Gewalt, und nun geht die Furcht mehr auf mögliche Gefahren, welche bey einer lebhaften Phantasie sehr leicht über groß wird. Indessen erhebt sich doch auch zugleich das Selbstgefühl, und, wie wir oben sahen, der Unternehmungsgeist. Hierdurch wägt sich der Trieb der Selbsterhaltung mit dem verstärkten Lebenstriebe in dem Selbstgefühle des gesunden und edlen Kindes so gegen einander ab, daß Vorsicht und Muth hervorgeht, und bey mehrerer Besonnenheit wird die Gefahr theils richtig erkannt und vermieden — dieses besonders von dem weiblichen Geschlechte — theils weniger gescheut, hauptsächlich von dem Jüngling, wenn ihn sein Jugendfeuer zum Edlen hintreibt.

An den Tod selbst denken gesunde Kinder fast gar nicht, und wenn sie daran denken, so sind es mehr spielende als wahre Vorstellungen; kommen sie aber einmal zu einer ernsten Vorstellung von der Möglichkeit des Sterbens, so ist ihnen das etwas Grausenvolles, das ihnen noch im Dunkel liegt. Das, was sie zunächst fürchten, ist immer der Schmerz und der Anblick von Beschädigungen, z. B. ein blutiger Finger macht ihnen auf den Augenblick mehr bange als das Krankenbette der Mutter. Mit zunehmendem Verstande wird nun dieses alles berichtigt. Im Ganzen genommen zeigt es sich als Wille der Natur, daß die aufblühende Jugend mehr der Lebensgedanken als der Sterbensgedanken fähig seyn soll, und das scheint

auch aus dem Gefühle des zunehmenden Lebens zu folgen.

3) Der Geschlechtstrieb zeigt sich in dem früheren Knaben - und Mädchenalter nur in leiser Andeutung. Er scheint mit der Entscheidung des Geschlechtlichen in der Physiognomie und in der Seele gleichlaufend hervorzudringen; gewiß ist es aber, daß er der Natur nach sich nicht eher entscheidet als mit den dahin gehörigen körperlichen Theilen. Bey dem Knaben geschieht dieses selten vor dem 14ten Jahre, obwohl vorher ein dunkles Gefühl der Geschlechtsliebe in ihm erwacht, und ihm irgend ein Mädchen oft schon in seinen früheren Jahren interessant wird. Merkwürdig ist es, daß öfters die erste Liebe des Knaben ein erwachsenes Frauenzimmer ist; vielleicht dadurch erklärbar, daß nun die ausgebildete Weiblichkeit stark genug auf den für das andre Geschlecht noch nicht genug reizfähigen Knaben wirkt, oder daß etwa in dem angenehmen Gefühle der mütterlichen Pflege, die er erfährt, zuerst das Interesse für das weibliche Geschlecht überhaupt, und zwar für das Zärtliche und Milde, welches diesem Geschlechte eigen ist, und das er immer mehr empfinden lernt, in ihm erwacht, und damit zugleich der physische Trieb, der ihn doch mehr zu einer andern Freundin, als zu seiner Mutter hinzieht. Ja, es giebt manches Beyspiel, daß die Mutter selbst gewissermaßen der erste Gegenstand dieser Liebe wird, ein Verhältniß, welches auf einer Ideenassociation in den Gefühlen der Liebe entsteht, die, so verschieden auch ihre Formen sind, doch überall

gleiches Wesens ist; das Gegenstück zu der Jünglingsliebe bey den griechischen Männern. Mit dem Jünglingsalter beschäftigt sich die Phantasie mit dem geliebten Gegenstand und idealisirt ihn; das Herz schlägt wärmer für denselben, die Gluth der Liebe durchdringt die ganze Seele, die Geliebte wird des Liebenden Taggedanke und sein Traum. Der physische Geschlechtstrieb kommt der Natur nach später, und zwar erst mit der ihm zugehörigen Ausbildung der Organe und Aussonderung der Säfte. Ein neuer Reiz entsteht damit in dem Organismus, und so auch in der Seele ein dunkles Sehnen, das denn endlich, aber bey der reinen Natur erst zur Zeit der Reife, verstanden wird und den Gegenstand seiner Befriedigung findet. Dieses Physische ist lange Zeit von der Geschlechtsliebe getrennt, weil diese früher durch die Sympathie erwacht und durch die Phantasie Nahrung erhält, oder kürzer, weil es in dem Menschen ist, in einem Wesen, wo geistige Thätigkeit herrscht, und wo diese der physischen des Fortpflanzungstriebes zuvorkommt. Der Jüngling, ja selbst der Mann von edlen Neigungen, denkt grade bey dem Gegenstande seiner Liebe am wenigsten an dieses Physische, bis nach und nach dieses allerdings sich auch bey jener Liebe einfindet, durch welche es aber auch dann veredelt wird. Er ist sich daher in seiner Liebe der reinen Gesinnung bewußt, sie dient ihm sogar als Schutz für seine Keuschheit, denn jener Trieb wird alsdann weniger gereizt, weil die Phantasie sich mehr geistig von der Geliebten unter-

hält, und weil er den Besitz derselben vorerst als eines höheren Wesens sucht; er verehrt sie, sie ist ihm seine Göttin. — Bey dem Mädchen kann nur Geschlechtsliebe erwachen, und dabey der Wunsch zu gefallen; der Trieb nämlich kommt der männlichen Natur zu, als positiv. Das Negative kann aber in nichts anderem bestehen als in dem Anziehen, d. i. bey dem vernünftigen Wesen in dem Gefallenwollen, mit der Sehnsucht nach dem Geliebten verbunden. Bey siebenjährigen Mädchen äußert sich dieses von ferne, spielend zu schalkhaften Neckereyen. Sie machen sich gerne mit den Knaben, und gemeiniglich mit etwas älteren, zu schaffen, mögen sich aber doch nicht weit mit ihnen einlassen, fliehen z. B. und wollen sie immer zum Nachlaufen reizen ꝛc. Dieses drückt sich bey dem unverdorbenen Mädchen in hunderterley zarten und artigen Formen aus. Nähert sich aber die entscheidende Periode, worin das Mädchen zur Jungfrau heranreift, so wird sie spröder, und es ist als ob sie die Annäherung des Jünglings zu fürchten habe. Wer mit seiner Liebe in jenem Zeitpunkte zudringlich ist, setzt sich der Gefahr aus, ihre Gunst zu verlieren, und wer sich ihr nähern soll, dessen edlen Sinn muß sie achten, und von dem muß sie sich selbst geachtet sehen; nur in dem Grade als er ihr Herz gewinnt, schmiegt sich die Liebende an ihn an. Ist endlich ihr Herz seiner ganz versichert, besitzt sie sein Herz ganz, so übergiebt sie sich ihm mit voller Liebe. Daß das Mädchen gerne gefällt, liegt tief in der Natur des

weiblichen Geschlechts, darum ist es eine wunderliche Meinung, welche das im Ernste für Eitelkeit ansieht. Nein, es soll so seyn, es ist gut so, auch die Blume will gefallen, wenn ihr Gott einen Willen giebt. Es ist ja die Vortrefflichkeit der negativen Natur, daß sie mit Liebe anzieht, und legt sich dieses im Bewußtseyn dar, so wird sie anziehen wollen, also gerne einen angenehmen Eindruck auf die Menschen umher machen. Dieses allgemeine Gefallenwollen des Mädchens verbindet sich nun natürlicher Weise mit der Zuneigung zu dem geliebten Gegenstande, also mit der Geschlechtsliebe, und glücklich, wenn es den rechten trifft, wenn es dabey wahr und innig liebt, und wenn es sich nicht an das Flattern gewöhnt. — Es ist ein seltener Fall, daß Kinder vor dem zwölften oder dreyzehnten Jahre die Geschlechtsliebe gegen einander fühlen; selbst noch bey unserm Kulturverderben, welches den Geschlechtstrieb so mannichfaltig reizt und verfrüht, ist das selten. Indessen fehlt es doch auch hier nicht an Beyspielen einer sehr ernstlichen Liebe. Ein Knabe von etwa vierzehn Jahren und ein Mädchen desselben Alters hatten sich in einander verliebt; der Knabe wird zufällig krank und stirbt, das Mädchen zieht sich seinen Tod zu Gemüthe, — es war vermuthlich in jener Zeit, wo die Natur wegen der Zubereitung zur nahen Entscheidungsperiode schwach ist, und wo alles tieferen Eindruck macht — das Mädchen wird ebenfalls krank aus Sympathie, und stirbt. — Die Liebe während der Jugend hat auch

den Charakter des Jugendlichen; sie ist mit dem jugendlichen Treiben verbunden, die Phantasie thut am meisten dabey, es fehlt noch an tiefem und innigem Gefühle, sie bleibt noch schüchtern in ehrerbietiger Entfernung, sie wird noch auf der einen Seite durch Besorgtheit, Ungeschicklichkeit und Blödigkeit, auf der andern durch Verschämtheit und Sprödigkeit zurückgehalten, doch so, daß die Sehnsucht, wie bey jeder Entwickelung einer Kraft, dabey wirksam ist, kurz sie ist jener gereitzte Zustand, den man das Verliebtseyn nennt. Das tiefere, das unaussprechliche Gefühl der Liebe ist die Sache des reiferen Alters, und setzt so viel Edelsinn und so viel geistige Bildung und Innigkeit und Wahrheit des Gemüthes voraus, daß sie vielleicht unter die größten Seltenheiten gehört. Was der Dichter bey Abälard und Heloise idealisiren mag, dessen ist die Jugend noch nicht fähig, aber sie nähert sich dieser hohen Empfindung auch nur auf dem Wege der durchaus edlen Natur.

Die Natur hat es selbst darauf angelegt, daß das Geschlechtliche zur Entwickelung des Vortrefflichen diene. Der angehende Jüngling fühlt von Zeit zu Zeit den neu erwachenden Trieb mit einem starken aber unbekannten Reize, welcher durch manches in der Lebensart, z. B. gewürzhafte Speisen, hitzige Getränke, ruhiges Daliegen, Berührungen der Geschlechtstheile leicht erregt wird. Ist der Jüngling nun noch unschuldig, wie er es der Natur nach seyn soll, ist nämlich seine Phantasie nicht durch

verführerische Bilder der Lektüre, oder durch unkeusche Gespräche, oder durch allzufrühe Belehrung über diese Sache verdorben, so kennt er auch keine Befriedigung jenes Triebes, und verfällt er nicht zufälliger Weise von selbst darauf, so geht der Reiz unbefriedigt vorüber. Ist zugleich, wie es ebenfalls seyn soll, noch Schamhaftigkeit in ihm, oder hat vielmehr diese als Selbstachtung noch festere Haltung in seinem Gemüthe gewonnen, so hat er ein geheimes Gefühl von Selbstschändung, wenn er etwa zu jener Befriedigung Hand an sich selbst legen wollte, ja, wenn er auch nur mit wollüstigen Gedanken sich unterhielte. Wenn also nichts anders hinzukommt, d. h. wenn die Natur in ihrem guten Gange bleibt, und nicht durch eine verderbte Kultur getrieben, irre gemacht, verunreinigt wird, so zieht den Jüngling ein geheimes Gefühl, das Wesen der Keuschheit, von jeder Befriedigung jenes Triebes zurück, er schämt sich dabey vor sich selbst, er wendet sich von jenem Reize weg, beschäftigt sich sogleich mit andern Gedanken, und so überwindet er diesen furchtbaren Reiz. Hat er so einmal den ersten Sieg erkämpft, so wird ihm der zweyte schon leichter, weil ihn dabey das empfundene angenehme Gefühl der Selbstüberwindung, dunkel und als Vorgefühl des neuen Sieges, mächtig stärkt. So wird jeder neue Sieg die Kräftigung zum folgenden. Allein der Reiz kommt auch oft und immer öfter und immer stärker wieder, der Jüngling bedarf der Kraft, welche er weiter gewinnt, hat er aber das erstemal gesiegt, so ist seine Tugend

schon gewissermaßen geborgen. Da er nun den mächtigsten aller Triebe, (außer dem Hunger- und Selbsterhaltungstriebe,) wovon er nur je gereizt wurde, überwunden hat, so erhöht das sein Selbstgefühl bis zum höchsten Grade, nichts ist ihm jetzt so schwer, das er nicht zu unternehmen, das er nicht zu bekämpfen gedächte, er kennt nun das große Gefühl der Selbstbeherrschung. Alle Vorstellungen, welche ihm dabey die Ideenassociation zuführt, hängen durch dieses Gefühl zusammen, und unterhalten seine Phantasie mit angenehmen Bildern dessen, was er vermag und was er unternehmen will; das sind die Gedanken, womit ihn sein Genius in dem Augenblicke belohnt, als er die Gelüste, welche jene Reize ihm einflößen wollten, aufgab. Es sind Gedanken, die ihn mit dem Edelsten begeistern, und das ist seine Weihe. Jetzt tritt das Vortrefflichste in ihm zur Wirksamkeit hervor. Und da die Geschlechtsliebe früher in ihm erwacht ist, als jener Trieb, so hat ihm auch diese insgeheim geholfen, denn sie hat dem Geistigen, welches dabey Statt findet, den Ueberschwung über das Physische gegeben, und sein Gefühl erhöhend die Seele zu Ideen hingeführt, welche nun in jenem errungenen Selbstgefühle sich zu seinem herrlichsten Ideale vollenden. So hat der Jüngling den Sinn gewonnen, dem alle wollüstige Unterhaltung der geschlechtlichen Reize, wäre es auch nur in der Einbildungskraft, durchaus zuwider ist, d. h. die Keuschheit hat sich in ihm entschieden, er hat den Sinn für alles Höhere bis zur Begeisterung gewon-

nen, den Edelsinn; Muth und Unternehmungsgeist erwachsen hierin immer fester, und im Ganzen gelangt er zur Selbstbeherrschung. Das ist die Zeit, wo er mit Enthusiasmus die Wissenschaft ergreift, wo ihm sein Genius das Hohe der Kunst ahnden läßt, und ihm etwa Poesieen eingiebt, wo das Erhabene seinen Geist aufruft, und das Schöne sich seinem Sinne enthüllt, und wo dieses alles die Liebe zu der Erwählten seines Herzens erhöhet.

Das Mädchen wird ebenfalls durch die Natur in jener geschlechtlichen Entwicklung zum Vortrefflichen geführt. Denn eine mächtige Sehnsucht erfüllt in jener Periode seine Brust. Es sucht und weiß nicht was es suchen soll, da wird es zur äußeren Natur hingetrieben, und an ihr findet es eine geheime Freundin, welche ihm wohlthut, und in ihrer stillen Sprache Befriedigung verheißt. Es fühlt in ihr die Gottheit, und der Gottheit weihet sich die reine Jungfrau. Aber immer ist jenes Suchen von dem tiefen Tone der Wehmuth begleitet. Die mütterliche Freundin sieht das in dem Mädchen, sie flößt ihm Vertrauen ein, und ihre Hand ergreifend empfindet dieses zum erstenmal das Hohe der Freundschaft, ehe es sich der Macht der Liebe ergiebt; es hat das Höhere der Menschheit nun erschaut, und sein Sinn ist nun für das Würdige gewonnen. Die Macht der Liebe dringt nun mehr und mehr hervor, aber in einem Gott und der Menschenwürde geweiheten Gemüthe; es ist die Liebe der tugendhaften Jungfrau. Sie will gefallen, aber sie hat das Edle

fühlen gelernt, sie will nur durch das gefallen, wodurch sie sich selbst gefallen kann, durch das Würdige: sie will andern gefallen, aber aus demselben Grunde, weil sie das Edle der Menschheit kennen gelernt hat, liebt sie nicht die Nähe dessen, den sie nicht als edel achten kann; die Liebe zu diesem kann gar nicht in ihr entstehen, sie will nur dem Würdigen gefallen. Das Hohe der Freundschaft durchdringt das Hingebende ihrer Liebe; so steht sie da, fest in der Heiligkeit ihrer Tugend und liebenswürdig, und beides wird sie immer mehr in der Liebe, wenn ihr Herz für den Würdigen entschieden hat. Nicht als ob dieses alles in ihrer Reflexion durch Ueberlegung nach Grundsätzen vorginge, sondern ihr Gefühl leitet sie in seinem leisen Anschlage grade so, wie es solche Regeln sagen könnten; sie entwickelt sich auch hier weiblich, die Natur leitet sie selbst durch ihren reinen unverdorbenen Sinn. Das alles muß erfolgen, so wahr als dieser Sinn in die weibliche Natur gelegt ist, wenn er nur nicht verdorben wird, und wenn die Erziehung dem Mädchen wahre Bildung giebt. Unerachtet in unsern Zeiten ein großer Theil des weiblichen Geschlechts an der Verbildung erkrankt, so zeigen sich uns doch überall noch Beyspiele, welche uns jene bewundernswürdige Führung der Natur bestätigen. Aber freylich dürfen wir nicht übersehen, daß sowohl bey dem männlichen als bey dem weiblichen Geschlechte jene gute Entwicklung wegen der vielfältigen Störungen sich nie so ganz findet.

4) Der Geselligkeits- (oder sympathische) Trieb. Er ist a) negativ der Trieb der Theilnahme, b) positiv der Nachahmungstrieb. Beides zeigte sich uns schon an dem kleinen Kinde; aber in dem Knaben- und Mädchenalter scheiden sich mehr und mehr die persönlichen Zuneigungen von der gleichgültigen Stimmung. So wie sich nämlich die Individualität schärfer formt, so steht auch der junge Mensch in einem stärkeren Gegensatze gegen Andre. Manche sind seiner Natur mehr entsprechend, manche weniger, dieses empfindet er dunkel, und so ziehen sich mehrere Individuen instinktartig an, oder stoßen sich ab. Hiermit hängen vielleicht, nach der Meinung mancher Physiologen, gewisse äußerliche chemisch-organische Verhältnisse der Körper zusammen, die entweder freundlich oder feindlich gegen einander wirken. Im Allgemeinen empfindet der Mensch das Menschliche, so wie es nur bey dem Anblicke Andrer angeregt wird, so wie die gleichgestimmte Saite mitklingt, wenn die andre ertönt. In diesem allgemein Menschlichen liegt der dunkle Zug der Sympathie gegen alles was ein menschliches Antlitz trägt, der organische Ausdruck des himmlischen Bandes in der Geisterwelt, der Liebe; ja das Leben überhaupt setzt uns so in eine Mitempfindung mit den Thieren. Dieses alles zeigt sich in der frühesten Jugend. Fröhliche Menschen umher, auch muntere Thiere erwecken das Kind zur Munterkeit: der Ausdruck des Schmerzes macht auch dem Kinde Schmerz. Mitfreude und Mitleid finden sich also frühe ein; nur im Anfang

durch das aufgeregt, was in die Augen fällt, nachher auch durch die Einbildungskraft, in dem Jünglingsalter schon durch entfernte Vorstellungen. Aber jene individuellen Verhältnisse lassen das Gefühl der Theilnahme gegen manche Personen schwächer, gegen manche stärker werden, so wie dem jungen Menschen der eine weniger der andre mehr lieb ist; und da ihm die meisten gleichgültig sind, so nimmt auch die Allgemeinheit des sympathischen Gefühls in dem Grade ab, als er sich mehr an einzelne Menschen anschließt, d. h. als er älter wird, und so wird die Sympathie nach und nach von andern Gefühlen aufgewogen. Durch das Reflektiren und Denken überhaupt würde dieses schöne Naturgefühl ganz erkalten, wenn nicht die höhere Liebe mit der Vernunft mehr und mehr heraufginge, und das Göttliche in der Menschheit belebte. Darum ist auch das eine Abirrung von der edlen Natur, wenn das Mitgefühl auch gegen die Personen, welche dem jungen Menschen zuwider sind, ganz erstirbt. Die Humanität verläugnet sich nie ganz, und selbst da kaum, wo man sie mit Gewalt unterdrückt.

Der Knabe wird zuerst gewöhnlich zu den Personen männlichen Geschlechts am stärksten angezogen, weil das Gleichartige anzieht, und der Zug zu dem andern Geschlecht jetzt noch nicht überwiegend seyn kann; auch wird das männliche Geschlecht immer von seines Gleichen stärker angezogen, weil es das Kräftige liebt. Das Mädchen hält sich auf ähnliche Weise am liebsten zu Personen seines Geschlechts,

weil hier die sanfte Natur sympathisch angesprochen wird, und es nachmals die jungfräuliche Schüchternheit mehr von dem männlichen zurückhält. Doch findet man oft, daß die kleineren Mädchen mehr die Knabengesellschaft zum Spielen suchen, als umgekehrt die Knaben die Mädchengesellschaft, besonders wo es um muntere Spiele gilt; aus dem angegebenen Grunde der stärker erscheinenden Kraft. Die Kinder werden sich nämlich selbst dessen bewußt, was sie an andern sehen, und ihr Kraftgefühl ist gerne erregt, und sehnt sich nach Erhöhung. Zum Spielen und Lernen hat der Knabe am liebsten Kameraden seines Alters, um nicht unter ihnen zu stehen, aber in andrer Hinsicht machen manche ältere Personen einen vorzüglichen Eindruck auf ihn; besonders imponiren ihm die kräftigen, so daß er sich alles von ihnen gefallen läßt, und ohne es zu wissen sich nach ihnen bildet. Die Mädchen beschäftigen sich oft mit kleineren sehr gerne, fast so, wie mit ihrer Puppe, aber sie wissen sich auch bey größeren recht wohl zu befinden. Die Theilnahme des Gefühls ist bey jungen Leuten sehr gering, am geringsten bey Knaben, weil sie noch mehr im Treiben als im Fühlen leben, und noch gar nicht dazu kommen, sich in Andre hineinzufühlen. Man deute es also dem vierzehnjährigen Knaben nicht übel, wenn man die Milde des Mitgefühls noch in ihm vermißt. — So wie nun indessen das Geschlechtliche mehr erwacht, so erregt die Sympathie der Geschlechtsliebe mehr gegenseitiges Interesse, und die jungen Leute beiderley Ge-

schlechts suchen sich gerne einander auf. Sie entwickeln zugleich ein tieferes Gefühl, und ihre Herzen sind voll, da suchen sie ihres Gleichen auf, um sich einander mitzutheilen, und jetzt geht ihnen die Welt der Freundschaft auf. — Der Jüngling sehnt sich indessen in seinem Treiben nach Verbrüderungen, indem er große Dinge mit Andern ausführen möchte, und deßhalb auch geheimnißvolle Verbindungen sucht. Allmählich werden ihm aber die Brüderschaften gleichgültiger, seine Individualität zieht ihn bestimmter und fester zu Wenigen hin, und wenn er sein Gemüth ganz entwickelt hat, so findet er sich hauptsächlich nur mit dem Einen, der auch bey erlangter Reife grade seinem Gemüthe am meisten zustimmt, und zwischen diesen knüpft sich die innigste Freundschaft. Hatte das Kind Geschwister, so war es durch das Blut mit diesen mehr als mit andern Kindern verbunden, allein die Geschwisterliebe wird nach und nach durch das Interesse an Andern geschwächt, und zwar in dem Grade, als sich der Geist mehr bildet und das gleichartige Gemüth in einem jungen Freunde findet. So geschieht es, daß sich Fremde öfters mehr werden, als die Brüder, und daß die Freundschaft bey gebildeten Menschen am allerwenigsten an Verwandtschaft gebunden ist; und aus gleichem Grunde geschieht es, daß Brüder und Schwestern in früheren Jahren weniger Interesse an einander finden, bis sie etwa späterhin an den geistigen Geschlechtseigenschaften gegenseitig einige Unterhaltung haben. So schön also die Geschwisterliebe ist, und so gewiß sie in edlen Natu-

ren sich als Treue und Zärtlichkeit veredelt, so wahr ist es doch, daß in der Freundschaft, worin zwey Gemüther gegenseitig ihr Göttliches anschauen, die Sympathie ihr Höchstes erreicht.

Der Nachahmungstrieb geht ganz gleichen Schritt hiermit. So wie dem jungen Menschen jemand viel wird, so wirkt dieser auch sympathisch auf ihn, das Gleichartige erregend. Dieses ist die geheime und starke Macht des Beyspiels, welches bey der Jugend fast mehr wirkt, als alles Andre. Bey Knaben scheint er stärker zu seyn, als bey Mädchen.

5) Der Persönlichkeitstrieb. Unter diesem verstehen wir den Grundtrieb der Menschenkraft, inwiefern er dahin strebt, daß der Mensch als Person, d. i. als ein Wesen, welches Würde hat, bestehe. Er äußert sich theils negativ, als Trieb etwas zu seyn, theils positiv, als Trieb etwas zu haben und zu gelten. Beides findet sich schon in der ersten Kindheit in dem dunkeln Selbstgefühle, jenes als Schamhaftigkeit, dieses als Liebe zum Besitze der Sachen, und in dem schlimmeren Falle als Herrschenwollen; mit dem Selbstbewußtseyn tritt dieser Trieb entschieden hervor, weil alsdann das Kind seiner Persönlichkeit inne geworden ist, und ihrer gerne froh werden mag. Von der Zeit an fühlen die Kinder ihr Ich einander gegenüber, und daher gerathen sie so leicht, mit aller ihrer Lebhaftigkeit, in ein Streiten und Rechten, in ein Necken und Wehren, welches an sich nicht als so arg angesehen werden muß, wie es etwa aussieht. Bey den Knaben sollen

alsdann gewöhnlich die Gliedmaaßen das ausmachen, was späterhin Gründe thun; es kommt also leicht bey einiger Unart unter ihnen zum Raufen. Haben sie indessen einmal ihre Kräfte feindlich gemessen, so achten sie sich gewöhnlich desto mehr, und sie sind sogleich wieder gute Freunde. Die Mädchen sind nachgiebiger, gestehen den Gespielen für den Augenblick etwas zu, behalten sich aber ihr Recht im Sinne, werden alsdann leicht ärgerlich, und sondern sich auch wohl ab, wenn man ihnen nicht gute Worte giebt; doch vergessen sie bald wieder bey einem neuen freundlichen Eindruck die vorige Beleidigung. Das Mädchen freut sich Sachen zu haben, sie zu ordnen, zu verschönern ꝛc., ist leicht besorgt, daß man sie ihm nehme, und darin versteht es keinen Spaß. — Der Knabe will sich Sachen verschaffen, ist eben darum auf seiner Hut, daß man sie ihm nicht mit Gewalt nehme, weil er es andern zutraut, daß sie sich auch verschaffen wollen, was ihm gefällt; aber er freut sich seiner Kraftäußerung dabey, und mag diese gerne gegen den andern geltend machen; er verfährt daher, so ferne er kein Schwächling oder nicht sonst verdorben ist, gewiß nicht mit List und Heimlichkeit dabey, und überhaupt gilt es ihm nicht sowohl um die Sache, als um seine Thätigkeit, oder hat er die Sache selbst auch gerne als Mittel zur Thätigkeit, oder um sein Besitzthum zu behaupten, so ist er des Gebrauchs derselben doch bald müde, und er ist geneigt sie freygebig einem Andern abzutreten. Der Knabe wie das Mädchen verschenkt gerne etwas, der

erstere, sobald er die Sache nicht mehr mag, d. h. sobald er einmal seine Kraft in dem Besitze derselben gefühlt hat; das letztere, sobald es sie übrig zu haben glaubt, aber beide doch dabey aus reinem Wohlwollen. Auf Uneigennützigkeit der Kinder in dem, was sie bedürfen, ist gar nicht zu rechnen, sind sie aber befriedigt, oder sind sie das auch nicht ganz, und ist ihnen jemand besonders lieb, so sind sie mittheilsam und freygebig bis aufs Aeußerste. Zuerst lieben sie die Eßsachen, dann die Spielsachen, dann die schönen Sachen (um in der Kindersprache zu reden), ferner die gebräuchlichen Sachen, und unter der Hand lernen sie auch den Werth des Geldes schätzen. Aber sie sind gemeiniglich mit einer Kleinigkeit nicht nur zu befriedigen, sondern sogar zu erfreuen; die Erwachsenen haben gewöhnlich zu sehr den Kindersinn verloren, um genug hieran zu denken. Die leiseste Verstärkung dieses Triebes zum Besitze giebt hier leicht einen üblen Ausschlag; bleibt aber alles im guten Gange der Natur, so halten auch diesem Triebe die übrigen das Gleichgewicht. Daß ein Kind stehlen sollte, dazu gehört schon ein tiefer Grad der Verdorbenheit. Denn das natürliche Gefühl des persönlichen Rechts ist zu stark, und dieses wird sympathisch bey Verletzung des Rechts Andrer empfunden, so daß es die Schamhaftigkeit nicht verträgt, das Andern zu thun, was das Kind selbst so widrig fühlt, nämlich die Sachen heimlich wegzunehmen; hierzu kommt noch der natürliche Trieb sein Inneres gradezu zu äußern, weßhalb nur mit einer Art von Gewalt das

Kind versteckt und diebisch gemacht werden kann. Bey dem Knaben empört sich hauptsächlich das männliche Kraftgefühl dagegen, bey dem Mädchen die Schamhaftigkeit. Wo also Kinder einander Sachen wegnehmen, geschieht es theils aus Hunger oder Lüsternheit, theils aus Neckerey oder Kraftäußerung dem Andern gegenüber. — So sieht man die Kinder in der Stube zusammen, selbst die Geschwister, alle Augenblicke über das Mein und Dein in Streit gerathen, so lange sie nicht mit ganzer Seele etwas Gemeinschaftliches treiben; eben so werden sie leicht bey der Wahl des Spiels uneinig, bis eines aus ihrer Mitte das Ansehen des Tongebers erhält. Da indessen das sympathische Gefühl immer rege ist, und sie gerne mit einander zu thun haben, so ist auch ihr Streit bald wieder beygelegt; sie respektiren gegenseitig ihr Eigenthum so wie ihre Kraft, und sind bey allen diesen kleinen Störungen im Ganzen vergnügt zusammen.

So wie der junge Mensch sich mehr fühlt, will er auch unter den andern mehr gelten, und sucht sich also mehr geltend zu machen. Leicht entsteht da freylich alle Bösartigkeit der Rivalität, aber bey einem guten Gange der Entwickelung bildet sich sein Sinn für den wahren Seelenadel desto mehr aus, und er will selbst als würdig dem Würdigen gegenüber stehen. Die Achtung seiner selbst wächst mit der Achtung gegen Andre.

Der Jüngling gewinnt mit zunehmender männlicher Kraft hauptsächlich ein mächtiges Freyheitsge-

fühl. Er läßt sich nur dann Beschränkungen gefallen, wenn er sich frey zu denselben versteht. Auch macht er sich nicht gerne von seinen Besitzthümern abhängig. Er ist mit seinen Sachen freygebig, mit seinem Gelde leicht verschwenderisch; die Liberalität der männlichen Natur treibt hier ohne viele Rücksicht und Ueberlegung hervor, bis er nach und nach den Werth der Sachen gegen einander schätzen lernt, aber immer dem Würdigen sie unterordnend, durch eignen Verdienst sich das nährende Gewerbe zu verschaffen sucht, und sich nach dem eignen Heerde sehnt. Das Mädchen fühlt sich frey in seiner Tugend, selbstständig bey seiner natürlichen Abhängigkeit, indem es gefällt, und reich, indem es Personen besitzt; es lernt sich also glücklich schätzen, wenn es dem Würdigen gefällt, dem sich sein Herz zuneigt, und wenn es durch ihn Unterhalt und Güter hoffen kann, und so tritt es gerne mit ihm in den Hausstand.

Aeußerung dieser Triebe in Beziehung auf das Ganze des Gemüths, oder Entstehung der einzelnen Neigungen.

Da sich diese Triebe von frühem an zusammen in dem Gemüthe finden, und gegenseitig auf einander wirken, oder vielmehr Eins ausmachen, so erzeugen sie auch gemeinschaftlich solche Richtungen der Kraft, worin sie sich unter einander beschränken, indem jedoch ein Trieb vorherrschend etwas anstrebt, d. h. begehrt oder verabscheut. Dieses sind die Neigungen.

Sie legen sich in den einzelnen positiven oder negativen Begehrungen der Kindheit noch schwach an, gleichsam noch in Eins verflossen, werden immer bestimmter mehr zur Gewohnheit, stärker und spielen mannichfaltiger in der mittleren Jugendzeit, bis sie in dem Jünglingsalter zu einer Hauptneigung eingehen. Sie entstehen aus einem dunkeln Getriebe des Inneren, welches vornehmlich in der Ideenassociation sein Werk hat. Die Verbindung der Vorstellung einer Sache und der sie begleitenden Lust, erregt immer die Begierde, und sie verstärkend, kommt sie immer öfter, zieht mehr und mehr andre Vorstellungen an sich, und giebt diesen allen durch jene den angenehmen Ton. Zugleich lenkt sich die Aufmerksamkeit immer eifriger und unwillkührlicher auf diesen Gegenstand, und verläßt die andern in demselben Grade. Dadurch nun bekommt die Seele immer wieder diese Vorstellung, im Wachen, im Träumen, von allem an denselben erinnert, von selbst daran denkend, sich ihn tiefer einprägend, die Phantasie mit denselben beschäftigend — kurz, wie die gemeine Sprache nicht ungeschickt sagt, die Seele hängt sich an diesen Gegenstand. Und so ist aus der einzelnen Begierde eine Neigung geworden. Wird nun das Bewußtseyn heller, das Nachdenken geschäftiger, und die Selbstbestimmung überlegter, so werden alle jene dunkeln Associationen unter Einem Gedanken vereinigt, und dieser stellt den Gegenstand von der vortheilhaftesten Seite dar, und erhebt ihn insgeheim in das lieblichste Licht. Nun werden

Grundsätze gefaßt, worin die Neigung zur Besitzerin des Thrones erklärt wird. Jetzt ist sie Hauptneigung. Am stärksten zeigt sich dieses in dem Verliebten. Zuerst der blinde Zug, und hernach das gefällige Urtheil, als wäre es von der unbefangenen Vernunft selbst gesprochen.

Sind die Neigungen mit lebhafteren Gefühlen, die eben darum vorübergehend aber heftig sind, verbunden, so heißen sie Affekten, befestigen sie sich aber mit einer gewissen Ruhe, so daß sich das Nachdenken (als partielle Vernunft) in ihren Dienst begiebt, so wirken sie dauernd und mächtig, und heißen Leidenschaften. Das Knaben- und Mädchenalter bringt wegen seiner Lebhaftigkeit die Neigungen leicht zu Affekten, aber nur das Jünglingsalter erst zu Leidenschaften. Und weil dem Widrigen die Natur stärker widersteht, so sind die widrigen Affekten und Leidenschaften früher und stärker als die angenehmen oder gemischten. Bey dem männlichen Geschlecht brechen sie gerne wild hervor, bey dem weiblichen wühlen sie tief in der Brust. Der Knabe geräth z. B. in Zorn, stampft auf den Boden, schlägt um sich, und der Jüngling entbrennt in Flammen, sein Gesicht glüht, seine Augen treten furchtbar hervor, er kennt sich nicht mehr, er wüthet und tobt. Das Mädchen wird nur bey einer verdorbenen Natur dahin gerathen, dagegen wird leicht Gram oder Aerger im Inneren an ihr zehren. Das weibliche Geschlecht ist im Ganzen den Affekten mehr unterworfen als das männliche, es hat stärkere, sie wechseln

aber öfter: die Leidenschaften aber, welche beiden Geschlechtern gleich gefährlich sind, sind bey dem weiblichen fester.

Die Neigungen lassen sich eintheilen 1) in Beziehung auf die Thätigkeit, 2) auf die Sachen, 3) auf die Personen.

1) In der ersten Beziehung bildet sich frühzeitig bey dem einen Kinde die Neigung mehr zur körperlichen Thätigkeit, bey den andern mehr zur geistigen: aber auch bey manchem das Entgegengesetzte, nämlich Abneigung gegen die eine oder die andre Art der Anstrengung. In dem Knabenalter gestalten sich jene Neigungen theils zur Neigung für zweckmäßige Beschäftigung, theils zur Neigung für das Spiel; und die erstere theils zur Arbeitsamkeit, theils zur Lern- und Wißbegierde, beides in den Geschlechtern verschieden bestimmt. Die Trägheit dagegen wird theils Arbeitsscheu theils Hingebung an das Spiel der Einbildungskraft. Die Neigung zum Spielen wird theils Neigung zur spielenden Aeußerung der Körperkräfte, z. B. Herumlaufen, Ringen, Tanzen, theils der Geisteskräfte, wie bey den Gesellschafts- und Kartenspielen; auch kann sich eine mittlere Neigung bilden, nämlich zur Beschäftigung aber mit Unstätigkeit, also zu einer unruhigen Geschäftigkeit. Alles dieses nimmt in jedem Geschlechte eine eigne Form an. In dem edlen Charakter wird es zum geordneten Fleiße mit dem Streben nach Vollkommenheit. — Der Knabe macht allerley z. B. mit seinen Hölzern und Werkzeugen, und sitzt wohl Stunden lang, um

etwas damit zu Stande zu bringen; oder er kömmt mit seinen Kameraden auf den Einfall, etwas gemeinschaftlich auszuführen, wie etwa eine Schlittenfahrt, ein Gesellschaftsspiel ꝛc.: das Mädchen ist mit seiner Puppe, oder andern Sachen beschäftigt, oder es hat eine dramatische Unterhaltung mit seinen Gespielinnen, z. B. sie spielen Kochen, Besuchen ꝛc. So geht das blinde Spielen der Kindheit in zweckmäßige Beschäftigungen über, die Anfangs immer noch spielend sind, endlich aber zur Darstellung der Ideen hinführen.

2) In Beziehung auf die Sachen. Hieraus die Neigung zum Besitz, und zwar theils zum Erwerben, theils zum Ersparen, dieses mehr bey dem weiblichen, jenes mehr bey dem männlichen Geschlechte. Das Mädchen ordnet gerne seine Sachen, und schaut lange mit innigem Vergnügen auf sie hin, wenn es sie zierlich geordnet hat. Insbesondere entsteht hieraus die Geldliebe; und diese mit der Neigung zur Arbeit oder zum Spiele verbunden, die Liebe zum Gewinnst. Der Knabe sucht das Geld, um sich dafür etwas zu kaufen, z. B. Obst, Messer ꝛc., das Mädchen wohl auch zu einem ähnlichen Zwecke, aber es hält doch lieber die Ausgabe zurück. Die Abneigungen sind hier theils gegen das Erwerben, woraus späterhin Mangel der Betriebsamkeit wird, theils gegen das Ersparen, also zur Verschwendung hinführend; gegen den Besitz selbst wird sich nicht leicht eine Abneigung finden, nur hat die Neigung dafür ihre Grade. Uebrigens bedarf es keiner weiteren

Erinnerung, wie sich die obigen Neigungen und Abneigungen mit diesen verbinden.

3) In Beziehung auf die Personen. Die Neigung zu den Eltern, zu Geschwistern, zu Gespielen, endlich zu dem Freunde oder Geliebten. Die Neigung des Knaben ist dabey mehr auf die Thätigkeit gerichtet; sie lieben die Menschen mehr darum, daß ihre Thätigkeit durch sie angenehm erregt wird. Die Zuneigung gegen die Mutter nimmt daher gewöhnlich ab, wenn sich diese von dem Knaben beherrschen läßt; da ist ihm oft sogar der strenge Lehrer noch lieber. Das Mädchen hat mehr Wohlgefallen bloß an der Person; es schmiegt sich an die Mutter an, nimmt gerne das Kind auf den Arm und spielt mit ihm, oder mag gerne an der Seite seiner Menschen gehn. Aber schon in früher Kindheit entstehen auch Abneigungen gegen Personen, welche für das Kind etwas Furchterregendes, oder manchmal auch etwas unerklärbar Widriges haben, am häufigsten gegen die, von welchen es sich mit Feindseligkeit behandelt fühlt. Glaubt sich der Knabe überlegen, oder will sich das Mädchen gerne mit jemand etwas zu schaffen machen, so entsteht die Neigung zum Necken, die insoferne noch ganz unschuldig ist, da sie eben so gut in freundlichen Scherz als in boshafte Neckereyen ausschlagen kann. Im Allgemeinen bildet sich entweder eine Neigung zu Menschen, oder eine Menschenscheu, welche mit der Blödigkeit anzufangen pflegt. Die Knaben werden leichter menschenscheu als die Mädchen, theils weil diese mehr

Interesse überhaupt an den Menschen haben, theils weil jene leicht fürchten nicht genug zu gelten.

Die Neigung zu den Personen bezieht sich auch auf die eigene Person und bringt dadurch die vergleichenden Neigungen hervor, worin man sich selbst mit Andern gegeneinander über fühlt. Ob nun gleich das Gefühl des eignen Ichs stärker ist als die Theilnahme an dem fremden Ich, so erhält doch die Sympathie durch das humanisirte Selbstgefühl, d. i. durch das Gefühl der Würde, welche die Menschheit giebt, oder durch die Anerkennung der Vernunft und das Bewußtseyn des Göttlichen, einen starken Nachdruck um dem Egoismus das Gegengewicht zu halten. Und hieraus erzeugt sich zuerst die Neigung geliebt, dann die Neigung geachtet zu werden, jene mehr bey dem weiblichen Geschlechte, welche hier zu der Neigung wird gerne zu gefallen, diese wird in dem Jüngling zu der Neigung viel zu gelten; in beiden Geschlechtern zum Ehrgefühl. Zugleich entwickelt sich in dem Kinde eine Abneigung gegen alles was theils seinem inneren, theils seinem äußeren Werthe zuwider ist; es will nicht gerne mißfallen, es scheut sich das Gefühl seiner Schamhaftigkeit zu verletzen; so ist das Kind schüchtern, es fürchtet den Tadel, es freut sich des Lobes, und die Furcht vor Schande wächst mit ihm auf. Erfolgt nun alles in einer guten Entwicklung, so muß dem Jünglingsalter Gefühl der eignen Würde und dabey Bescheidenheit eigen geworden seyn. Mit der Neigung gefallen zu wollen, und mit dem Ehrgefühl, oder mit Selbstgefühl, hängt die

Neigung zusammen, gerne gut oder auch schön gekleidet zu seyn; am meisten die Neigung der Mädchen. In Verbindung mit der zum Besitz der Sachen entsteht die Liebhaberey am Putze, die Modesucht u. s. w.

Die Zuneigungen gegen Thiere entstehen hauptsächlich aus dem Wohlgefallen an dem Spielen mit den Thieren, also aus Mangel an einer besseren Unterhaltung, seltner aus einem überfließenden Wohlwollen.

Wenn sich nun alle Neigungen so naturgemäß bilden, daß jede zu rechter Zeit hervorkommt, keine ausartet, und alle sich einander das Gleichgewicht halten, so bekommt das Gemüth seine Vielseitigkeit und Harmonie. Alsdann gewinnt der junge Mensch Selbstbeherrschung, Muth und Freyheit. Bey dem Thiere dringt die Hauptrichtung so frühe vor, und wächst so mächtig in sich selbst, daß es derselben mit unwiderstehlichem Zuge folgen muß. Der rohere Mensch wird auf ähnliche Weise wegen seiner Einseitigkeit von mächtigeren Neigungen beherrscht, und Affekte und Leidenschaften brechen stärker in ihm hervor, als in dem kultivirten Gemüthe, in welchem nur allein Ruhe und Stille mit der Energie gedeihen kann. Nur in der Mannichfaltigkeit der menschlichen Neigungen erwächst die Freyheit, indem diese, untereinander sich beschränkend und mildernd, der Willkühr den freyesten Spielraum lassen. Hier ist also der große Wirkungskreis der positiven Erziehung. Und wirkt nun das Göttliche jene Gemüthsruhe, d. h. kommt die Liebe hinzu, dann entwickeln

sich alle Tugenden, und sie, das Werk der Freyheit, werden zugleich Gewohnheit. Es können freylich einzelne gute Gewohnheiten bleiben, ohne daß es im Ganzen zum tugendhaften Charakter gekommen ist, z. B. Dienstfertigkeit: allein jede ist doch ein Beweis, daß die Jugend auf einem guten Wege war. Je früher etwas Vortreffliches in dem Gemüthe war, um desto mehr konnte es zur Gewohnheit werden, je weiter es aber in der Reife der Jugend entsteht, um desto sichtbarer erscheint in ihm die Freyheit. Jene werden daher gewöhnlich von uns Erwachsenen gar nicht mehr als Tugenden erkannt, was sie doch wirklich in dem Kindesalter gewesen sind; wir wissen daher die Tugendverzeichnisse so sorgfältig auf unser Alter einzurichten, daß die Jugend so ziemlich leer ausgeht, oder daß wir anmaßend und unkundig genug die Sittlichkeit der Kinder beurtheilen. Gleichwohl möchte es mehr gute Kinder als Erwachsene geben, denn diese entweihten in dem Spiele ihrer Freyheit häufig ihren frühen Adel, oder verdrängten wenigstens durch ihren weltlich gewordenen Sinn das Göttliche, dessen Heiligthum in der Kindheit noch unverletzt blieb. Das Sprüchwort: Jugend hat nicht Tugend, giebt diesem letzteren Worte nur die Bedeutung von einer gewissen Aeußerlichkeit. Eben darum ist es so schwierig, wie wir oben bemerkten, das Bleibende der Tugend, wie es sich nach und nach im Einzelnen entfaltet, genau nachzuweisen. Wo sich der tugendhafte Charakter während der Jugendzeit völlig ent-

wickelt, da müssen auch alle Tugenden sich einfinden, denn wo eine wahrhaft ist, da liegt auch die andre im Gemüthe. Die religiösen Tugenden sowohl als die übrigen müssen dann vorhanden seyn und sich bey vorkommender Veranlassung darlegen: Frömmigkeit und Menschenliebe, Edelsinn, Gerechtigkeit und Güte, Nüchternheit, Keuschheit, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, Dankbarkeit, Verehrung, Edelmuth, Liberalität, Wahrhaftigkeit, Treue, Herzlichkeit und Vertrauen u. s. w. Insbesondre wird sich alsdann in dem Enthusiasmus des Jünglingsalters entwickeln die Begeisterung für die vier Hauptideen, als Streben nach Wahrheit, nach Geschmack, nach lauterem Sinne für das Gute und nach dem wahren Gefühle in Herzenseinfalt. Die Tugenden des Jünglings werden sich mehr durch ernste Würde darstellen, und die der Jungfrau werden von sanfter Anmuth begleitet seyn.

Je tiefer in der Kindheit, desto mehr sind diese Tugenden noch unbestimmt, und ununterscheidbar in das ganze Wesen des Kindes verflossen. Dieses nennen wir die Kindlichkeit. Diese schöne und rührende Erscheinung begegnet uns, Gott sey Dank! noch überall, und sie gefällt darum so sehr, weil sich hier die menschliche Güte in reiner Gestalt offenbart. Dieses eigentlich sollte man die Artigkeit des Kindes nennen, und nicht was gewöhnlich so heißt. Man zeige noch so viele Beyspiele von dieser Gleißnerey, welche die unverständigen Eltern oder Erziehkünstler den Kindern überwerfen, oder auch von andrer Art, z. B. von Wohlthätigkeit gegen die Armen (das Kind weiß

noch nichts von Armuth), oder von Eifer für die Rechte: sie können und werden so wenig allgemein gefallen, als die Altklugheit, als überhaupt die Gezwungenheit; nur dem Verbildeten gefällt ja die Verbildung. Aus dieser Kindlichkeit erwächst die wahre und schöne Folgsamkeit des Knaben und Mädchens, und aus dieser der bescheidne Eifer des Jünglings und die edelsinnige Gefälligkeit des Mädchens. — So kommen wir hier auf die oben angegebenen Haupttugenden jedes Alters zurück.

Indessen durchdringt das edle Streben den ganzen Menschen, und so wirken alle Tugenden in dem Inneren zur Veredlung des Gemüths, und in dem Aeußeren zur Bildung einer guten Physiognomie. Der Sinn wird geläutert, die Aufmerksamkeit geübt, die Einbildungskraft rein erhalten, der Verstand angestrengt, die Vernunft erhoben, das Göttliche in dem Geiste entwickelt, und dabey durch die Reinlichkeit, Keuschheit, Freundlichkeit, Thätigkeit, Würde und Anmuth in dem Aeußeren, besonders bey frischer Jugendkraft, schön dargestellt. So z. B. wird das dankbare Gemüth Ideenassociationen hervorbringen, welche mit Wohlgefühle an die Wohlthaten erinnern, und der reine Sinn wird kein unkeusches Bild aufzufassen fähig seyn.

Die Religion bildet sich auf folgende Weise als eigener Charakterzug. Die frommen Gesinnungen sind einmal in dem kindlichen Herzen da, nämlich

Dankbarkeit, Vertrauen, Ehrfurcht, Gehorsam: nun aber lernte das Kind umher die Menschen näher kennen, und auch seine Eltern sind ihm nicht mehr vollkommen genug; in seinem Herzen erwacht also eine geheime Sehnsucht nach einem höhern Gegenstande. Mittlerweile erweitern sich seine Vorstellungen von Raum und Zeit und Kraft: es fängt also an das Ganze zusammen zu reihen, und sich Vorstellungen von unermeßlichen Zeiten und Räumen und von höheren Mächten zu bilden; die Phantasie giebt seinem Denken einen höheren Schwung, und führt sein Gefühl zum Großen und Erhabenen. Schon an Kindern unter 7 Jahren bemerkt man dieses häufig, oft schon unter 4 Jahren. Da nun alles in dem Menschen Eine Kraft ist, und das Gemüth eine absolute Einheit, so vereinigen sich diese idealischen Vorstellungen mit jenen kindlichen Gesinnungen dahin, daß das Kind gerne von einem großen Vater im Himmel hört. Ist aber einmal diese Stufe errungen, so schwingt sich die Phantasie schnell noch höher zur Ahndung des Unendlichen und Ewigen, und zum Gefühle sowohl des mathematisch als des dynamisch Erhabenen, womit ebenfalls jene Gesinnungen in dem kindlichen Gemüthe zusammen fließen; dieses sieht man klar bey Kindern noch unter 14 Jahren, die einen guten Religionsunterricht genießen. Und auch außerdem würden sich durch andre Erregungen, nämlich z. B. durch abergläubische Vorstellungen der Menschen umher, solche Ahndungen des Uebersinnlichen, obwohl unter schlechteren Formen, erzeugen. Mit

dem Jünglingsalter nun mag sich das Gemüth schon ganz über die Sinnenwelt erheben, so daß seiner Phantasie Raum und Zeit und endliche Kraft nicht mehr genügen, und sich das Gefühl des Erhabnen vollendet; zugleich wird in seinem Inneren die Idee der sittlichen Vollkommenheit heller und entflammt die jugendliche Begeisterung; hierdurch tritt nun auch die wahre Idee von der Gottheit hervor, und so mit die Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Diese Idee steigert sich immer höher bis zur Unbegreiflichkeit des Absoluten, des Ewigen und Heiligen; das Gemüth ist erfüllt mit dem erhabensten Gefühle, mit dem höchsten Gedanken, worin zugleich der Gedanke der Unsterblichkeit liegt, mit dem edelsten Streben, mit der reinsten Liebe, — mit der Anbetung Gottes. So entwickelt sich die Religion bis zum Alter der Reife als ein Eigenes und scheinbar Abgesondertes in dem Gemüthe, aber tiefer freylich in der innigsten ursprünglichen Einheit und immer erneuerten Einung mit der Sittlichkeit.

Die Sittlichkeit entwickelt sich ebenfalls von frühem an allmählich bis zu ihrer eigenthümlichen Gestalt. Man wird an dem kleinen Kinde, sobald es nur anfängt auf die Gesichtsmienen der Menschen zu merken, öfters eine Art Bedenklichkeit gewahr werden, wenn es etwas Neues beginnt, wenn es einen Versuch macht, wenn es eine Speise nehmen will, die ihm nicht grade gegeben wird. Man wird ferner bemerken, daß das Kind nur mit Schüchternheit etwa dieses zu wiederholen wagt, daß es dabey

auf die Gesichtsmienen der Menschen umher sieht, was diese dazu sagen, und daß es gemeiniglich, wenn hier Unwille erscheint, von seinem Vorhaben absteht, oder doch in eine Art von Kampf geräth, und in seinem Inneren sich unbehaglich fühlt. Stärker noch zeigt sich das, wenn es wirklich schon etwas nach seinen kleinen Kräften verübt hat, was ihm Bedenklichkeit machte, und Bedenklichkeit hat es mit dem leisesten Gefühle bey allem, was aus seinem gewöhnlichen Thun herausgeht. Sieht es dagegen Billigung bey den älterlichen Menschen, so wird es über sein neues Thun oder über seinen Genuß so froh, wie etwa jemand, der auf einmal aus einer großen Besorgniß errettet wird. In diesen und mehreren Erscheinungen der zartesten Kindheit ist ein dunkles Gefuhl für Recht und Unrecht, eine geheime Macht des Gewissens, und eine Achtung gegen den Ausspruch höherer Personen nicht zu verkennen. Das Sittliche ist dem roheren Menschen das Schickliche; die äußere Sitte giebt ihm den Unterschied von Recht und Unrecht, ein dunkles Gefühl heiligt ihm diese Sitte, er findet es anständig, sich darnach zu betragen; und da er einmal daran gewöhnt ist, so will er darin bleiben, und Recht, Sitte, Anstand sind ihm nichts anders, als nach dem Beyspiele der Menge nicht aus dem Geleise gehen, d. h. in dem Thun und Lassen bey der Regel zu bleiben. Erst wenn er anfängt über das Sittliche nachzudenken und sich zu bilden, führt er seine Begriffe von Recht und Unrecht auf Grundsätze zurück, und strebt nach der Vollkommenheit in der Ausübung der-

selben, und so berichtigt sich nach und nach sein sittliches Gefühl, das immer einen Anstoß empfindet, wenn es zu einer ungewohnten oder nicht von Andern gebilligten Handlung schreiten soll. Nicht anders entwickelt sich dieses Gefühl bey der Jugend. Das Gewohnte und Gebilligte wird ihr das Schickliche und Anständige, so nimmt sie die Sitte an, und erst mit der erhaltenen Bildung gewinnt sie die Idee des eigentlich Sittlichen. Zuerst giebt die Empfindung des Gewohnten einen Sinn, den wir einen Sinn für das Gleiche nennen mögen, weil er bey allem, was über die Linie geht, stutzig und unmuthig wird, den Sinn für das was recht ist; dieser natürliche Sinn für das Gerade, Gleiche, Rechte läßt sich durch die rechten Winkel auf der wagerechten Linie symbolisiren. Das Kind fühlt einen Anstoß bey jedem Ungewöhnlichen was es thut, oder wenn es einmal nicht gehorcht, wo es zu gehorchen gewohnt ist; der Knabe merkt auf das Recht, und hält es für Schande, wenn man ihm etwas Unrechts schuld geben kann; das Mädchen gefällt sich in der Sittsamkeit, beiden ist das Unrechte, wenn man ihnen davon erzählt, ein Gegenstand des Abscheu's; der reifere Jüngling reflektirt auf seine Gesinnung, und bildet sich seinen Charakter von edlem Eifer für das Gute entflammt, und die Jungfrau weiht sich der anständigen Sitte, und darin der Tugend. Mit diesem Gefühle für das Sittliche verbindet sich die Liebe, und so wird die Sittlichkeit Menschenliebe; es verbindet sich damit die Verehrung der Eltern, und so wird sie zugleich

Befolgung des göttlichen Gesetzes; und es entwickelt sich darin der Gewissenstrieb, sie wird also wahrhaft sittliche Güte und edler Charakter. So scheidet sich das Sittliche des Gemüthes aus, indem es sich doch immer wieder mit dem Religiösen einet, weil das Gewissen und die Achtung gegen einen höheren Willen im Tieferen die Verbindung unterhält, wenn auch eine trägere Phantasie sich den Ideen und der Andacht versagt. Begreiflich ist es auf diese Art, wie in dem einem jungen Menschen ein einseitig rechtschaffener, in dem andern ein einseitig frommer Charakter erwachsen kann, je nachdem er sich zu der Achtung für Gesetz und Pflicht, oder zu der kindlichen Verehrung für das höchste Wesen vorzüglich neigt und geführt wird. Die Natur will beides freylich nicht so getrennt wissen, es ist meist das Werk der Erziehung.

Der Charakter entwickelt sich überhaupt nach Verschiedenheit des Naturells, die Tugend nimmt also in jedem Kinde eine besondre Gestalt an. Hierzu gehört auch das, daß manche ihrer Erscheinungen bey dem einen früher, bey dem andern später eintreten. Alle Kinder, die nicht verstandeslos sind, fühlen für Recht und Unrecht, und lassen sich leicht, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, zur Sitte gewöhnen; eben so fühlen alle etwas von Verehrung gegen Vater und Mutter, und lassen sich gerne zu Gott führen. Der Knabe wie das Mädchen denkt eifrig nach über das Gute und Erlaubte, auch wird ihnen der Gedanke an Gott heilig und nicht selten zum Gebete. Das Jünglingsalter verliert dieses

ernstere Nachdenken keineswegs durch jugendlichen Leichtsinn, wenn übrigens nichts verdorben wird, vielmehr wird es dabey von heiligen Gefühlen durchglüht. Die frühere Jugend verhält sich auch hierin mehr bloß empfänglich, wie überall das Negative der Kraft die früheste Herrschaft hat; die Eindrücke des Sittlichen und Religiösen finden mehr Eingang, das gute Beyspiel ist wirksamer, und das sittliche religiöse Gefühl zieht mehr von dem verbotenen, ungebilligten, achtungswidrigen Betragen zurück, als daß es schon die positive Willensbestimmung zum Gutesthun hervorbrächte. So wie aber die Jugend reifer wird, sinnt sie mehr nach, um das Gute zu finden und auszuüben, ihre Verehrung gegen den höheren Willen wird freyere Willensbestimmung, und ihre Tugend überhaupt mehr positive und selbstständige Thätigkeit. Ein siebenjähriger Knabe, der seinem Vater harte Worte, oder mit frecher Stirne eine Unwahrheit sagt, ist eine Unnatur; der vier-, zehnjährige ist es schon eher im Stande, und der Jüngling thut dieses so leicht, daß er darum eben noch nicht ein sogar hartes Urtheil verdient. Dagegen ist der kleinere gewöhnlich auch noch nicht der Plane zu edlen Handlungen fähig, wie es der herangewachsene ist; eher noch das Mädchen in seiner Art, besonders wenn es darum gilt seinen Eltern eine Freude zu machen, weil das Mädchen früher seinen Sinn bildet und mehr auf die Menschen achtet. Auch wird der Knabe gewöhnlich eher im Stande seyn die Achtung gegen die Mutter aus den Augen

zu seßen, als gegen den Vater, weil dieser ihn mehr und länger mit seinem männlichen Ansehen im Respekt erhält. Doch macht es hier so wie in dem Uebrigen einen Unterschied, ob das Naturell des Kindes mehr sanft ist, oder mehr fest, mehr feurig u. s. w.

Die Tugend durchdringt als edler Sinn des Kindes alles sein Fühlen, Denken und Thun. Aufmerksam ist es alsdann hauptsächlich auf die Eltern, es behält ihre Worte, um sie zu befolgen, sein Gedächtniß bewahrt gerne das Andenken an empfangene Wohlthaten auf, es bemerkt vorzüglich das Gute an den Menschen, und das prägt sich seinem Herzen ein, theilnehmend versetzt es sich gerne in die Lage Andrer, und fühlt mit ihnen, sympathetisch zieht es sein Nachahmungstrieb am meisten zum Guten hin — und so verstärkt sich der tugendhafte Charakter in sich selbst durch jenen edlen Sinn. Durch ihn geleitet, bewahrt der Jüngling seine Seele unbefleckt von jeder unkeuschen Regung, und unterhält sich mit den Ideen des Guten, Wahren und Schönen; es entsteht daraus eine Reinheit und Lauterkeit des Gemüths, und ein leiser Takt für das Rechte, eine Veredlung in dem Innersten, welche dem Menschen die Stelle eines Schutzengels vertritt.

Genau hängt nämlich hiermit zusammen die Liebe zur Schönheit und Wahrheit. Der Sinn für das Schöne entwickelt sich zuerst und hauptsächlich in dem Gesichtssinne, dann aber auch in dem Gehör-

sinne. Nur mit dem Freywerden dieser Sinne, und der Sinnlichkeit und Einbildungskraft selbst, wird der Knabe oder das Mädchen für das Schöne empfänglich; und nur, wenn der Jüngling der Welt frey gegenüber steht, faßt er die reine Form freundlich und ruhig auf. Dieses ist die negative Bedingung. Aber hierzu muß noch die positive kommen, nämlich die Entwickelung jener göttlichen Anlage zu der Idee der Schönheit, welche mit dem Erwachen der Ideen in dem Jünglingsalter mit der Liebe zum idealisch-Schönen begeistert. Zuerst gefallen hiernach dem Kinde die Farben und die zweckmäßigen Sachen, die Blumen, die munteren Thiere, z. B. die Vögel; dann, vielleicht gegen das 8te Jahr hin, die schönen Gestalten, wie die Bäume ꝛc., hierauf die Gegend; und nun erwacht auch allmählich das Wohlgefallen an Kunstdarstellungen; zuerst an Gemählden, später an der reinen Form und an Umrissen, wie Kupferstichen, zuletzt und mit vollendeter Reife an den plastischen Kunstwerken. — Das musikalisch-Schöne wird zwar oft frühe durch Musikübungen erweckt, aber vor dem 14ten Jahre horcht wohl schwerlich mit Gefühl der Knabe auf den Gesang der Nachtigall. — Das Schöne des Tanzes empfindet auch die reife Jugend noch nicht eigentlich, weil sie noch zu viel in der Lust zum Tanzen befaßt ist.

Der Sinn für das Wahre geht von frühem an mit der ganzen Entwickelung des Gemüthes hervor, durch den Trieb der Mittheilung. Er bildet sich in

und mit der Sprache, zuerst im Sinnlichen, steigt dann zum Ideellen, und begeistert den Jüngling mit der Idee der Wahrheit.

Entwicklung der Sprache.

Der erste Schrey des Kindes war der Keim seiner Sprache. Anfangs mehr dann weniger unwillkührlich stieß das Kind die Laute aus, wie sie von seinen Empfindungen hervorgebracht wurden, es faßte unter der Hand die Worte der Menschen umher auf, es lernte dabey etwas verstehen, die Ideenassociation legte die innigste Einung zwischen Wort und Vorstellung als dem Zeichen und Bezeichneten an, das Spiel mit seinen Sprachlauten, durch den Nachahmungstrieb unterhalten, wurde ihm geläufiger, es bekam Worte völlig in seine Gewalt, die Reflexion verband sich damit, und nun gebrauchte es sie absichtlich, um sich Andern mitzutheilen; so wurden die Laute wahre Worte, und so entwickelte sich die Sprachkraft.

Seine Sprache ist aber Anfangs noch arm und ungeschickt. Sie besteht meistens aus Substantiven, die einzelne Anschauungen bezeichnen, aber auch von vielen Dingen gebraucht werden, z. B. Sache; oder es ist der Name z. B. von einem Hunde für jeden Hund ꝛc. Die wenigen Verben fließen mit den Substantiven zusammen, und haben noch wenig Beugungen. So wie sich in dem Kinde mehr das Objekt

und Subjekt scheidet, so faßt es auch den Gegenstand reiner auf, so daß Wort, Begriff und Anschauung ihn bestimmter vorstellt, und dieses Wort ist ein Nennwort. Das Nomen scheidet sich sonach zuerst unter den Redetheilen aus. Zugleich unterscheidet sich dadurch das Subjektive, d. i. der innere Zustand und die Handlung, schärfer von der Bezeichnung des Gegenstandes, das Kind spricht also jetzt auch Verba; aber weil das Aussprechen des Zustandes durch einen Begriff Reflexion voraussetzt, und diese immer eine spätere Sache ist, so mischt sich noch Anfangs die Vorstellung des Gegenstandes in das Verbum, und dieses wird erst später als das Nomen rein bestimmt. Alles was das Kind als Objekt ansieht, wird von ihm unter einen allgemeinen Begriff gefaßt, der in jedem besonderen liegt, aber jedesmal da zum Bewußtseyn kommt, wo das Kind keinen Namen für das Besondere hat. In unsrer Sprache ist dafür das allgebrauchte Wort Ding. Diesem gegenüber faßt das Kind das auf, wessen es sich in allen seinen Zuständen in sich, im Gegensatze gegen die Objekte, bewußt wird, um alles, was bloß in der Zeit vorkommt, und alles Innere allgemein damit zu bezeichnen. Da nun die Grundanschauung des Inneren Thätigkeit ist, so hat jede Sprache ein allgebrauchtes Wort, wie unser Thun oder Machen. So wie nun die Vorstellungen von dem, was im Raume und in der Zeit ist, sich scheiden, so sind auch die beiden Worte Ding und Thun da, und sie bleiben immer, obgleich der Gebrauch derselben bey weiterer

Aufhellung und Vermehrung der Begriffe abnimmt. Außer diesen allgemeinsten Worten giebt es noch viele untergeordnete, welche in der Kindheit angewöhnt bis ins Alter fortdauern, weil nie der Mensch mit seinem Begreifen fertig wird, und also immer manches in das Fach des Allgemeinen zurücklegt. Wie nun das Kind sich selbst unterscheidet, so sagt es Ich, und fast gleichzeitig damit, doch wohl etwas früher (noch fehlt es an Beobachtungen) sagt es auch Du, und durch diese beiden ersten Personen ist nun auch die dritte, die vorher schon da war, genauer unterschieden, und die früheren Pronomina sind gewonnen. Um dieselbe Zeit bemerkt das Kind das Wechselnde an den Gegenständen, und lernt das getrennt vorstellen, was sich an dem Bleibenden befindet, z. B. die Wärme an dem Ofen, die grüne Farbe, welche im Frühling die Gewächse wieder erhalten; so sondert sich das Substantivum und Adjektivum. Das Verbum ist im Anfange noch ganz nahe mit dem Nomen verwandt, d. h. ein Infinitiv, hernach bezeichnet es den vergangenen Zustand in der dritten Person, hierauf erfolgen die persönlichen und Zeit-Beziehungen. So ist auch das Adverbium im Anfange mit dem Nomen und Verbum verflossen, es drückt also zuerst immer Zustände und Ort und Zeit aus, z. B. da! sagt bey dem Kinde so viel, als da ist etwas; wie sich nun jenes mehr ausscheidet, so bekommt auch das Adverbium seine eigne Bestimmung, und aus dieser scheiden sich nun allmählich wieder Pronomina aus, z. B. dieser aus da,

und die Adjektiven, z. B. der warme Ofen, und der Ofen ist warm. Ja und Nein gehören zu den ersten Adverbien, weil sie den inneren Zustand zugleich bezeichnen; sie sind also Anfangs zugleich Interjektionen, und werden erst bey schärferer Unterscheidung Adverbien, woraus dann auch andre entstehen, z. B. Nicht. Die Präpositionen sondern sich auf dieselbe Art aus. Die Conjunktionen waren ebenfalls vorher in dem Ganzen des Ausdrucks eingeschlossen, so wie dieser nun in seine einzelnen Begriffe zerfällt, treten jene auch ausdrücklich hervor, z. B. aus da! wird: da ist die Puppe und das Kleid ꝛc., oder aus dem Anknüpfen des vorhergehenden Zustandes erzeugen sich auch Conjunktionen, z. B. ebenwohl das Und, das Ja ꝛc. Die Interjektionen, welche das Erste waren, denn jedes erste Wort ist ein Ausruf, bleiben nun als das letzte, was sich in der Sprache von dem übrigen unterscheidet. So weit ungefähr kommt es gemeiniglich bis zu dem vierten Jahre. Auch sind es nun nicht mehr einzelne Worte, was das Kind spricht, sondern ganze Sätze, nur ist Subjekt und Prädikat darin noch nicht so genau bestimmt, und vieles wird im Sinne behalten. Anfangs ist die Sprache eine bloße rücksichtlose Mittheilung, wozu die Empfindung treibt, und gemeiniglich mit einem Begehren, d. h. mit irgend einer Anforderung an Andre, verbunden: aber allmählich geht auch hier eine Scheidung vor, denn bald will das Kind bloß seine Empfindung mittheilen, bald verlangt es bestimmt etwas, und

endlich will es auch etwas wissen. So sondert sich Erzählung, Bitte oder Forderung, endlich Frage und Antwort, und der Ton ist es hauptsächlich, wodurch sich diese verschiedne Arten der Reden von einander auszeichnen, weil die Gefühle, womit sie gesprochen werden, wesentlich verschieden sind, und diese sich im Tone unwillkührlich ausdrücken. Selten wird man von jüngeren als dreyjährigen Knaben viel Fragen hören, und noch länger dauert es, bis sie die Fragen verstehen und zu antworten wissen. Von Tage zu Tage geht nun das Geschäft des Denkens und Empfindens weiter, und in demselben Grade wird die Sprache bestimmter, gesonderter und regelmäßiger, die feineren Unterscheidungen der Redetheile kommen zum Vorschein, die Deklinationen und Conjugationen formen sich, und was vorher in der Geberde, Gesichtsmiene, und in der Art der Aussprache lag, wird nun allmählich förmliches Wort.

Wenn nun auch die Menge der Worte in allen Redetheilen durch den Verstand gewonnen ist, so bleibt doch noch vieles in der Empfindung des Redenden unausgesprochen, und er wählt hierzu die noch unbestimmten Worte, nämlich die Partikeln und sogenannten Flickwörter. Sie enthalten das Tiefere der Empfindungen, was nicht zur Klarheit des Begriffenen gebracht werden kann, das Gemüth der Sprache. Darum sind solche Wörter nicht nur der Kindheit und dem roheren Menschen eigen, sondern sie leben auch in dem Munde des gebildetesten Men-

schen. Was Homeros und Platon noch sprechen, sehe man also an den Kindern nicht ungern. — Auch die Art und der Ton, womit ein solches Wörtchen ausgesprochen wird, macht oft einen großen Unterschied in der Bedeutung; man denke nur an die unendlich vielen Nuancirungen des Flickwörtchens Ja.

Auf solche Weise besitzen die siebenjährigen Kinder schon einen ziemlichen Sprachvorrath, wenn sie anders nicht sind vernachlässigt worden; sie können über eine Menge Sachen reden, und vielerley Verhältnisse angeben, und ganze Sätze zu kleinen Perioden zusammenfügen. Aber sie behalten dabey noch vieles zurück, und drücken bey weitem nicht alles, was sie im Sinne haben, wörtlich aus, theils weil die Reflexion sich noch nicht auf alles gelenkt und für alles die Worte gelernt hat, theils weil noch viel Gemüthliches (Subjektives) in allen ihren Aeußerungen vorkommt, was sich nur als dunkles Gefühl in ihnen regt. So z. B. können sie alsdann noch nicht von Liebe reden, nämlich in Worten die Liebe ausdrücken, welche sie übrigens in ihrer Zärtlichkeit ganz schön äußern mögen; und wenn Kinder unter diesem Alter, die nicht grade außerordentliche Kinder sind, den Eltern oder andern vorsagen: „O, ich habe dich gar lieb!“ — so ist das zuverlässig etwas Erlerntes ohne innere Wahrheit, und die Thorheit der Eltern, welche so was bey ihren Kindern hervortreiben, legt dadurch den Grund, daß die schönsten Empfindungen vor lauter erlerntem Geschwätze sich gar nicht entwickeln können. Dieses leidige

Wortwerk ist eine ärgere Entstellung der Menschennatur, als jener Mißwachs, den man manchmal an Blumengewächsen bemerkt, wo die Knospe statt der Blüthe eine Menge verwachsener Blätter herausstößt, und es ist in unsrer Kultur um nicht vieles unschuldiger als die Verfrühung und Verderbung des Geschlechtstriebes. Denn eben dieses Wortwerk, wozu man jenes Alter nöthigt, ist die Ursache, daß es den Erwachsenen so sehr an der wahren Empfindung fehlt. Wovon man spricht, ehe man es hat, dazu versperrt man sich durch lauter Worte den Weg, und was man wirklich fühlt, das ist zu heilig dem fühlenden Herzen, als daß es viel davon redet, denn es findet dazu nicht das Wort. Es ist bey den Erwachsenen eine ziemlich zuverlässige Regel der Menschenkenntniß, daß sie grade diejenigen Gemüthszustände am wenigsten kennen, wovon sie viel schwatzen: bey Kindern ist diese Regel noch gültiger. Das Aeußere (das Objektive) ist das Erste, was sie in Begriffen auffassen und mit Worten bezeichnen, und doch befinden sie sich bis in das Jünglingsalter hin in Verlegenheit, wenn sie es durch die Sprache mittheilen sollen, ja sie sind alsdann in einer Art von gereiztem Zustande, worin sie nicht selten recht ärgerlich werden, weil sie sich nicht ganz auszudrücken vermögen. Ihr Inneres nun gar, ihre Gefühle, sind sie noch lange nicht im Stande auszusprechen, denn sie sind noch zu sehr mitten darin, noch zu sehr davon befangen, als daß sie dieselben zu einem Gegenstande gemacht, oder wohl gar mit Worten bezeich-

net hätten, ja es ist ein Beweis, daß diese Gefühle wenig Stärke und Innigkeit haben, wenn sie an bezeichnende Worte zu denken Zeit haben. Genug daß sie sich in dem ganzen Aeußeren, in dem Tone der Rede, und etwa in Ausrufungen darlegen. Sein Tiefstes verschweigt der Mensch. Die Kinder werden durch die Natur selbst daran festgehalten, denn sie versagt ihnen in der innigsten Empfindung die Sprache. Auch ist ja das Tiefste in dem Menschen an sich unaussprechlich. Wie viel weniger sind Kinder im Stande mit Worten ihre Gefühle zu bezeichnen! und wie sollte die Natur sie zu etwas treiben, wozu sie sich selbst versagt! Daher werden die Kinder bis selbst zum Jünglingsalter hin durchaus nicht viel von ihren kindlichen oder religiösen oder andern herzlichen Empfindungen reden mögen, eben darum, weil diese ihnen heilig sind, das heißt, das Tiefste ihres Gemüthes enthalten. Dagegen was außer ihnen liegt, und worauf ihr Begehren hingeht, das suchen sie auch durch Andre zu erhalten, und nur darin, in dem Fordern, wird ihre Sprache am frühesten geübt; das ist aber ganz das Gegentheil von dem Fühlen.

Beobachtet man das Sprechen der Kinder dieses Alters, so findet man, daß sie in dem, was ihnen der Sinn und gegenwärtige Eindruck vorhält, wenige Worte machen, dagegen durch ihre Einbildungskraft gerne redselig werden, es sey nun bey Gegenständen der Erinnerung oder der Phantasie. Daher lieben die Kinder nicht nur die Erzählungen, sondern erzählen auch selbst gerne, und daher wissen sie auch von

Dingen, die sie vorhaben, oder bey Dingen, die sie in ihrem Spiele vorstellen, unaufhörlich zu sprechen. Da drängen sich bey ihnen die Anschauungen, Begriffe und Worte, und eben daher kommt es, daß in dem Vortrage der Jugend alles wortreich und überfließend ist, ja daß es eine schlechte Einbildungskraft verrathen würde, wenn nicht die Rede üppig herausflöße. (Darum sagt jener Lehrer der Redekunst mit Recht: sit in adolescente quod rescindatur.) So wie die Jugend reifer wird, sind die Gegenstände des Redens mehr und mehr durchdacht, aber weil die Phantasie vorherrschend ist, so liebt der Jüngling Worte, welche übertreiben. Es knüpfen sich auch gerne Unterhaltungen über Gegenstände des Denkens an, aber immer noch nicht genug geordnet und besonnen, und das Feuer der Rede reißt immer noch so dahin, daß jeder mehr allein sprechen als zuhören mag, und daß es noch nicht leicht zur Abgemessenheit des Gespräches kommt. Da die Reflexion auf die Darstellung hinzukommen muß, wenn der Periodenbau entstehen soll, so findet man bey der jüngeren Jugend ein leichteres und loseres Aneinanderhängen der Sätze, z. B. durch das häufige und, aber erst später die Rücksicht auf den Anfang und das Ende der Periode zugleich, und ein Zusammenhängen zu einem überlegten Ganzen. Durch gute Bildung verliert sich der Gebrauch der Nebenworte in die Konstruktion und Stellung der Hauptworte. Z. B. der Ungebildetere sagt: „Es giebt noch so vieles zu thun, und ich habe gar nicht die Zeit, da ich schon mit einer

andern Sache beschäftigt bin.“ Der Gebildetere sagt etwa: „Mein vorliegendes Geschäft läßt mich nicht zu den vielen andern kommen.“ — Man muthe es daher erst dem reifenden Jüngling zu, seinen natürlichen, umständlichen, lebhaften Vortrag zur Gediegenheit des Wortes und Styls zu vollenden.

Diese Entwicklung der Sprache macht der Form nach in beiden Geschlechtern wenig Unterschied, nur daß im Ganzen das weibliche redseliger ist, dagegen auch früher überlegsam und besonnen werden kann; dem Stoffe nach ergiebt sich der Unterschied nach der eigenthümlichen Denkart eines jeden Geschlechts, nämlich das Mädchen spricht viel dramatisirend, etwa in seinen Spielen; der Knabe weiß erstaunlich viel davon zu sagen, was er unternehmen will, und dergl. Aber die umgebenden Personen verändern hier sehr die Sache. Soll die Jugend ganz frey in ihrem Sprechen sich äußern, so muß sie sich bey ihres Gleichen fühlen, oder an keine Zurückhaltung bey Vater oder Mutter, oder andern älteren Personen gewöhnt seyn. Wo der Knabe nur die mindeste Besorgniß hat, daß ihm aufgehorcht und ein Wort übel genommen werde, oder daß er etwas Dummes sagen möge, da ist er schüchtern, und allzusehr sich zurückhaltend, bleibt er ganz stumm, man mag ihm sagen, was man will. Dieses ist jene oft so unangenehme Blödigkeit. Sie ist aber mit Unrecht verrufen, denn sie ist nichts anders, als Achtung gegen die verständigeren Menschen bey dem Bewußtseyn der eignen Ungeschicklichkeit im Reden und Urtheilen, und

dabey ein wohlgegründetes, wenn gleich falsch angebrachtes Ehrgefühl. Da ist nun auch nicht jenes schale Schwatzen, anmaßende Absprechen, kopf- und herzlose Faseln zu besorgen, sondern die edlere Jugend vereinigt sich da mit der Bescheidenheit und der zunehmenden Geistesbildung, und alsdann geht daraus jenes schöne Betragen des Jünglings hervor, daß er mehr höret als redet, aber nicht verstummt, sondern bescheiden auch das Seinige vorbringt, wo er kann, mit Kraft und Feuer spricht, und sich gerne in verständige Unterhaltungen einläßt. Auch verbindet sich damit die Entwicklung der Stimme. Die Kinder des Knabenalters schreyen mehr als sie reden, so wie sie mehr laufen als gehen, allmählich wird die Stimme bebend und schüchtern, nach der Entscheidung der Mannbarkeit wird sie gediegener, ernster, sonorer, und nun gewinnt sie täglich an Gesetztheit, Haltung und Nachdruck.

Nichts ist also von der Natur ernstlicher angelegt, als die Wahrhaftigkeit. Das Kind kann nicht anders reden, als es ihm um das Herz ist; sein Inneres treibt beynahe bewußtlos die Aeußerung hervor, wie die Blume den Duft, und unvertilgbar bleibt dem Menschen der Trieb sich auszusprechen. Nur die Reflexion bringt die Abweichungen hervor, und doch ist eine gewisse Gewalt nöthig, wenn das hervorstrebende Innere soll zurückgedrückt werden. Die Lüge und Verstellung wird gemacht, sie wird ganz von außen in das Gemüth hineingetrieben, sie ist der klare Beweis von der äußerlichen Verdorbenheit und

der verkehrten Erziehung, worin unsre Kinder aufwachsen. Wird es damit besser, so kann das Kind gar nicht lügen. Die Aufrichtigkeit ist daher kaum eine Tugend zu nennen, so wenig als die Bewegung der Hände und Füße bey erregter Begierde, oder als das Denken selbst eine Tugend genannt wird. Sie erfolgt von selbst, wenn sie nur nicht von außem gestört wird, so wie die aufrechte Gestalt, beides wird nur durch die wahre Bildung veredelt.

Während der ganzen Jugend treten einige Perioden ein, wo die Kinder sich merklich verändern, und dem Anscheine nach gemeiniglich verschlimmern, indem sie etwas Unleidliches und Unbildsames zeigen. Die gemeine Sprache nennt das die Flegeljahre. Sie sind nichts anders, als die Perioden des Ueberganges aus der Kindheit in das Knabenalter, und aus diesem in das Jünglingsalter. Hauptsächlich dieser letztere Uebergang, bey Knaben zwischen 12 und 15, und bey Mädchen zwischen 10 und 13 Jahren; doch bey manchen früher, bey manchen später. Es ist hier nämlich in dem Organismus eine gewisse Unruhe vor dem Erwachen neuer Reize, und eine Unbestimmtheit der Kraft, welche sich mehr in das Innere zurückzuziehen scheint, gleichsam um so im Geiste, wie im Körper, an Consistenz zu gewinnen. Es ist eine Art von Vegetiren, nicht selten bey den Kindern, die sonst einen guten Kopf haben, von dem Anscheine der Dummheit begleitet. Die Kinder wis-

sen alsdann nicht recht, was sie wollen, und man weiß auch nichts rechts mit ihnen anzufangen. Aber darum sey man nicht besorgt. Auch die beste Frucht ist vorher, ehe sie am Baume reift, hart und herbe.

Ein Ueberblick auf die ganze Entwicklung von der Kindheit bis zur Reife. Wir sahen schon früherhin, daß sie ein Heraustreten ist aus einem Zustande des Ungeschiedenseyns in den entgegengesetzten, indem sich immer mehr das Einzelne sondert und bestimmt. Eben dasselbe ist der ganze Wachsthum, es ist die Geschichte der Jugend. Darum sind auch die bildlichen Ausdrücke, Entwicklung und Entfaltung, so genau bezeichnend, daß sie sich uns überall in der Aufstellung dieser Geschichte aufdringen. Die Denkkraft trat in der Sinnenanschauung hervor, durch sie schied sich die Welt in ihre Gestalten, sie bildete Begriffe, reihete diese zusammen, und suchte nun in dem Einzelnen immer wieder das Ganze. Auf solche Art entwickelte sie sich als auffassende und einbildende, als aufbewahrende und producirende Kraft, d. i. als Verstand, Einbildungskraft, Gedächtniß, Phantasie, im Ganzen als Vernunft. Das Begehrungsvermögen äußerte sich mehr und mehr gegen Einzelnes, es entstanden negative und positive Begierden, Neigungen, in Verbindung mit der Denkkraft Willensbestimmungen, und sie führten zur Einheit des Charakters in den einzelnen mannichfaltigen Aeußerungen. Hierdurch bestimmten und vermehrten sich die einzel-

nen Gefühle, worin im Ganzen das Gefühlvermögen erwuchs. Denken, Begehren und Fühlen, in der ersten Thätigkeit des Kindes noch in Eins verflossen — und eben darum war noch keine dieser einzelnen Thätigkeiten das, was wir darunter verstehen — ließen sich allmählich so unterscheiden, daß manche sogar drey Kräfte dabey im Sinne haben, wenigstens jene drey Vermögen zu sehr trennen, und auch dann noch zu sehr trennen, wenn sie nur Sinnlichkeit und Vernunft unterscheiden, da doch alles dieses in dem Gemüthe absolut Eins ist, die Einheit des endlichen Geistes selbst. Hiermit nahm auch das Edle der Menschheit verschiedne Formen an, als einzelne Tugenden, aber in der Mannichfaltigkeit dieser Erscheinung nur die Eine sich entfaltende sittliche Kraft, und auch in der Trennung der Sittlichkeit und Religion nur die vereinzelnden Richtungen des Einen Göttlichen in dem Menschen, der Liebe. Tief in dem Geiste war dieses alles Eins, wie in einem Keime angelegt, aber es bildete sich in der Zeit und unter mancherley Erregungen heraus, und so trat alles Geistige in einzelnen Erscheinungen hervor, die man zur verständlichen Bezeichnung unter jene Allgemeinbegriffe faßte. Die Sprache bildete sich so als das Aeußere dieses Inneren durch den Verstand und die dazu bestimmten Organe. So erwuchs der Geist in und mit dem Leibe, und auch diese beiden waren ursprünglich wie in Eins verflossen; allmählich schied sich das Geistige mehr und mehr, bis endlich der Geist sich selbst zu fassen anfing, seiner höheren Natur

und seiner Ewigkeit sich bewußt ward, den Leib als sein Organ kennen, und immer mehr gebrauchen lernte, sich selbst aber über alles Irrdische zur Gottheit erheben konnte. Der Leib entwickelte indessen ebenfalls seine Organe, und diese gewannen ihre Stärke, Bestimmtheit und Harmonie für das Ganze. Dieses war die Zeit des Wachsthums, womit sich die Jugend beendigte, indem höchstens gegen das 25ste Jahr hin die völlige Reife eintrat. So entwickelte sich der Mensch.

Vollkommenheit des Leibes bey der Reife.

Der Mensch wächst sowohl geistig als körperlich zu einem gewissen Ziele heran, und das letztere ist größtentheils mit Beendigung des Wachsthums erreicht. Ob wir gleich dieses in keinem der Lebenden erreicht sehen, so können wir es uns doch in einem Ideale denken, das die Natur erreichen wollte; die Künstler stellen uns diese Urbilder in ihren Werken dar, in der höchsten Vollendung die Griechen.

Die Vollkommenheit des Leibes ist vierfach, indem sie theils in dem Inneren, theils in dem Aeußeren vorkommt, und in jeder dieser zwey Richtungen wiederum in zwiefacher Beziehung. Sie ist nämlich

1) im Inneren Stärke, d. h. zureichende Kraft für die Bestimmung des Menschen, der auf der Erde leben und als Geist in dem Leibe, diesen

beherrschend, sich ausbilden soll. Diese Stärke wird betrachtet

a) als zureichende Kraft für die Erhaltung des Lebens und aller Verrichtungen der Organe, der menschlichen Bestimmung gemäß, d. i. als Gesundheit — innere Stärke des Organismus.

b) als zureichende Kraft für die Geschäfte der menschlichen Bestimmung gemäß, d. i. als Leibesstärke (im engeren Sinne); die Kraft im Widerstande und in der Ueberlegenheit gegen Aeußerliches, worauf sie nach außen hin wirkt, also Stärke zur Leibesanstrengung. Bey dem Manne ist sie kräftiger in dem positiven Wirken auf die Außendinge, als Spannkraft (in der Muskelstärke sich darlegend); bey dem Weibe kräftiger in dem Ertragen und Ausharren, als Empfindungskraft (in der Weichheit ausgedruckt); beide können nicht so mit einander verglichen werden, daß man jener, weil sie als mehr äußerlich mehr in die Sinne fällt, an sich den Vorzug gäbe, denn sie sind beide Leibesstärke und insoferne einander gleich zu setzen. Das beste ist die seltene Vereinigung von beidem.

Die Vollkommenheit des Leibes ist

2) im Aeußeren, Zweckmäßigkeit der Gestalt und der Glieder für die menschliche Bestimmung; und hier

a) die Gestalt an sich betrachtet — Schönheit, d. h. Darstellung der göttlichen Idee

in der Menschengestalt, jedem Geschlechte gemäß;

b) in den Verrichtungen der Glieder, als Zweckmäßigkeit derselben in ihrem Bau und in ihrer Uebung — Gewandheit. Die Gewandheit der Schönheit gemäß, giebt dem Manne mehr Ausdruck von der Strenge vernünftig herrschender Kraft, d. i. Würde, und dem Weibe mehr den Ausdruck von dem Gefälligen der milden Natur, d. i. Anmuth. Bey seltener Vollendung ist beides vereinigt, und das nie vorhandene Ideal ist Schönheit und Anmuth in Einem.

Beides ist der Ausdruck jener beiden ersteren inneren Vollkommenheiten im Ganzen. Sie sind Werk der Natur in der Anlage, aber zugleich Werk der Ausbildung; ohne jene ist diese nie möglich, und nur diese führt jene zum Ideale hin.

Die Schönheit setzt das richtige Verhältniß der Theile in der Gestalt als ihre negative Bedingung voraus. Dieses Verhältniß kann nur durch die Anschauung der vollkommensten Gestalten erkannt werden, und diese finden sich in den griechischen Kunstwerken. Wir geben hier ein Verzeichniß der Verhältnisse, wie man sie an diesen Schönheitsidealen abgezogen hat. Zu dem Maasstabe nimmt man die Gesichtslänge. Sie ist die grade Linie von dem Haarwuchs an über der Stirne bis zu der Kinnspitze. Diese Linie theilt man wiederum in drey Theile, und nennt jeden derselben einen Gesichtstheil. Die

ganze Kopflänge, von der Kinnspitze bis zu dem Scheitel in dem hingezeichneten Oval, hat vier solcher Gesichtstheile.

1. Die Statur des Mannes.

Die ganze Höhe des Mannes beträgt 10 Gesichtslängen, d. i. $7\frac{1}{2}$, oder etwas über 8 Kopflängen, nämlich der Kopf hat 4 Gesichtstheile,

der Hals 2 Gesichtstheile,

der Rumpf $9\frac{2}{3}$ Gesichtstheile,

die Beine bis an die Kniescheibe $6\frac{1}{2}$ Gesichtstheile,

von da bis auf die Fußsohle $8\frac{3}{4}$ Gesichtstheile,

also zusammen etwas über 30 Gesichtstheile, (beynahe 31) d. i. etwas über 8 Kopflängen.

Die ausgebreiteten Arme von der Spitze des einen Mittelfingers bis zur Spitze des andern 10 Gesichtslängen, d. i. 30 Gesichtstheile, oder 8 Kopflängen, d. i. grade so viel als die ganze Höhe.

Die Breite von einer Achsel zur andern 8 Gesichtstheile,

— — unter der Brust 6 Gesichtstheile,

— — des Arms über dem Ellnbogen $2\frac{1}{4}$ Gesichtstheile,

— — unter dem Ellnbogen 2 Gesichtstheile,

— — am Anfange der Hüften 5 Gesichtstheile,

— — von einer Hüfte zur andern $5\frac{1}{2}$ Gesichtstheile,

Die Breite des Oberschenkels 3 Gesichtstheile,
— — über der Kniescheibe 2 Gesichtstheile,
— — unter der Kniescheibe $1\frac{2}{3}$ Gesichtstheile,
— — der Wade $2\frac{1}{3}$ Gesichtstheile,
— — über dem Knöchel 1 Gesichtstheil.

Der Fuß hat von dem Gelenke bis zur Spitze der größten Zehe 3 Gesichtstheile; von der Ferse bis an diese Spitze $4\frac{1}{3}$ Gesichtstheile.

Die Hand hat von ihrem Gelenke bis zur Spitze des Mittelfingers 3 Gesichtstheile; von der Spaltung der Finger bis dahin $1\frac{1}{2}$ Gesichtstheile; in ihrer größten Breite $1\frac{1}{2}$ Gesichtstheile.

Der Kopf hat vom Scheitel bis zum Haarwuchs über der Stirne 1 Gesichtstheil,
vom Haarwuchs bis zur Nasenwurzel 1 Gesichtstheil,
die Nase (und die Ohren) 1 Gesichtstheil,
vom Anfang der Oberlippe bis zur Kinnspitze 1 Gesichtstheil,
dieser Gesichtstheil hat von der Nase bis zur Trennung der Lippen im Munde $\frac{1}{3}$ Gesichtstheil,
von da bis zum Anfange des Kinns $\frac{1}{3}$ Gesichtstheil,
von da bis ans Ende $\frac{1}{3}$ Gesichtstheil.

In der Breite wird das hingezeichnete Gesicht in 5 gleiche Theile eingetheilt, der mittlere giebt genau die Entfernung der beiden Augen an, jedes Auge ist eben so breit, und eben so jede Entfernung vom äußersten Augenwinkel bis an das Ende.

Der Hals ist vom vorn $1\frac{3}{4}$ Gesichtstheile breit, von der Seite 2 Gesichtstheile.

Der Kopf bildet von verschiedenen Seiten angesehen ein Oval, welches sich nur in der Anschauung zeigen läßt, weil man bis jetzt noch keine genaue Angaben der Verhältnisse hat, außerdem, was sich aus den Breiten und Längen der Gesichtstheile ergiebt. Das eine Oval umfaßt das Gesicht, das andre den oberen Kopftheil von der Stirne über die Schläfe nach hinten um den unteren Theil des Hinterhaupts herum.

Die Gesichtslänge ist grade so lang als die Hand, und eben so lang ist der Fuß von dem Gelenke an; der Fuß ist etwas länger als die Kopflänge; die ganze Höhe des Mannes beträgt also etwas über 7 seiner Fußlängen. Vom Scheitel bis unten an den Unterleib ist die Hälfte der ganzen Höhe.

2. Die Statur des Weibes.

Die Höhe: Kopf und Hals 6 Gesichtstheile,
der Rumpf $10\frac{7}{12}$ Gesichtstheile,
die Beine etwas über 14 Gesichtstheile.

In der Höhe ist also das Verhältniß des weiblichen Körpers von dem männlichen darin verschieden, daß die Beine an dem weiblichen etwas kürzer sind, als die Hälfte der ganzen Höhe.

Die Breite der Achseln hat 7 Gesichtstheile.
— — der Brust an ihrem Anfange 5 Gesichtstheile,

Die Breite am Anfange der Hüften $4\frac{1}{2}$ Gesichtstheile,

— — der Hüften unter dem Nabel 6 Gesichtstheile,

— — der Hüften in der größten Breite, d. i. in der Hälfte $6\frac{1}{3}$ Gesichtstheile,

— — des Schenkels am Anfange $3\frac{1}{3}$ Gesichtstheile,

— — über dem Knie $2\frac{1}{4}$ Gesichtstheile,

— — des Unterarms in der Mitte $1\frac{3}{4}$ Gesichtstheile,

— — des Arms am Ellnbogen $1\frac{1}{4}$ Gesichtstheile,

— — des Arms unter den Achseln 2 Gesichtstheile,

— — des Halses $1\frac{3}{4}$ Gesichtstheile.

Die Verhältnisse des Gesichts sind wie bey dem Manne.

Im Ganzen ist das Weib kleiner als der Mann; an dem Manne sind die Brust, die Achseln, und die Armmuskeln breiter, an dem Weibe die Hüften und Schenkel. Der männliche Körper zeichnet sich durch das Hervortreten der Muskeln aus, der weibliche durch die Ausrundung aller Theile; jener zeigt überall Straffheit und Energie, dieser Weichheit und Fülle. Das weibliche Ideal findet sich vorzüglich in der Mediceischen Venus, das männliche theils in dem Farnesischen Herkules, was die Muskelstärke betrifft, theils in dem Apollo von Belvedere, in

welchen das vollkommenste Verhältniß mit dem höchsten Ausdruck der Energie sich darstellt.

Zu dieser negativen Bedingung der Schönheit, der Proportion und dem Ebenmaße, muß noch die positive, der Ausdruck des edlen Geistigen hinzukommen. In dem Ganzen druckt sich zugleich das Eigenthümliche des Menschen aus, und da dieses bey einer vollkommenen Menschheit jederzeit vortrefflich seyn würde, so läßt sich gar wohl eine verherrlichte Menschenwelt denken, worin überall jeder Einzelne das Ideal der Schönheit in sich auf eigne Art individualisirt vorstellt.

Vollkommenheit des ganzen Menschen bey der Reife.

Der Mensch ist dadurch aus der Jugend herausgetreten, daß sich alles, was zur Menschheit gehört, in ihm entwickelt hat. Er hat nunmehr sich selbst gefunden, oder er ist selbst sein Genius geworden. Was sich nun in ihm entwickelt hat, bezeichnet seine Bestimmung, und hat er diese als ein vortrefflicher Mensch gefaßt, so steht in ihm die göttliche Idee da, welcher er nun selbst sein Leben weiht. Diese Idee nun ist so vielfach, wie das Naturell. Der Mann will als Mann in der Welt stehen und wirken, das Weib als Weib; dort sehen wir die Idee der edlen Männlichkeit lebendig, hier die der edlen Weiblichkeit. Aber eben so ist nun in dem

einen Manne dieses, in dem andern jenes das Hauptsächliche seines Lebens. Obgleich so die Lebensweisen unendlich vielfach seyn können, so lassen sie sich doch in Hinsicht auf die Vortrefflichkeit in einige Hauptklassen bringen, und grade in so viele als es Ideen giebt, wornach die Naturen für das Höhere der Menschheit sich eintheilen lassen. Nun sahen wir früherhin, daß sich nach der Richtung der Kraft zum Positiven und Negativen hin, eine Abtheilung ergiebt, welche man immer weiter führen kann, die aber auf die Bestimmung des Menschen angewendet, worin sich ein vierfaches Vortreffliches denken läßt, nur noch einer Unterabtheilung bedarf. Der Mann werde also gedacht 1) ganz in seiner Positivität, d. h. schaffend, und zwar a) entweder ganz nach außen wirkend, oder b) in seinem Inneren etwas schaffend; und 2) die negative Richtung in der Männlichkeit vorherrschend, das Vorhandene entwickelnd, und zwar entweder a) in der Außenwelt, oder b) in seinem Inneren. Verbindet man nun hiermit jenes vierfache Ideal des edlen Strebens, nämlich die Idee der sittlichen Welt, der Schönheit, der Seligkeit und der Wahrheit, so findet man jede derselben in der genannten Ordnung mit jenen so zusammenstimmend, daß der genialisch wirkende eine derselben ergreift, oder vielmehr seine göttliche Bestimmung in dem Hinarbeiten zu derselben unmittelbar in sich erkennt. Denn außerdem würde sein Wirken gestört, oder entkräftet, oder erniedrigt seyn, und er hätte nicht seinen Genius, er hätte nicht die höhere Menschheit gefunden. Der

vollkommenste Mensch würde freylich dieses Vierfache in sich vereinigen, allein wo ist er? und wo ist nur der, welcher ein Zwiefaches vereint? ist doch schon der, welcher Eins recht ist, eine Seltenheit der Jahrhunderte. Hiernach würde denn der kräftige Mann, welcher eine äußere sittliche Ordnung in der Menschenwelt schaffen will, als Ideal gedacht, der Gesetzgeber seyn; der, welcher das Schöne bildet, nämlich durch seine Phantasie, aber zugleich mit männlicher Kraft in der Außenwelt wirkend und gestaltend, der Künstler oder Poet; der, welcher entwickelt, aber das Beste in der Außenwelt entwickeln will, d. h. das Göttliche in den Menschen, der also jeden zum Seligen hinführen möchte, und männlich dahin wirkt der Lehrer, und zwar als Gottbegeisterter, wenn man ihn in seinem Höchsten betrachtet; endlich der, welcher das Innere seines Geistes entwickelt, also alles Denken und Wissen ordnet, berichtigt, zur Einheit der Vernunft hinführt, und dieses männlich für jeden Denker aufstellt, der Philosoph. Denkt man sich alles dieses so vereinigt, daß ihn die göttliche Idee, welche sich in der ganzen Menschheit entwickeln soll, damit die Menschenwelt von innen heraus zur sittlichen Ordnung und zur Aufstellung des Göttlichen, so wie zur Erkenntniß der Wahrheit gelange, so arbeitet dieser Große, als Weiser, nach dem höchsten Plane zum Ganzen der menschlichen Vortrefflichkeit hin, wie es uns in Jesus erscheint, wenn wir gleich in ihm zunächst das Ideal des Propheten schauen. Wer Philosophie und Lehrweisheit vollkommen verbände,

wäre ein idealisirter Sokrates; der Philosoph zugleich Poet, und beides vollkommen, ein Platon, noch göttlicher, als jener wirkliche; ein Philosoph und Gesetzgeber in einer Person wäre ein über dem in der Geschichte stehender Solon, oder Numa u. s. w. Wir sehen an diesen Beyspielen zugleich, daß unsere Abtheilung sich für die Erfahrung bewährt, indem wir hiernach dem Urtheile des Gemeinsinnes zustimmend die großen Menschen würdigen können.

Auch können alle Lebenszweige, welche etwa der Mann erwählt, auf eine dieser idealischen Bestimmungen zurückgeführt werden, und grade hierdurch erhalten sie ihren Werth. Je tiefer sie noch unter einem derselben stehen, um desto geringer die Würde des Geschäfts und der Adel des Menschen, der es betreibt: je edler der Mann, desto mehr wird er in seinem Geschäfte, so gering es auch an sich sey, nach der Idee hinstreben, welche in ihm selbst lebt, und welche ihn treibt, seinen Kräften gemäß einen höheren Wirkungskreis zu suchen. Dieses ist der wahrhaft edle Trieb, welcher den Jüngling treiben soll, etwas in der Welt zu werden, und eine immer höhere Stufe zu ersteigen.

Zu der ersten Hauptbestimmung gehört 1) in dem Range der Staatsmann und der Kriegsheld; aber freylich nur der Kriegsheld, welcher seine Dienste anwendet, um das nothwendige Uebel wo möglich wegzuschaffen, und der also mehr ist als ein Krieger; beide haben zunächst den blühenden Zustand des Staates und hierin Recht und Gerechtigkeit zum Ziele,

und sind bereit hierzu Leben, Gesundheit und Kräfte zu opfern; 2) in dem mittleren Range alle Männer, welche Handel treiben und Gewerbe haben, weil sie, insoferne sie edel sind, darin das Beste der Welt zu fördern trachten; und hier wiederum gewisse Stufen, nämlich zuerst der Großhändler, dann der Fabrikant, der Oekonom ꝛc., bis zum Handwerker und Bauer herab; 3) in dem untersten Range der bloß dienende Mann, wie der Tagelöhner ꝛc.; aber auch dieser veredelt sein Geschäft durch den Gedanken das Gute im Einzelnen zu befördern, was der Gesetzgeber im Großen und Ganzen veranstaltet.

Zu der zweyten Hauptbestimmung: vorerst der Poet im eigentlichen Sinne, weil er durch den Geist am meisten unter allen Künstlern arbeitet, dann aber jeder Künstler, als Bildhauer, Mahler, Musiker; eine untere Stufe hat der Mechaniker, weil in diesem mehr der Gedanke des Nützlichen, als die Idee des Schönen wirkt; doch finden sich bey diesem auch einige andre Bestimmungen — und so sollte es jeder Handwerker seyn. Reines Ideal des eigentlichen Künstlers ist aber das, daß er als solcher weder dem Staate noch einer religiösen wissenschaftlichen Anstalt angehört, wenn er gleich als vielseitiger Mensch für dieses alles durch seine Kunst nützlich wird. Die Dichter gehören zwar bey Platon nicht in die Republik, aber sie sind doch als göttliche Menschen überall heilig.

Die dritte Hauptbestimmung. Erste Klasse: Lehrer dessen, was zur Bestimmung der Menschheit im

Ganzen dient, der Religion und Sittlichkeit, oder Erzieher im Großen; zweyte Klasse: Erzieher im Einzelnen, und Lehrer einzelner Wissenschaften und Künste.

Die vierte Hauptbestimmung: die genialischen Erfinder der Systeme, oder vielmehr diejenigen, welche die einzelne Wissenschaft in dem Ganzen der Philosophie haben; die untere Klasse machen die aus, welche irgend ein einzelnes Ganze der menschlichen Kenntnisse weiter bringen. Diejenigen, welche die Systeme andrer verarbeiten, gehören mehr zu der dritten Hauptklasse.

So wie nun in dem vollkommensten Manne dieses Vierfache in seiner Vollendung vereinigt wäre, so findet sich bey den untergeordneten Menschen eine Mischung von mehrerem, so daß es, je niedriger ihre Stufe ist, um so mehr von äußeren Umständen abhängt, was sie erwählen, und worin sie am besten arbeiten. Dagegen je mehr Genius, d. h. je kräftiger eine Idee in einem Manne lebt, desto mehr Begeisterung, desto freyer durchbricht er alle Hindernisse, und desto mächtiger schafft er sich seine Wirksamkeit. Die körperlichen Anlagen sind jederzeit von der Natur der Hauptbestimmung gemäß dem Kinde mitgegeben, weil die Natur überall Einheit ist und ein Ganzes erstrebt: allein von frühem an werden sie durch tausenderley Störungen geschwächt und verändert, und so fehlt es wohl hin und wieder dem Mahlergenie an Fingergeschicklichkeit, aber gewiß nie ganz, und immer wird die Genialität von den ihr zugehö-

rigen Talenten bis zur Schärfe des Sinnes und bis zur Beweglichkeit der Muskel begleitet seyn. Und da jeder nicht ganz verwahrlosete Jüngling zu der ersten und der dritten oder vierten Idee immer doch Einiges hat, so kann er auch immer irgend eine bürgerliche Bestimmung erwählen, und diese kann allenfalls dnrch das Studium erlangt werden; er kann Staatsbeamte, Volkslehrer, Arzt ꝛc., überhaupt Gelehrter werden; er kann sich aber auch dem Handelsstande, oder einem Handwerke widmen ꝛc. Je mehr Geistesleben in ihm, desto entschiedner wird sich sein Beruf für die sogenannten studirten Stände ankündigen. Daher ist es ein edler Wunsch der Eltern, dahin ihre Kinder gebracht zu sehen: aber sie sollen sich nicht durch leidige Nebenabsichten verleiten lassen, die Naturbestimmung und die Beschränktheit des Kindes zu übersehen.

Auf ähnliche Art ist es bey dem weiblichen Geschlechte. Allein das Weib ist von der Natur nicht zu jenem Vielfachen bestimmt, weil es nicht so zum Herauswirken bestimmt ist, und weil es in der Innerlichkeit wenig zu unterscheiden giebt. Jenes Vierfache findet sich indessen auch hier, aber ganz anders gestaltet. Denn die Weiblichkeit zieht den Trieb zum äußerlichen Wirken überall zurück, hält es also in einem kleineren äußerlichen Wirkungskreise, läßt es in demselben mehr ordnen und ausbilden, als schaffen, aber vereinigt auch die Kraft zu innig stär-

kerer Thätigkeit. Der Charakter ist hier überhaupt Milde und Sanftheit. So ist das Weib nach der ersten Idee Gebieterin, es sey nun durch ihren stillwirkenden Geist in der Ordnung des häuslichen Lebens als Hausmutter, oder durch die Macht der Sitte und der Schönheit, wäre es auch nur der Seele allein, in der Gesellschaft. Nach der zweyten Idee stellt sie das Schöne in sich selbst auf in der Liebe, indem sie einem Manne durch Liebe und in möglichster Vortrefflichkeit angehören will; sie wird Gattin. Nach der dritten entwickelt und bildet sie den Menschen durch stillen Einfluß ganz von innen heraus als Mutter. Nach der vierten schaut sie die Wahrheit wie durch eine Sehergabe; sie hat die Lebensweisheit, und besitzt in der Kenntniß und Behandlung der Menschen ein leises Gefühl des Wahren und Schicklichen, und tiefe praktische Blicke für das ganze Leben. Künstler idealisiren nach diesen, obwohl dunkel zum Grunde liegenden Ideen, Göttinnen, Madonnen, Heroinen, aber in der Wirklichkeit ist hier weit weniger das Vortreffliche vereinzelt, als bey dem Manne, weit häufiger ist es in Einer Person vereinigt, wenn auch jedes in geringerem Grade. Jedoch ist das Weib, welches zugleich als Gattin, Mutter und Hausfrau mit Lebensweisheit sich auszeichnet, grade keine Seltenheit. Die gewöhnlichste Verschiedenheit ist wohl, selbst unter Schwestern, jene zwiefache, wie dort zwischen einer Martha und Maria.

Aber damit dürfen wir dem weiblichen Geschlechte nicht die Fähigkeit zu jenen männlichen Idealen absprechen. Die Welt zeigt wahrhaft große Frauen auf dem Throne, ja sogar einige Heldinnen, Dichterinnen genug, und auch solche, welche ihr Inneres mächtig zu der Wissenschaft hintreibt. Nur wird dieses alles unter dem weiblichen Geschlechte sich seltner finden, als unter dem männlichen, und wo es sich findet, wird es durch die Weiblichkeit sein eigenes Vortreffliche erhalten müssen, soferne nämlich Wahrheit in dem Weibe ist, und nicht jene leidige Affektation, und es wird mehr das Begleitende und gleichsam die ausströmende Kraft der andern weiblichen Vortrefflichkeiten seyn. So ist z. B. die Dichterin eigentlich bestimmt eine schöne Seele auszusprechen, und zarte Gefühle zart darzustellen. Wer sieht nicht das Sanfte und Weiche in den Gemählden einer Angelika Kaufmann! Zur musikalischen Kunst scheint das Weib vor allen Künsten bestimmt zu seyn, besonders für den Gesang, als den schönsten Ausdruck der Innerlichkeit. Wo sich nun irgend eine außerordentliche Anlage in dem Weibe befindet, da wird sie sich noch stärker ankündigen, als in dem Manne. — Uebrigens ist für die Jungfrau auch ihrer Natur nach weniger von Wahl ihres künftigen Berufes die Rede. Sie soll, Ausnahmen abgerechnet, Gattin werden, und nur in der Wahl des Gatten äußert sich das Besondere ihres Berufes zu ihrer künftigen Lebensweise. Nur diejenige scheint von der Natur bestimmt zu seyn, unverheirathet zu bleiben, welche

sich in irgend einer einzelnen Vortrefflichkeit, die sich grade nicht mit dem ehelichen Leben verträgt, z. B. als Künstlerin sehr auszeichnet. Diejenige indessen, welcher das Schicksal den Ehestand versagt hat, wird leicht einen Beruf finden können, worin sie dennoch ihrem Genius lebt, wohlthätig in einer engeren oder weiteren Umgebung.

Zweyte Abtheilung.

Behandlung.

1. Ueberhaupt.

Wir sind nach unserm Erziehungssysteme schon gewohnt, in der Entwickelung auch den naturgemäßen Bildungsgang zu sehen, und dabey von dem Gedanken geleitet, die göttliche Idee herauszubilden, welche der heranwachsende Mensch in sich darstellen soll, glauben wir hierin den Geist der wahren Erziehung gefaßt zu haben. Und dieser Geist muß in den drey ersten Lebensjahren des Kindes das Hauptsächlichste wirken. Hat er nicht gewirkt, so ist das ganze weitere Geschäft nur Heilung einer verdorbenen Natur: ist aber da schon das Rechte geschehen, so bedarf es nur der weiteren Forthülfe, und hierzu nur der Hindeutung durch einige Regeln.

Das umständliche Kapitel von der sogenannten physischen Erziehung bleibt hier ganz weg; theils weil immer eine vollständige Diätetik daraus wird, die man anderwärts doch hat und zu Rathe zieht, theils sind unsre Grund-

sätze der Behandlung auch in diesem Stücke schon genugsam angegeben. Einfache, gesunde Nahrungsmittel, Kleidung, Bewegung, keine Verweichlichung, aber auch keine Abstumpfung u. s. w.

Erste Regel. Die nun einmal in ihrer richtigen Entwicklung begriffene Natur des Kindes unterstütze man so, daß sie immer fröhlicher gedeihe. Die Sinnenwahrnehmung und die Gliederbewegung des Kindes, beides ist in voller Thätigkeit, und das Kind hat Lust daran; man unterhalte ihm diese Freude, man fordre es dazu auf, und man gebe ihm immer die zweckmäßigste Beschäftigung, um seine Aufmerksamkeit zu üben, und um etwas zu treiben. Es hat schon Lust am Denken gewonnen, diese benutze man zur Uebung seiner Denkkraft; es freut sich dessen, was es weiß, und es wird nicht schwer seyn, durch immer neue Kenntnisse seine Wißbegierde zu vermehren. In allem diesem hat sich sein Selbstgefühl entwickelt: auch dieses benutze man zur Erhebung edler Selbstthätigkeit. Das sittliche und religiöse Gefühl hat sich erschlossen: man hege und pflege nur alle natürlichen Tugendblüten, und die Humanität wird immer kräftiger hervortreten. Hiermit verbinde sich das Gefühl für das Wahre und Schöne. Dieses alles führe man bis zum Jünglingsalter fort, immer der Erhöhung der Kraft genau angemessen, so wird die Bildung genau der Naturentwicklung fol-

gen, die Jugend wird sich veredeln, und Fröhlichkeit wird die Anstrengung und den Wachsthum begleiten.

Karl ist folgsam; seine Eltern geben ihm manches auf zu thun, was er leicht thun kann, er freut sich dessen; nun geben sie ihm Schwereres auf, er freut sich seiner Kraft jetzt noch mehr; es werden ihm jetzt auch kleine Entsagungen und allmählich größere aufgegeben, auch dabey ist er folgsam mit Lust. Nun lernt er seine Pflichten einsehen, und, gewohnt einer heiligen Stimme zu folgen, liebt er das Gesetz, und bringt es immer weiter in der vorgezeichneten Pflichtthätigkeit. Auf ähnliche Art bringt er es weiter in seinem Lernen u. s. w.

Zweyte Regel. Man wechsele mit der mehr negativen und mehr positiven Behandlung, so wie in der Jugendentwicklung mehr das eine oder das andre vorherrscht. Denn überall soll man dem Gange der Natur folgen. Ist diese mehr negativ, d. h. beschäftigt sich das Kind mehr im Inneren, und faßt es lieber auf, als es etwas treibt und macht, so würde eine positive Behandlung seine Natur stören, und also Unnatur erwirken. Dieses würde der Fall seyn, wenn man das Kind zwingen wollte, z. B. mehr zu sprechen, als zu empfinden, mehr zu denken, als zu fühlen, mehr äußerlich arbeitend zu machen, als nachdenkend zu betrachten. Von der Art ist das allzufrühe Antreiben zum Lernen, die Bildung im Treib-

hause — eine Vergleichung, die nie veralten wird, weil sie das Uebel auf das genaueste bezeichnet, indem man dort wie hier die Natur, die noch negativ seyn will, mit Gewalt zum Positiven fortnöthigt. So soll die früheste Erziehung in dem Einflößen guter Gefühle bestehen, oder vielmehr darin, daß man das Kind mit freundlichen Eindrücken umgiebt, unter welchen sein Inneres sich still entfaltet. — In dem Alter des Spiels tritt das Positive mehr hervor. Würde man die Kinder hier so frey gehen lassen, wie vorher, so würden sie auf dieses und jenes verfallen, oft nicht wissen, was sie treiben sollen, schiefe Richtungen annehmen, in Verirrungen gerathen, das erste beste, was ihnen imponirt, nachmachen, immer etwas Fremdartiges in ihre Natur aufnehmen, und viel Schlechtes zur Gewohnheit werden lassen, sie würden mit einem Worte, meist verderben. Das ist wirklich die allgemeine Erfahrung. Viele Eltern, welche sehr gut für die erste Erziehung ihrer Kinder taugen, sind nachmals nicht mehr im Stande sie richtig zu führen; man drückt dieses gewöhnlich damit aus: die Kinder wachsen ihnen über den Kopf. Ganz besonders ist das bey den Müttern der Fall. Sehr natürlich; diese sind mehr für die negative, als positive Behandlung geeignet, und die letztere bedarf das zweyte Jugendalter. Je mehr die Kraft sprudelt, um desto mehr muß an ihr zu thun geben, und die rechte Richtung anweisen. Die Kinder wollen alsdann viel körperlich thun: man gebe ihnen Gelegenheit, daß sie etwas thun, wodurch sie an

Stärke und Gewandtheit gewinnen, und vom Schlechten abgehalten werden, z. B. gymnastische Uebungen. Sie wollen alsdann sich gerne allerley zu eigen machen: man gebe ihnen zu lernen, und halte sie alles Ernstes von Gelegenheiten zurück, wo sie Schlechtes sehen und hören, ja mit Strenge verhüte man das Annehmen unschicklicher Gewohnheiten. Sie wollen immer etwas treiben: man gebe ihnen genug zu thun, versteht sich geistig und körperlich, in gehöriger Abwechselung. Sie wollen auch ihre Talente jetzt spielen lassen; man verwahre sie doch ja vor aller Geschmacklosigkeit, man erhalte ihren Sinn und ihre Phantasie rein, wie das Gewand der Unschuld. Ueberhaupt was hier vernachlässigt worden, zieht bleibendes Verderben nach, und wird nie ganz wieder gut gemacht. — Die Verwilderung, worüber man so häufig bey dem Jünglingsalter klagt, ist gewöhnlich nichts anders, als die Folge solcher Verkehrtheit, wo man die Jugend in der vorhergehenden Periode nicht positiv genug behandelte. Wäre dieses geschehen, so hätte man in dem dritten Jugendalter viel weniger zu thun, weil dann die Natur ihre bestimmte Richtung angenommen hat, und weil sie eine gute angenommen haben würde, und ihr Positives jetzt nur einige Leitung und Kräftigung verlangt. Die Wißbegierde des jungen Menschen werde immer befriedigt und dadurch stärker aufgeregt, die Körperkraft werde regelmäßig nach den Gesetzen des Anstands geübt, dem Gemüthe werde seine Begeisterung durch Ideen erhoben. — So sieht man, daß die Erziehung

eigentlich im mittleren Jugendalter, d. h. vom 3ten bis zum 15ten Jahre am meisten zu thun habe.

Wenn sich der herausströmenden Kraft nicht Widerstand entgegensetzt, so verströmet sie. Der treibende Knabe will sich dann nur die Zeit vertreiben, er lernt nichts ordentlich thun, er weiß sich in nichts zu finden, er gewöhnt sich nicht etwas Tüchtiges in sich und außer sich zu Stande zu bringen, er gewöhnt sich nur seinen gesetzlosen Willen durchzusetzen, und geht damit doch, nachdem er sich und die Menschen umher genug gequält hat, endlich unter. Wenn dagegen die innige Kraft zurückgedrängt wird, so verliert sie sich in sich selbst. Das heranreifende Mädchen will zart behandelt seyn, sonst wird sein Gefühl verwundet und endlich abgestumpft; es wird alsdann irre in allem seinen Denken und Thun, es wird entweder verstimmt, ärgerlich, launisch, verdrossen, endlich wohl boshaft und schlangenartig: oder es wird düster, zieht sich in sich selbst zurück, verzehrt sich, und die Blume welkt dahin: oder auch, es wird unweiblich, verbildet, durch und durch unwahr, und die verdorbene Blumenkrone wird durch gemachte Blätter zierlich ausgekünstelt. Verhütet man aber alles, was seine Freyheit falsch bestimmt, und läßt man unter günstigen Umgebungen seine Entwicklung frey von statten gehen, ohne sie durch fremden Willen zu regeln: so wird auch das Gute in seiner Schönheit hervortreiben.

Karl ist zwar an Gehorsam gewöhnt, aber er liebt jetzt allerley Unternehmungen, wodurch er seine

Kraft andern gewachsen sieht, und seinen Willen dem andern gegenüber geltend macht. Er versucht es manchmal so ganz von weitem, seiner Mutter etwas vorzuschreiben. So wie sie dieses bemerkt, zeigt sie sich in ihrem Ernste gegen ihn, giebt ihm mit wenigen Worten etwas auf, und giebt ihm oft etwas auf; aber sie läßt in ihrer ganzen Behandlung ihre Liebe durchblicken, und in dem, was sie von ihm verlangt, giebt sie ihm zugleich Gelegenheit, seine Kraft zu beweisen, und sich bey der Mutter durch edle Dienstleistungen geltend zu machen. Ueberhaupt wird jetzt Karl viel beschäftigt, und von seinem Vater, nachmals auch von seinem Lehrer, zu einer geordneten Thätigkeit angehalten. Er wird sich auf solche Weise immer mehr seiner Kraft in ihrer besten Richtung bewußt.

Dritte Regel. Je jünger der junge Mensch, desto mehr werde von Seiten des Gefühls, je älter, desto mehr von Seiten des Verstandes auf denselben gewirkt, doch so, daß er nie von der einen oder andern Seite vernachlässigt, auch daß er durch beides zur Vernunft geführt werde. Das Kind lebt noch mehr in der dunkelen Wahrnehmung, in dem Knaben wird sie heller, und allmählich tritt mehr Reflexion hinzu; was also in dem frühesten Alter bloß empfunden wurde, das wird späterhin gedacht. Das dreyjährige Kind ist nicht aus Grund-

säßen thätig oder folgsam, sondern weil es dabey ein angenehmes Gefühl erhält: der Jüngling entschließt sich zum Fleiß in irgend einem Geschäfte, oder zur Folgeleistung, weil er überhaupt dazu gewöhnt ist, und nun dieses für nützlich, oder recht und gut erkennt. Man würde also der Natur zuwider wirken, d. h. sie verderben, wenn man das frühere Alter mit Vorstellungen, oder das spätere mit bloßen Gefühlseindrücken lenken wollte. Da aber in allem die Vernunft entwickelt werden soll, so müssen die Empfindungen der frühen Jugend edle, der Humanität angemessene seyn, die theils den Verstand wecken, die Aufmerksamkeit üben, und mit Kenntnissen bereichern, theils immer tiefer in die Seele hinabdringen, und als eigentliche Gefühle in dem Jünglingsalter zu erstehen. Richtige äußere Sinnenwahrnehmung und Bewahrung der kindlichen Herzensreinheit, unter dem beständigen Zuflusse freundlicher Anregungen, gute Unterhaltung der Einbildungskraft und Gewöhnung zum Nachdenken, um innerer das und nur das zu begreifen, wohin sich die Erkenntnißsphäre dieses Alters erweitert: dieses ist der Weg, welcher zuerst zur Vernunft führt; alsdann mehr und mehr Ueberlegung, allgemeine Begriffe, Rücksichten, Nachsinnen, Grundsätze, Verbindung derselben mit den Gefühlen, so daß gehaltvolle Gedanken und endlich Ideen daraus hervorgehen: so entwickelt sich im Ganzen der Jugend das Streben zum Unendlichen im Denken sowohl als im Fühlen, es entwickelt sich Vernunft und Humanität.

Keineswegs aber sollen auf diesem Wege dem Kinde Gefühle angemuthet werden, die nur erst die Blüten der weiter gediehenen Vernunftkraft sind, z. B. des Erhabenen und Schönen. Man mißverstehe also jene Regel nicht, die nur auf das Mehr und Weniger hindeutet, aber nicht sagen darf, daß Alle Gefühle in der Kindheit, und keins in dem Jünglingsalter erweckt werden solle. Dort gilt es mehr das Aeußerliche (Extensive) der Empfindung, späterhin erst das Innerliche (Intensive), das tiefgehende Gefühl; dort muß also die Jugend in jeder Hinsicht mehr von außem berührt werden, hier mehr von innen durch die Denkkraft. Eben so verhält es sich mit der Verstandesbildung. Auch in der Kindheit darf sie nicht ganz fehlen, aber da wird die Denkkraft vielseitig durch Empfindung angeregt, und nachmals mehr von innen zur energischen und umfassenden Geistesthätigkeit erhoben.

Karl ist in einer Familie herangewachsen, wo es mancherley häusliche Leiden und Freuden gab. Sein kindliches Herz nahm innigen Antheil daran, so wie es nur der Vorstellungen davon fähig wurde. Er war sehr eifrig daran, Insekten zu sammeln, und vergaß sich oft darüber; die Erinnerung an seine Geschäfte machte ihn indessen besonnener in seinem Zeitaufwande. Auch waren seine Sinne von frühem an sehr geschärft, und sein Beobachtungsgeist geweckt. Bald kam er dahin, sich selbst seine Naturalien zu ordnen, und endlich faßte er eigne, neue Ansichten. So war es in seinen übrigen Kenntnis-

sen, besonders in seinem Sprachstudium. Alles dieses wurde mehr und mehr ein Mittel, um zugleich auf sein Herz zu wirken. Als 14jähriger Knabe gab er schon seinen Geschwistern schöne Ideen zur Geburtstagsfeyer seines Vaters an; und er sann überhaupt darauf seinen Eltern mit dem zuvor zu kommen, was ihnen an ihm Freude machte. Hier war kein Befehlen und Gehorchen mehr; denn von den frühesten Sinneneindrücken an war Kopf und Herz im Einverständniß, um das Rechte einzusehen und zu thun. Als 18jähriger Jüngling waren ihm die Wissenschaften ein Heiligthum, worin er alle gute Regungen aus der Kindheit her höheren Gefühlen, und sich selbst dem höheren Leben edler Begeisterung weihete. Von jetzt an erzog ihn seine eigene Einsicht.

Vierte Regel. Das Gefühl werde von Anfang, und immer, zart behandelt, doch so, daß es zur Ertragung des Widrigen erstarke. Harte Eindrücke stumpfen ab, und erregen zugleich widrig, wenn die Kraft noch nicht selbstständig genug geworden ist. Daher werden so viele Kinder, die unter rauher Begegnung aufwachsen, gefühllos, träge, kalt, störrisch, verschlossen, boshaft, tückisch; so ist der Charakter des deutschen Bauern in vielen Gegenden zu erklären. Die Erziehung würde gewiß bey dem deutschen Volke die herrlichste Umschaffung bewirken, wenn einmal in den Wohnungen der Familien solcher fromme Sinn wal-

tete, daß über das junge Geschlecht ein freundlicher Himmel heraufzöge. Außerdem bleibt alle Verbesserung des Schulwesens von unverhältnißmäßig geringem Erfolge. Da nun die frühesten Eindrücke die mächtigsten sind, und da die Liebe nicht frühe genug zur Herrschaft hervorgerufen werden kann: so werde die zarte Blüthe überall von dem erfreuenden Lichte begrüßt. Aber da das Erdenleben nirgends einen ungetrübten Himmel gestattet, vielmehr der Mensch diesen im inneren Leben soll finden lernen, so muß die Jugend so gewöhnt werden, daß sie auch Unannehmlichkeiten von andern Menschen ertragen lernt, ohne ihre Liebe und Freundlichkeit zu verlieren. Dieses geschieht aber nur durch allmählige Gewöhnung. Und da in der Welt, wie sie einmal ist, mehr von harten Begegnissen kommt, als dem liebenden Kindersinne zuträglich seyn mag: so hat die Erziehung dergleichen keineswegs zu veranstalten, vielmehr zu verhüten, und nur zu sorgen, daß sie das Gemüth nicht verstimmen, oder gar verderben. Mit jener Gewöhnung muß also allerdings die Grundmaxime bestehen, die Jugend, wo möglich, jeder Stunde ihres Lebens froh werden zu lassen. Es ist freylich schwer, hierin das Rechte zu treffen, weil sich grade hierzu eine eben so feste als zarte Gesinnung der Eltern vereinigen muß. Wird bey den Roheren durch starre Rauhheit gefehlt, so fehlen die Edleren durch weiche Zärtlichkeit. Aus dieser letzteren erklärt sich die Erscheinung, daß aus den edelsten Familien oft Weichlinge, Schwächlinge, verwöhnte Menschen kommen, die bald ihre Liebe verlie-

ren, und nichts Gutes zu leisten im Stande sind. Man lasse die Kinder nur in der Anstrengung selbst Freude finden, und Andern Freude machen, man führe sie allmählich zur Kenntniß des menschlichen Herzens durch fortschreitenden Unterricht in dem Sittlichen, man gewöhne sie zum Vergnügen an der Natur, an dem Lernen, an dem Gutesthun, und man erhalte sich ihr Zutrauen, damit man von ihnen bey unangenehmen Empfindungen zur Theilnahme und Unterhaltung gezogen wird, u. dergl. m. Auf diesem Wege ist zu hoffen, daß z. B. der 18jährige Jüngling gerne jeder Sache die bessere Seite abgewinnt, die Menschen freundlich ansieht, und die schönsten Gefühle der kindlichen Liebe und Freundschaft gewonnen hat, und daß auch schon in dem derben Knaben sich eine gewisse Delikatesse für die Behandlung der Menschen entwickelt.

Karl sieht, daß ein Knabe von seinem Vater fürchterlich unter Schimpfen und Fluchen geschlagen wird, und doch mit ungeberdigem Geschrey dabey trotzt. So etwas hat er nie gesehen. Er kommt fast außer sich zu seiner Mutter gelaufen, und erzählt ihr den Vorfall. Diese spricht mit ihm so darüber, daß Karl in Thränen des Mitleids ausbricht, seiner Mutter um den Hals fällt, und Gott danken will für seine guten Eltern, aber auch recht gehorchen will. Nach einiger Zeit ruft ihn einmal seine Mutter von einer angenehmen Beschäftigung ab, und giebt ihm einen beschwerlichen Auftrag. Karl wird verdrüßlich, aber die Mutter sagt ihm nur mit einem

ernsten Blicke: „du wirst es thun;“ und so verläßt sie ihn. Er geht zwar ärgerlich weg, aber unterwegs wird es ihm schon wohl, er richtet den Auftrag gut aus, kommt heiter wieder, die Mutter vernimmt mit Beyfall seine Relation, doch ohne etwas von Tadel, oder auch von weiterem Lobe einzumischen; vergnügter, als vorher, ist er nun wieder an seinem Geschäfte. Als 12jähriger Knabe unternimmt er von freyen Stücken einen Weg in Wind und Wetter und einsam, um seinen Eltern etwas zu besorgen, das ihnen in einer dringenden Angelegenheit aushilft; und bey seiner Rückkunft überrascht er sie damit. Die Seinigen unterlassen aber auch nicht dem guten Sohne des Hauses bey Gelegenheit ihre Achtung und Liebe zu beweisen. Wie er als reifer Jüngling die Universität bezieht, so wird er nicht etwa mit Ermahnungen und ängstlichen Besorgnissen überladen, sondern sein Vater nimmt ihn in einer feyerlichen Stunde allein, und macht ihn noch ganz mit allen häuslichen Verhältnissen bekannt, und unter vertraulichen Herzensergießungen versichert er ihm seine hohe Vaterfreude in seinen Hoffnungen zu dem guten Sohne; und die Mutter entläßt ihn unter Freudenthränen von ihrem mütterlichen Herzen. Da ist mächtig der Gedanke in seiner Seele: „ja, ihr theuren Eltern, ihr sollt euch an mir nicht geirrt haben; Gott wird es geben, daß es mir gelinge!“ Dieser Gedanke ist sein schützender Begleiter, der ihn nie verläßt, und so kommt er als ein herrlich ausgebildeter junger Mann ins elterliche Haus wieder zurück.

Aber er findet seinen Vater schwach, und auch nicht lange hat er die Freude ihn zu unterstützen, denn der Vater stirbt. Der Sohn wird der Versorger der Familie.

Fünfte Regel. Der Verstand werde von Anfang erweckt, fortgebildet, und auf seine Sphäre hingewiesen, so daß der junge Mensch immer mehr zu Einsichten gelange. Der Vernunfttrieb kündigt sich schon in der ersten Sinnenthätigkeit als Aufmerksamkeit an; diese will aber geübt seyn. Indem sie geübt wird, faßt sie Neues auf, die Seele sammelt ein, das Kind lernt, und gewinnt dadurch an Selbstgefühl und an Wißbegierde. Hieraus folgt, daß, so wie das Kind älter wird, sein Verstand mehr beschäftigt seyn will. Da nun aber die natürliche Trägheit das Denken und Lernen immer wieder zurückzieht, so bedarf es beständig der neuen Aufmunterung und weiteren Anstrengung. Gewöhnlich wird früher oder später der junge Mensch hierin vernachlässigt, und daher kommt auf der einen Seite der Mangel von Selbstdenken und von wissenschaftlichem Interesse, auf der andern Seite Unwissenheit bey Vielwisserey, und überhaupt der Mangel von Einsichten. Man sieht leicht, daß sich an diese Erziehungsregel das ganze Unterrichtswesen anschließt, und daß sie in der richtigen Methode erst ihre völlige Anwendung findet. Aber es ist ja nicht bloß auf Gedächtniß - und Verstandesbildung abgesehen;

der Geist soll im Ganzen dadurch erwachsen. Je mehr also der junge Mensch lernt und denkt, und denken und lernen kann, um desto mehr soll sich seine Vernunftkraft hierin entwickeln, mit andern Worten: er soll allmählich, so wie er älter wird, zur Einheit und Hoheit in seinem geistigen Streben hingeführt werden. Dagegen arbeite man auch nicht voreilig auf die Vernunft hin, weder nach dem neuen Modetreiben auf den Geist mit Verschmähung des Buchstabens, noch nach dem neueren Herausspinnen alles Wissens aus einem Prinzip a priori mit Vernachlässigung der empirischen Kenntnisse, noch nach dem allerneuesten Bearbeiten der Vernunftidee mit Verachtung der Materialien. Durch alles dieses bewirkt man nicht nur ein Scheinwissen, sondern auch einen Wahn, der das ganze Innere verdirbt. Der Unterricht sey von dem Anfangspunkte der Anschauung ausgehend, durch den Verstand lückenlos hindurchgeführt, und auf die Einsicht abzielend, und so entwickelt er die Geisteskraft naturgemäß, folglich in jeder Hinsicht am besten.

Karl ist gewöhnt die Gegenstände genau zu betrachten, besonders beschäftigt er sich gerne mit kleinen Entdeckungen in der Pflanzen- und Insektenwelt. Sein Vater unterhält sich oft darüber mit ihm, und macht ihn auf vieles aufmerksam, so daß er es nicht etwa dem Knaben vorsagt, sondern diesen selbst auffinden und darlegen läßt. Karls Eifer wird immer größer. Der Vater führt ihn nun auch auf andre Gegenstände des Wissens, erregt seine

Wißbegierde, behandelt ihn auch darin, so wie im ganzen Lernen, methodisch, und erweckt immer stärker sein Selbstgefühl. Da nun die Bildung des Herzens beständig damit Hand in Hand geht, so erwacht auch zu rechter Zeit der Sinn für das Idealische, die Phantasie dringt vor, ohne die Besonnenheit zurückzulassen, der Erfindungsgeist ist in den vermehrten Kenntnissen geschäftig. So wird der Jüngling ein gehalt- und gefühlvoller Selbstdenker, er sucht mit Edelsinn das Wahre, Gute und Schöne, und was nur von Talent oder Genialität in ihm liegt, tritt zur glücklichen Stunde hervor.

Sechste Regel. Die Kräfte des heranwachsenden jungen Menschen erhöhe man in ihrer Zunahme, so daß er sie immer freyer gebrauche. Hierzu gehört außer dem, was in den vorigen Regeln angegeben ist, alles was man körperlich und geistig zu Geschicklichkeiten, Stärke und Gewandtheit rechnet. Also z. B. man lasse die Kinder Zeichnen, Musik, Gymnastik ꝛc. treiben, und zwar so treiben, wie sie dabey am besten gedeihen, und wie Kopf und Herz, und Seele und Leib zugleich dabey gewinnen. Der junge Mensch bekomme allmählich seinen Körper ganz in die Gewalt des Geistes, und der Geist werde das freye Organ für Ideen, um sie leicht zu fassen und schön darzustellen; so werde der junge Mensch frey. Wer es in der Erziehung bey einem gewissen abgesteckten Ziele

läßt, arbeitet wohl auf die Nutzbarkeit und Gemeinheit des Zöglings, aber nicht für seine innere Würde und Vortrefflichkeit; er richtet ihn ab, statt ihn zu erziehen. Aber wer früher hinaufliegen muß, als seine Flügel stark genug sind, weiß sich nicht zu erhalten, schwankt herumirrend eine Zeit lang in dem leeren Raume, und stürzt endlich herab. Der Gebrauch der Kraft soll immer der Kraft gemäß gefordert werden, und so wie der junge Mensch seine Freyheit in dem Einzelnen erhält, soll er auch zu diesem Einzelnen Stärke genug haben, eben so auch im Ganzen, und seine Freyheit soll sich nicht bloß in dem Einzelnen, sondern im Gebrauche seiner ganzen Menschenkraft nach allen Richtungen entwickeln und ermächtigen. Dieses geschieht aber nur allmählich nach dem Stufengange der Natur. Die vollständigste und naturgemäßeste Bildung giebt die innerste, kräftigste und schönste Freyheit.

Karl ist zu Fußreisen gewöhnt. In einiger Entfernung wohnen Anverwandte, die ihm sehr lieb sind. Als 12jähriger Knabe erhält er die Erlaubniß von seinen Eltern, auch einmal allein dahin zu gehen. Sie konnten ihm das zutrauen, und der Weg ließ keine Gefahren besorgen. Er macht sich vor Tage auf, es war im vollen Frühlinge; der Sonnenaufgang entzückt den Knaben, der herrliche Morgen weckt ein wunderbares Gefühl in ihm, er hat das nie empfunden; er fühlt sich begeistert, setzt sich an einer einsamen Waldwiese nieder, nimmt seine Schreibetafel, und es gelingt ihm ein Gedicht, worin seine

Empfindungen gegen Gott und die Natur und seine lieben Menschen ausströmen. Dann verfolgt er weiter seinen Weg, und säumt nicht, und hat die Freude die paar Meilen bald zurückgelegt zu haben, und seine Freunde noch bey dem Frühstück zu überraschen. So überrascht er nachmals als Jüngling aus einer weiten Entfernung seine Eltern an einem glücklichen Tage des Hauses, und unterwegs ist er durch seinen Muth und seine Gegenwart des Geistes der Retter eines jungen Menschen geworden, der an ihm den Anfang machen wollte, sich durch Straßenraub zu helfen. Als er die Höhen des philosophischen Studiums besteigt, besitzt er nicht nur die Verstandesreife hierzu, sondern hat auch das Leben kennen gelernt, und darin das Vortreffliche gewonnen; seine Ideen haben nun Gehalt, Wahrheit und Leben.

Siebente Regel. Man gestatte der fortgehenden Bildung immer mehr Freyheit durch eigene Kraft. Bey dem Anblicke andrer Kinder, die dieses oder jenes Gefallende an sich haben, lasse man sich ja nicht verleiten, dieses sogleich seinen Kindern geben zu wollen. Das würde doch nichts anders als ein Aufdringen seyn. Liegt in den Kindern nicht die Anlage dazu, so würden sie nur Manieren mit der fremden Bildung annehmen, und sie würden so wenig damit gefallen, als wenn die Blondine die Farbe zu ihrer Kleidung wählen wollte, worin nun grade die Brunette gefällt. Dafür würde das Eigen-

thümliche zurückgedrängt werden, worin das Kind vielleicht etwas weit Anmuthigers entfalten könnte, und so würde Unnatur und Entstellung in das Kind gebracht. Das ist aber nicht Erziehung. Sollte aber jenes Schöne doch auch in diesem Kinde liegen, oder was sonst nur Vortreffliches in ihm liegen mag, so erinnere man sich, daß nur das schön und vortrefflich in dem Menschen ist, was zu seinem Selbst gehört, und daß nur das ihm wahrhaft angehört, was aus seinem Inneren hervorgeht. Je mehr man also seine Entwickelung so bewirken kann, daß es sie zugleich selbst bewirkt, um desto mehr wahre Bildung. Lasset Euer Kind frey laufen und frey sprechen, so wird es am besten laufen und sprechen lernen, weit besser, als alle die, bey welchen jeder Schritt und jedes Wort regelrecht und gehofmeistert ist. Fällt es auch manchmal, und spricht es wie ein Kind, so wird es dadurch desto vorsichtiger gehen und desto verständiger reden lernen. Ihr sagt: es kann aber Schaden nehmen für immer! Sehr richtig; wenn es nämlich durch Hofmeisterey und nicht durch eigene Kraft gehen und reden lernt. Lasset also die Natur in ihrem allmähligen Gange gehen, und stärkt und leitet sie dadurch, indem Ihr, derselben folgend, wo Ihr nur könnt, die eigne Thätigkeit auffordert. Bringt Ihr es also z. B. dahin, daß Euch das Kind fragt, so ist es besser, als wenn Ihr das Kind katechisirt; erfindet es selbst etwas, so ist es besser, als wenn Ihr es ihm vormacht; erregt Ihr ihm den Durst zum Wissen, so

habt Ihr es weiter gebracht, als durch die ausführlichste Belehrung.

Karl soll nach dem Wunsche seines Lehrers eine Genesungsfeyer seiner Mutter, welche gefährlich krank gewesen ist, veranstalten, und dabey seine Empfindungen auf irgend eine Art darlegen. Der Lehrer sagt ihm nun nicht, daß er eine Rede, oder ein Gedicht machen, daß er mit seinen Geschwistern ein schönes Plätzchen etwa im Walde ausersehen und zubereiten solle u. dergl.: er sagt ihm überhaupt nicht, daß eine Feyerlichkeit anzustellen sey; sondern er weiß seine Aufmerksamkeit so dahin zu lenken, daß in ihm der Gedanke von selbst entsteht. Und auch das hat er nicht einmal nöthig. Denn wirklich kommt ihm Karl mit dem Gedanken entgegen, da er überall gewöhnt ist, selbst auf etwas zu sinnen, und er ein schön gebildetes kindliches Herz hat. Er theilt dem Lehrer seinen Plan mit, und bespricht ihn mit ihm und seinen Geschwistern. Er hat schon längst an einem kleinen Gedicht gearbeitet, auch darauf gedacht, mit seiner Flöte, begleitet von der Guitarre seiner Schwester, ein kleines Koncert zu geben. Auch die Geschwister sind durch ihn erregt worden, obgleich die Schwester auch schon an so etwas gedacht hatte. Nun wird rasch an das Werk Hand angelegt, und es kommt vortrefflich, noch über die Wünsche des Lehrers, zu Stande. Die Mutter wird mit einem Genesungsfeste überrascht, welches das eigne Werk ihres 13jährigen Sohnes und ihrer jün-

geren Kinder ist; o, sie feyert dabey ein Bildungsfest ihrer Kinder mit himmlischer Mutterfreude!

Achte Regel. Man veranstalte in der Erziehung alles so viel möglich so, daß mehr die ganze Umgebung auf das jugendliche Gemüth wirkt, als daß es der Zurechtweisung durch Worte bedürfe. Dieses folgt aus dem Vorhergehenden. Denn die eigne Thätigkeit wird um so mehr erregt, je mehr sie durch den erhaltnen Eindruck und die selbstgebildete Vorstellung von der Sache aufgeregt wird, und die Kraft wirkt um so freyer aus sich selbst, je weniger sie durch den fremden Willen, der sich hauptsächlich vermittelst des Wortes ausdrückt, sich getrieben fühlt. Folglich müssen die umgebenden Gegenstände und die Lagen, worein der junge Mensch kommt, das Meiste zu seiner Bildung wirken. Man fühlt ja auch das Zweckwidrige, wenn man dem Kinde z. B. sagt: „du mußt dich auch bedanken ꝛc. — du sollst deinem Lehren folgen; — du sollst fleißig seyn ꝛc.," oder wenn man ihm vorsagt, wie schön die Natur sey, oder wenn man ihm vormoralisirt, und so auch, wie es freylich nicht minder gewöhnlich ist, gleichsam vorlernt. Wie weit schöner und kräftiger kommt da, wo die Liebe zu den Seinigen und die Theilnahme an allen häuslichen Leiden und Freuden, wo eine anmuthige oder ernste Gegend, wo die bürgerlichen Verhältnisse, wo die ernährte

Wißbegierde, wo die Freundschaft, wo guter Umgang u. dergl. den jungen Menschen anregt, und von allen Seiten sein Innerstes auffordert, Gefühl, Wissenschaft, Kunst und Charakter hervor.

Karl befand sich in seinen früheren Jahren in einem Dorfe, das tief in einem romantischen Gebirgsthale lag. Hier kletterte er auf Felsen, bestieg die Höhen, schaute durch die Zweige nach fernen Gegenden, oder saß in dem Schatten der Eiche über dem rauschenden Waldbache, und las Geßners Idyllen; oder er machte Anlagen in dem Garten; oder in den Winterabenden las er Campe's Robinson vor, während die Eltern und kleinen Geschwister in häuslichen Frieden zusammen saßen; oder er versuchte sich im Zeichnen; dann wanderte er mit dem Vater durch den tiefen Schnee, oder fand eine Schlittenfahrt u. dergl. Stiller, ernster und froher Sinn, trauliches und heimisches Gefühl, und kräftiger Unternehmungsgeist mit unzerstreutem Fleiße erfolgte aus dieser Art zu leben in seinem Charakter. Bald aber erfuhr er häusliche Leiden in Krankheiten und andrer Noth der Seinigen. Dieses machte ihn oft sehr traurig, aber sein Entschluß entschied sich desto fester, den Seinigen alles zu thun, und ein tüchtiger Mann zu werden. Nachher wurde sein Leben wieder freundlicher. Er kam in ein gutes Haus in der Fremde, wo er sich Anfangs zwar in einer gezwungenen Lage fühlte, und auch wohl mit verheimlichten Thränen nach Hause zurücksehnte, aber sein Trieb zur Bildung besiegte das Heimweh, und er fügte nun zu

seiner Innigkeit und Treue eine gewisse Feinheit des Lebens; und indessen gewann er immer noch unter manchem Seufzer seinen heiligen Ernst. Seine Eltern ließen ihn gerne zu Zeiten, obwohl nicht zu oft, nach Hause zurückkommen, damit sich hier die guten Jugendeindrücke erneuerten. Hier besuchte er seine geheiligten Plätze, und feyerte im Kreise der Seinigen alljährlich das Fest seiner kindlichen Unschuld und Liebe. Als bey seinem ersten Besuche seine Eltern etwas von einem fremdartigen Wesen an ihm bemerkten, womit er den roheren Schulton affektirte, so hörten sie das in den ersten Tagen mit einem gewissen Lächeln an, dann brachten sie ihn wieder ganz in den alten Familienton zurück, und nun wußten sie manches von affektirten jungen Leuten zu erzählen; sie führten ihn ferner zu einigen ihrer gebildeten Freunde. Da war er bald wieder ganz der bescheidne, natürliche, liebenswürdige Karl, und er sah nun selbst auf seinen Modeton mit Lächeln herab. Seine späteren Jugendjahre wurden zum Theile zu Reisen und mehrfacher Weltkenntniß angewandt. In seiner Seele sammelten sich Bilder von lachenden Fluren und düsteren Thälern und mächtigen Gebirgen, und von mancherley Formen edler Charaktere, die er mitten in dem Weltverderben überall fand und liebte. Das Große und Göttliche in der Natur, wie in der Menschheit, eröffnete sich ihm; er bedurfte nun weiter keines Führers mehr.

Neunte Regel. Sorge immer für eine angemessene Beschäftigung deines Zöglings.

Zehnte Regel. Beschränke nicht seine Freyheit ohne Noth.

Eilfte Regel. Nimm ihm nie sein Eigenthum, halte ihm immer dein Versprechen, entreiße ihm nicht sein Recht; und wenn du etwas der Art thun müßtest, so mache es so, daß er es nicht als eine Ungerechtigkeit empfinde.

Zwölfte Regel. Tadle ihn nicht bitter, und strafe ihn noch weniger, wenn du ihn auf eine gelindere Weise zurechtführen kannst.

Dreyzehnte Regel. Zeige ihm aber stets das Fehlerhafte seiner Arbeiten, ohne ihm darin das mindeste zu schenken, indem du zugleich sein edles Bemühen lobest.

Vierzehnte Regel. Kritisire nicht seine Worte, sondern laß ihn frey reden, damit

er offen, wahr, rücksichtlos und herzlich bleibe; was in seinen Ausdrücken Tadelhaftes seyn möchte, wird am besten zu einer andern Zeit korrigirt.

Funfzehnte Regel. Eben so wenig moralisire über sein Betragen, wenn es nicht in dem Augenblicke nothwendig ist; je mehr Freyheit, desto mehr Güte und Wahrheit. Was also durch einen Wink angeregt werden kann, soll nicht durch ein Wort geschehen, und was ein Wort ausrichten kann, dazu soll nicht eine zurechtweisende Rede gehalten werden.

Sechzehnte Regel. Aller Unterricht und alle Anregung der Gefühle werde so geleitet, daß die gute Selbstbestimmung nahe daran liegt, und daß man hoffen kann, sie werde erfolgen.

Siebzehnte Regel. Liebevolle und freundliche Behandlung sey durchaus herrschend, doch unterbleibe nicht die Strenge und Strafe, wenn das jugendliche Gemüth durch dieses erst jene muß verstehen lernen. Wer nicht hört, soll fühlen.

Achtzehnte Regel. Die Personen, welche den jungen Menschen umgeben, seyen solche, von denen er nichts Schlechtes lernt; gute Kinder zu Gespielen, wohlgesittete Erwachsene.

Neunzehnte Regel. Man lasse die Kinder sich übrigens ihre Gesellschaft frey wählen, und so weit man sich auf sie verlassen kann, frey mit einander spielen. Am besten ist, wenn sie immer einige ältere zu Freunden haben, an welchen sie sich durch den Nachahmungstrieb hinaufbilden, aber auch jüngere, um ihr Selbstgefühl nicht zu verlieren, und hauptsächlich ihres Gleichen, weil das Gleiche am freundlichsten zusammen fortstrebt.

Zwanzigste Regel. Es ist nur dann gut, daß junge Leute in die Gesellschaft der Erwachsenen kommen, wenn sie grade so viel Muth haben, um auch hier sich gehörig zu finden, aber nicht zu viel, so daß sie unbescheiden und dreist werden. Von Zeit zu Zeit werde ihnen solcher Muth erweckt in der Gesellschaft geehrter Menschen; aber man lasse sie ja in ihrer natürlichen Wahrheit, entfernt von dem

Einstudieren des Konventionellen und der Manieren.

Ein und zwanzigste Regel. Eben so wird es gut seyn, wenn sie alsdann erst auch Blödsinnige, Schwachsinnige, und unsittliche Menschen bemerken; nachdem sie innere Kraft gegen Ansteckung gewonnen haben, und solche Personen als Unglückliche erkennen. Außerdem ist immer solche Gesellschaft nachtheilig.

Zwey und zwanzigste Regel. Alles was zur intellektuellen Bildung geschieht, beziehe sich auf die sittliche und ästhetische, und so jede auf die andre, damit es ein Ganzes werde, und die Humanität im Ganzen und in jedem Einzelnen der Bildung erwachse.

Drey und zwanzigste Regel. Die Kunst der Erziehung vereinigt sich darin, daß mit jeder gewonnenen Kraft wieder mehr an Kraft gewonnen werde; nie ruhe das Streben zum Ziele, aber Schritt vor Schritt gehe es sich selbst verstärkend vorwärts.

Vier und zwanzigste Regel. Da keine Bildung ohne Liebe statt findet, so ist es die Liebe auch in allen ihren Gestalten, in welchen sie nämlich in der edlen Natur hervorbricht, wodurch das Beste der Erziehung geschieht. So zuerst die Liebe der Eltern, dann der Geschwister, Gespielen ꝛc., hierauf Freundesliebe und Geschlechtsliebe, endlich die in dem jungen Menschen gleichsam selbstständig gewordene Liebe zu dem Göttlichen selbst, es sey nun in der Kunst oder in der Wissenschaft, oder in dem Menschenwohl, mit einem Worte, in seinem Ideale. Daher übersehe man ja nicht den entscheidenden Einfluß, den in dem Zustande der Verliebtheit der geliebte Gegenstand auf die Bildung der Jugend hat.

Fünf und zwanzigste Regel. In der Religion lebt die Liebe ihr höchstes Leben. Sie werde also in dem Kinde immer geweckt und belebt, und das fortgehend immer in dem Tone, der dem jedesmaligen Alter angemessen ist; man benutze alle Mittel, wodurch das Herz so angesprochen wird, daß sie sanft durch das ganze jugendliche Leben hindurch ertöne.

Sechs und zwanzigste Regel. Man beobachte alles, was einen guten Eindruck auf den

Zögling gemacht hat, man behalte auch diese guten Eindrücke, und suche sie öfters wieder aufzufrischen, damit sie als die Lichtstellen des Lebens sich zum Gemählde des Ganzen vereinigen.

Sieben und zwanzigste Regel. Das Gute der verflossenen Jugend auf solche Art festhaltend, blicke man zugleich auf das zu hoffende Gute der zukünftigen Jugendjahre, um dieses vorzubereiten, und zeitig genug den Saamen desselben auszustreuen.

Zuerst wird das Kind durch Gewöhnung das, was es werden soll, und so gewöhne man es zur Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, man gewöhne es zum frohen und frommen Sinne und zur fleißigen Thätigkeit; hiermit ist schon das Meiste gewonnen. Alsdann kommen Grundsätze, und nur so werden diese zu eignen Einsichten des jungen Menschen, und werden praktisch. Denn spricht sich nicht das innerste Gefühl und die geheime Stimmung in dem Grundsatze aus, so ist er kalt und todt.

Und so lassen sich unendlich viele allgemeinere und speciellere Regeln aus den aufgestellten Grundsätzen ziehen. Die hier ausdrücklich angegebenen scheinen grade die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen, als die, welche am meisten zur Anwendung vorkommen; übrigens sollen sie aber nur die Weise anzeigen, nach

welcher die Eltern und Erzieher sich selbst ihre Regeln für ihre individuellen Verhältnisse bilden, aber auch befolgen. Mit der Nichtbefolgung der Grundsätze pflegt die Menge der Regeln zu steigen; was soll sie also? Ein Grundsatz, der aus richtiger Einsicht hervorgeht, und treu befolgt wird, wiegt doch immer jene Menge auf, und macht das ganze Erziehungsgeschäft einfach und leicht.

2. Insbesondre.

a) Behandlung der Jugend männlichen Geschlechts.

Diese vorhergehenden Regeln gelten für die Kinder beiderley Geschlechts, aber dabey ist für jedes noch eine eigene Behandlungsweise, besonders seit dem 4ten Jahre nothwendig. Der Knabe will im Ganzen mehr positiv bestimmt seyn. Seine Behandlung sey also ernst, fest, männlich, doch dabey liebevoll und freundlich. Dieses wird freylich von keiner andern Person zu erwarten seyn, als von einem Manne, da ihm diese Weise natürlich ist, und er auch mit stillem Einfluß schon bloß durch sein Daseyn kräftig, und wie das Gleichartige auf das Gleichartige wirkt; ein Weib dagegen müßte sich erst in eine Rolle einstudieren, und dann würde doch schon die Sanftheit ihres ganzen Wesens, und wäre es auch nur ein Blick, worin sich das weichere Herz verräth, ihrem Verfahren widersprechen, und in jedem Augenblicke die Wirkung ihrer angenommenen Kraft

wieder aufheben. Dieses lehrt auch überall die Erfahrung. Knaben, welche unter Weibern aufwachsen, werden entweder Schwächlinge bis zur Auflösung der männlichen Würde, oder sie werden Trotzköpfe, und lassen sich gleich einem wilden Rosse, das seine Lenker immer verachten lernte, keinen Zügel mehr gefallen. Der Knabe will wenigstens kräftige Gesichter um sich haben, wodurch auch seine Männlichkeit erweckt, ihr aber zugleich geboten wird, er soll frühzeitig an dem Manne hinaufschauen. Also werde wenigstens von dem 4ten Jahre an der Knabe zugleich von männlicher Hand geleitet. Ist das bey kräftigeren um ihrer schon vorhandenen Kraft willen Bedürfniß, so ist es bey den Schwächeren eben so nothwendig, damit sie eher erstarken. Jeder lerne durch den männlichen Führer männlich denken, das Gesetz als strenge gebietend anerkennen, und seinen Willen fest dafür entscheiden.

Man gebe also dem Knaben immer Beschäftigung und Spiele, wobey er seinen Körper und allmählich auch mehr und mehr seinen Geist anstrengen muß. Er laufe, springe, klettere — und auch dieses letztere läßt sich ja nach den nunmehr bekannten gymnastischen Regeln gefahrlos und übend betreiben —; er sehe also auch dergleichen bey Größeren. Auch erhalte er Materialien und Werkzeuge, wodurch er allerley nach seinen eignen Planen machen kann, und man lasse ihn ungestört allerley machen. Hat er sich etwa einmal recht vertieft in seiner Arbeit, so rufe man ihn nicht leicht davon ab; und fesselte ihn sein

Werk den ganzen Tag hindurch, so kann der Tag nicht besser angewendet werden, ja es ist ihm mehr werth, als alle Lehrstunden, die etwa darüber versäumt werden. Denn so etwas strengt sein Nachdenken und seine ganze Thätigkeit im Innersten an, gewöhnt ihn zum Anhalten, und giebt ihm, was so viele Knaben in den eifrigsten Lernanstalten nicht erhalten, Ernst und Lust an dem Arbeiten überhaupt. Jedesmal bestätigt die Erfahrung den Nutzen einer solchen Freyheit. Es ist daher sehr übel für die Knaben, wenn sie keinen Garten, oder so einen freyen Platz haben, wo sie sich herumtummeln, oder wo sie ungehindert etwas machen können. Daß sie in der Stadt so leicht Gassenjungen werden, die sich durch Unarten auszeichnen, liegt bloß in diesem Mangel an Gelegenheit, die ihrem männlichen Thätigkeitstriebe die rechte Richtung und besseren Spielraum gäbe; man bringe sie auf das Land, und sie werden glücklich und ordentlich seyn. Nur hüte man sie vor dem Herumflattern in ihren Unternehmungen, vor Tändeleyen und vor Scheinthätigkeit; es muß ihnen um alles Ernst seyn, und sie müssen es tüchtig angreifen. Aber auf der andern Seite verlange man auch nicht, daß sie ihr Werk, das sie zum Spiele unternehmen, wie die Erwachsenen zu Stande bringen; es wäre schon darum nicht gut, weil zu wenig die jugendliche Lebhaftigkeit und Erregbarkeit unterhalten würde, und weil sonst das freundliche Spiel in verdrußvollen Ernst überginge. Das rechte Mittel zwischen Unstetigkeit und Ueberspannung wird man nur dadurch treffen, daß man die Knaben allmäh-

lich an eine bestimmte Lernzeit und an bestimmte Ausführung gewisser aufgegebener Arbeiten so gewöhnt, wie es grade ihrer Kraft angemessen ist; ferner, daß man sie nicht unter andre Knaben gerathen läßt, welche mit abgeschmackten Dingen sich die Zeit vertreiben, und daß man sie überhaupt nur alsdann zu Spielkameraden kommen läßt, wenn man überzeugt ist, daß sie nicht von der Freude an eigner Unterhaltung dadurch abgezogen werden; endlich, daß man ihnen unter der Hand allerley angiebt, was ihnen eine Beschäftigung für sich selbst gewährt, und am besten so, wenn man sie dieses oder jenes sehen läßt, das ihnen gefällt, und kleine Plane in ihnen erweckt. — So zeigte ein 4jähriger Knabe viel Freude an Hammer und Nägeln ꝛc., man gab ihm dergleichen, jedoch sparsam, in die Hände, und er sah zuweilen einen Tischler arbeiten; jetzt suchte er sich Hölzchen zusammen, und war unendlich glücklich, wenn er ein wohl zugeschnittenes Stückchen fand; hieraus baute er Häuser ꝛc., und als 6jähriger Knabe machte er schon manches, das doch eine Idee zeigte. So kam er an Gartenarbeiten u. dergl. Als 12jähriger Knabe hörte er einst zufällig von dem Gesetze der Hydraulik sprechen, er fragte weiter über Springbrunnen, und nun machte er in aller Stille in dem Garten eine recht schöne Wasserleitung mit einer kleinen Fontaine durch ausgehöhlte Hölzer u. dergl., und wie groß war seine Freude, als nun das Wasser wirklich sprang. Sein Vater, den er eilends hinzurief, erzählte ihm die Anekdote von Rousseau (in seinen

Selbstbekenntnissen), wie dieser mit seinem kleinen Kameraden ein Aquädukt gemacht hatte, und wie ihnen die Freude so unfreundlich zerstört worden. Das war also zugleich ein Mittel, diesen Knaben seine glücklichere Lage in seiner nicht gestörten Thätigkeit dankbar fühlen zu lassen, und es verfehlte seinen Zweck nicht. Auf solche Art können die Knaben von frühem an beschäftigt werden, wenn man sich nur nicht eine kleine Mühe und Nachsicht will verdrießen lassen. Ein Hof, ein Garten, ein Bach, ein Hügel, ein Wäldchen, ein Felsen, das Eis, der Schnee, selbst der Vogelfang und die Insektenjagd — alles das ist wahrlich mehr werth, als Stuben, bleyerne Soldaten, Buchstaben und Bilderchen. Durch diese letzteren Dinge ist die Generation gebildet, welche so viele seichte und anmaßende Schwätzer, philosophisch und ästhetisch aufgeputzt, der Welt geliefert hat: laßt den Knaben als Knaben sich kräftigen, so wird der Mann als Mann auftreten. Wenn man seinem Naturtriebe sein Recht widerfahren läßt, so wird man nicht darüber so sehr klagen, daß man ihn nicht zu beschäftigen wisse. Spielsachen, die er schonen muß, machen ihm freylich nur Unlust; und eben so macht es ihm Unlust, wenn die Eltern oder Lehrer das machen wollen, was sie der Freyheit der Kinder überlassen sollten; ja selbst die angenehmsten Spiele der Kinder verlieren ihr Angenehmes, wenn sich die Erwachsenen zu viel einmischen. Es ist wahr, es giebt Regentage und andre Ursachen, wodurch die Knaben

genöthigt werden, in der Stube zu bleiben, und wo sie alsdann nicht wissen, was sie treiben sollen; auch die besten verfallen dann leicht in Unarten; — was ist da zu thun? Dieses beweiset nur, daß man von frühem an alle Sorgfalt anwende, um recht vielfach die Thätigkeit des Knaben zu erregen. Und dieses läßt sich auf folgendem Wege bewirken.

Erstens. Man übe von frühem an die Sinnenthätigkeit, so wird das Kind Freude am Auffassen und Unterscheiden finden. Von dem 4ten Jahre an ist eigentlich die Zeit zum Unterricht in Sinnenübungen, und da die geübte Kraft gerne spielt, so wird der kleine Knabe auch in dem Zimmer großes Vergnügen an dergleichen Beschäftigungen finden, und die dahin gehörigen Spiele werden ihm willkommen seyn.

Zweytens. Dabey übe man ihn auch in Geschicklichkeiten der Hände, z. B. auf der Schiefertafel leichte Zeichnungen zu machen, und so bald wie möglich lasse man ihn ein musikalisches Instrument lernen; man gebe ihm Anleitung in Thon, in Pappe u. dergl. zu arbeiten, und was sonst für Geschicklichkeiten mit den Fingern bekannt sind. Auch dieses wird ihm zu einer freyen Unterhaltung werden, wobey es oft nur einer kleinen Anregung von Seiten des Lehrers bedarf.

Drittens. Auch in dem Erzählen und Beschreiben übe man sie. Wie gerne sie das thun, sieht man ja, wenn sie zusammen sitzen; wie viel mehr Freude würde es ihnen gewähren, wenn sie durch Uebung

mehr Vorrath und Leichtigkeit gewonnen haben. Alsdann erst mögen sie gerne naturgeschichtliche u. dergl. Spiele sich gefallen lassen.

Viertens. Ueberhaupt werde der Knabe von frühem an eben so zur geistigen Thätigkeit angehalten, wie zur körperlichen. Und da der Naturtrieb zu beidem hintreibt; so kann er auch gleiche Freude an beidem finden lernen. Ohne daß man vor der Zeit, (d. h. vor dem 7ten, 8ten Jahre) zu Lesereyen seine Zuflucht zu nehmen braucht, werden die Knaben sich auch recht gerne auf eine geistige Art durch manche Spiele, wie Charaden, Sprüchwörter ꝛc. sich unterhalten lassen.

Wenn nun hiermit die körperlichen Uebungen verbunden werden, wenn die Gewöhnung des Fleißes an regelmäßige Beschäftigung im Lernen im Wechsel mit der Spielzeit immer zunimmt, wenn er sich eben so wohl für sich allein, als bey seinen Kameraden zu unterhalten weiß, und wenn in allen Richtungen die Kraft geweckt und geleitet wird: so kann es nicht fehlen, daß nicht der Thätigkeitstrieb immer lebendiger wirkend in ein gewisses Gleichgewicht komme, worin er bey jeder Erregung angenehm aufgefordert wird, und sich mit verschiedenartigen Unterhaltungen gerne beschäftigen läßt. Je einseitiger der Knabe gewöhnt ist, desto mehr langweilt ihn das Dasitzen, wenn er nicht sein gewohntes Wesen treiben kann: je mehrerley Beschäftigungen er kennt, um desto eher wird er in jeder Lage etwas wissen, womit er sich nicht etwa absichtlich die Zeit vertreibt, sondern sich ernstlich

unterhält. Auf diesem Wege wird sich auch unter ungünstigen Umständen doch immer etwas finden, womit man die Knaben von 3 — 7 Jahren nützlich und angenehm beschäftigen kann. Freylich müssen Eltern und Lehrer sich selbst nicht Zeit und Mühe verdrießen lassen, und dieses um so mehr, je jünger die Knaben sind; aber das ist einmal ohnehin göttliches Naturgesetz, daß die Eltern ihren Kindern im Anfange fast ganz leben müssen, damit die Kinder späterhin sich selbst und ihren Eltern leben.

Die Beschäftigung des Knaben nach seinem 7ten Jahre wird immer leichter, weil da schon der Unterricht die Geistesthätigkeit mehr in Anspruch genommen hat. Von jetzt an wird das Lernen mehr und mehr Hauptsache, und das Spielen mehr Nebensache. Indessen unterbleibe doch dieses letztere keinesweges, und besonders werde auch die körperliche Kraft bedacht. Die regelmäßigen gymnastischen Uebungen mögen zu Zeiten in freye Spiele übergehen, dabey Spazierengehen, kleine Fußreisen, Naturaliensammeln, zwar unter Aufsicht, aber doch so, daß man den Knaben nach und nach sich mehr selbst überlassen kann. Sehr viel kommt jetzt darauf an, was er für Gesellschafter um sich hat. Sind es wilde Knaben, die ihm durch ihr Ansehen imponiren, so ahmt er entweder ihre Unarten nach, oder er gewöhnt sich ein kriechendes Wesen an; denn so wie er dem Jünglingsalter näher kommt, so wünscht er auch mehr Jüngling zu seyn, und bekommt dann leicht vor solchen, die es schon sind, oder kräftiger erscheinen, einen übertrie-

benen Respekt. Besser ist alsdann noch der Umgang mit seines Gleichen und der Aufenthalt im Familienkreise, damit er hier seines Knabenalters recht froh werde; erst dann komme er auf der Schule, oder wo es sonst sey, zur Bekanntschaft mit roheren Jünglingen, wenn er das Edle fühlt und zu unterscheiden weiß.

Der Jüngling muß eben dadurch erzogen werden, daß man ihn selbst das Gute erwählen und das Böse meiden läßt. Dieses wird auch alsdann zu erwarten seyn, wenn er bis dahin nach obiger Angabe ist vorbereitet worden, und immer noch geleitet wird. Auf der einen Seite muß die Vernunft durch seine wissenschaftliche Bildung in ihm zur herrschenden Thätigkeit werden, auf der andern Seite werde sein Herz durch die besten Gefühle unterhalten. Der zutrauliche Umgang mit den Eltern, die Geschwisterliebe, dabey auch die Zärtlichkeit gegen die Kleineren, dann vornehmlich Freundschaft und gewiß auch Liebe — in solchen Herzensverhältnissen reife der Jüngling heran; hunderterley Uebel sind alsdann nicht zu besorgen, und er weihet sich dann Gott und der Menschheit. Die Leitung, deren er dabey immer noch bedarf, bestehe nicht nur in der Lenkung durch vernünftige Vorstellungen, sondern auch in Verwahrung gegen bösen Einfluß; ja selbst einer gewissen Strenge kann der Jüngling noch nicht ganz entbehren. Er muß z. B. schlechte Gesellschaft gar nicht wollen, und bey jeder Gelegenheit muß er den festen Entschluß haben, sich nicht hinreißen zu lassen.

Allein es ist von der Jugendlichkeit nicht überall Befolgung solcher edlen Entschließungen zu erwarten. Wie leicht schweift auch der beste Jüngling im Tanzen, bey dem Trinken in lustiger Gesellschaft, vielleicht auch bey dem Spiele aus! oder wie leicht verfällt er in Zerstreuungen, und verliert die Lust am Arbeiten! Hier bedarf er des Mentors, der ihm mächtig zur Seite steht, und ihn erforderlichenfalls nicht schont. Nein, auch der 18jährige Jüngling darf noch nicht so gradehin völlige Freyheit haben, es muß ihm immer noch etwas zu fürchten bleiben. So müssen z. B. auf jeder guten Schulanstalt gegen Jünglinge strenge Gesetze gegen Karten = und Würfelspiele, und gegen gewisse Arten von Zusammenkünften Statt finden. Am besten ist es freylich, wenn er sich seinem Führer vertrauend selbst übergiebt, das gewöhnliche Zeichen des wahrhaft edlen Jünglings: aber hierauf ist doch nicht ganz zu rechnen, der Führer muß ihm also mit einem gewissen Ansehen, das er sich nie vergeben darf, entgegen kommen. Zur Selbstbeherrschung ist er ja noch nicht ganz gereift, ein Andrer wird also in manchen Fällen noch die Stelle seines besseren Selbstes ernstlich vertreten müssen. Die große Schwierigkeit, welche so die Behandlung des Jünglings hat, löset sich nur dadurch, daß dieser vorher richtig und naturgemäß ist behandelt worden, und daß alles hierzu zusammengreift. — Auf zwey Stücke ist hierbey vorzüglich zu achten: das erste, daß der jugendliche Enthusiasmus nicht erkalte; das zweyte, daß aber auch die

Besonnenheit nicht darunter leide. Man sehe es dem Jüngling gerne nach, daß er etwas schwärme, man tadle ihn nicht darüber, man wolle kein reines Vernunfthandeln, kein scharfes Abwägen der Gedanken, man lasse seinen erlaubten Neigungen ihr Recht; und wird er von Idealen begeistert, so freue man sich darüber, ja, man kann nicht genug thun, um ihn zu dieser Begeisterung z. B. durch das Studium der alten Geschichte zu erheben. Aber man treffe mit richtigem Takt die Linie. Er mag z. B. verliebt werden, aber mehr in ein Ideal, als in ein wirkliches Mädchen; der vertraute Umgang mit einem Mädchen ist daher immer bedenklich und in den meisten Fällen schädlich. Wahrheiten ausdenken, Rechenschaft von seinen Handlungen wenigstens sich selbst geben, überlegsam seyn, das alles mag uns an ihm erfreuen, und wir sollen ihn dazu anhalten, selbst so, daß wir ihm z. B. Zweifel erregen, wenn wir sehen, er nimmt allzu enthusiastisch etwas für wahr an: aber auch hier gehe man nicht über die Linie, und ehre zugleich das jugendliche Herz, das mit Liebe etwas ergreift. Ist man glücklich genug diese beiden Punkte in der Erziehung des Jünglings zu vereinigen, so wird man sicher sein Göttliches hervorrufen, selbst auch Genialität, wenn nur etwas davon in ihm liegt, denn in dem Momente, wo Begeisterung und Besonnenheit sich durchdringen, bricht die himmlische Flamme schaffend hervor.

Des Jünglings Herz glühe für das Gute, Wahre und Schöne. Die Erziehung hat hiernach zu sorgen,

daß seine Empfänglichkeit sowohl als seine positive Thätigkeit jene vier Hauptideen in ihm entwickele. Sein sittliches Gefühl, mit ihm selbst erwachsen, durch Lehre und Leben geübt, in allen Tugenden des Jugendalters entfaltet, erstarke in Begeisterung und Besonnenheit zur Selbstbeherrschung. Wir wissen, daß die Umgebung, das Beyspiel, und das Studium überhaupt, besonders das über die größere Menschheit auf dem klassischen Boden, und vornehmlich der Geist wahrer Religion, wenn er unterhalten wird, mehr dazu wirkt, als das Moralisiren: aber das zurechtweisende oder aufmunternde Wort darf doch auch nicht fehlen, ja auch nicht das strenge Wort. Zur Wahrheit führt zwar unmittelbar die Wissenschaft, aber es bedarf dabey einer steten Erregung des Durstes nach Wahrheit, ebenfalls durch zunehmende Besonnenheit und Begeisterung; eine richtige Methode hilft dieses bewirken. Zur Schönheit führt der Geschmack. Man kann nicht genug zur Bildung desselben arbeiten. Vor allen Dingen bewahre man die junge Seele vor Geschmacklosigkeiten; man dulde durchaus keine Fratzen; man zerreiße den Augenblick das Papier, wo man etwas Schlechtes der Art findet; man lasse sie, wo möglich, nichts sehen oder hören, das einen solchen schlechten Eindruck zurücklaßt, und man sey strenge in der Korrektur ihres Schreibens, Zeichnens ꝛc., ja selbst Ordnung in ihrem Anzuge, gute Haltung des Körpers und Reinlichkeit fordre man strenge. Es ist wahr, dieses kann zu Pedantereyen führen, die grade dem männlichen Ge-

schlechte am wenigsten ziemen; ein sehr netter Jüngling steht nahe an dem gezierten, eitlen, und wird leicht ein Modegeck, und überhaupt soll die Männlichkeit das Großartige suchen, und sich nicht im Kleinlichkeitsgeiste verlieren. Das würde sie aber, wenn sich der Jüngling so von der äußerlichen Reinlichkeit abhängig machte, wie man es nur von dem Mädchen verlangen kann; auch würde es seine Bestimmung in den meisten Fällen gar nicht erlauben. Genug der Sinn für das Anständige, Schöne und Würdevolle soll in ihm herrschend werden. Die Geschmacksbildung muß dabey ihren stufenweisen Gang gehen, auch hier darf man nicht voreilige Früchte hervortreiben wollen, sonst lernt der junge Mensch kritisiren, ehe er lieben lernt, er wird ein fader Schwätzer, der über Kunstsachen radottirt, wie man es jetzt überall lieset. Nein, er lerne vorerst gesund und natürlich empfinden; dann fällt er auch zu seiner Zeit, so wie sich sein Sinn in der Natur und bey fortgehender Kunstbildung mehr erschließt, ein gesundes Urtheil. Aber kaum sollte man von dem 18jährigen Jüngling noch ein Urtheil über das Schöne anhören, denn er befindet sich viel zu sehr im gereizten Zustande, als daß er eins fällen könnte, und man befördert sonst nur einen Wahn in ihm, der sein Schönstes zerstört, seine Bescheidenheit. O, man vergesse doch ja nicht, daß keine Idealität möglich ist, ohne Bescheidenheit; denn wer die Idee erschaut und erfaßt, schaut liebend und in Demuth an ihr hinauf, oder es war ein vom Dünkel aufgestelltes Götzenbild. Auch hier fin-

det sich nur in der mit Besonnenheit vereinigten Begeisterung das Rechte.

Und alsdann, wann der Jüngling das Wahre so wie das Gute, und das Gute so wie das Schöne in sein Herz aufnimmt, wird seine religiöse Idee ihm in ihrer Herrlichkeit aufgehen. In seinem Göttlichen offenbart sich ihm die Gottheit und der Himmel; er lernt denken was Seligkeit ist, er will mit seinem Freunde hinanstreben, er will zur Beglückung der Menschheit sich weihen, er will einen Himmel auf Erden sehen, und die besseren Zeiten nun endlich herbeyführen. Er wird schwärmen, aber man lasse ihn nur recht durchglüht seyn von der Idee, die ihm alles Herrliche vereinigt; sie erkaltet ja nur zu frühe in der rauhen Wirklichkeit unter dem Monde. Nur gehe die Geistes- und Herzensbildung im Ganzen ihren festen Schritt fort, und es werd immer der religiöse Unterricht in dem ihm eignen Geiste damit verbunden; der Erfolg kann alsdann nicht anders seyn, als auch hier Vereinigung der Begeisterung und Besonnenheit im Ergreifen der höchsten aller Ideen.

Im Ganzen bildet sich bey dieser Erziehung das Höchste der Menschheit in dem Jünglinge heraus, so mächtig es nur in ihm liegt, die Liebe, die von der Gottheit stammt, und alles Göttliche mit edlem Streben umfassen will.

Soll aber dieses einzigwürdige Werk der Erziehung zu Stande kommen, so muß man es ganz anders anfangen, als man es bisher angefangen hat. Denn die Erfahrung zeigt uns in der Jünglings-

welt, da wo viel gebildet wird, mehr Prätension als Bescheidenheit, mehr Egoismus als Liebe, mehr Phantasterey als Wahrheitsdurst, und mehr Götzendienst des Zeitgeistes als frommes Hangen und Halten an dem Ewigen; und die seltnere Erscheinung eines großherzigen Jünglings ist ja eher da zu sehen, wo nur die Natur erzog. Laßt uns endlich einmal erziehen, wie die Natur erzieht, das Spätere nicht vor dem Früheren, und die Blüte zur rechten Stunde von dem milden Sonnenblicke hervorgelockt, so werdet Ihr überall aus Euern Wohnungen Jünglinge gleich Genien in die Welt ziehen sehen.

Hiernach richtet sich genau die Wahl des Standes. Nur der Jüngling ist hierzu fähig, und er soll selbst wählen. Denn jeder soll sich mit völliger Freyheit zu seinem Guten selbst bestimmen. Der Stand, worin der Mann wirkt, ist die Art und die Summe des Guten, das er grade wirken kann und wirken will, und in diesem besonderen Stande erscheint dem Jüngling die ganze Idee seines Lebens, seine ganze edle Thätigkeit. Diese soll er sich nun nicht etwa wählen, wie man ein Kleid, ein Buch, oder einen Dienstboten wählt, sondern wie er seine Braut wählt; sein ganzes Wesen soll wählen, seine heiligste Begeisterung und seine helleste Besonnenheit. Heil dem Jünglinge, dem seine Lebensbestimmung klar vorliegt, wie eine ersehnte Heimath! Sein äußeres Leben wird das Abbild seines inneren, und in seinem inneren und äußeren Leben steht er selbst und ganz in reiner Menschheit da.

Man hüte ihn also vor aller voreiligen Bestimmung. Es giebt keine unglücklichere Vorbedeutung, als die Frage, die man so oft hört: „Was willst du werden?“ Die diktatorische Entscheidung: „Ich habe den Knaben zum Kaufmann bestimmt;“ oder: „Er soll ein Pfarrer werden;“ oder: „Er muß Jura studieren, dabey kommt heutiges Tags noch allein etwas heraus!“ u. dergl. ist lange nicht so unglücklich. Denn die Eltern haben doch gewöhnlich noch eine erwogene Rücksicht, vielleicht auch ein dunkles Gefühl von dem inneren Berufe ihres Sohnes, aber dieser hat gar nichts, was ihn richtig leitet, ehe sich die Ideen in ihm entwickelt haben, und ehe er die Stände auch kennt. Er wird also kindisch wählen in Sachen des Mannes. Er wird wählen nach dem Kleide, auch wohl nach dem Gesichte des Mannes, der in dem Stande schon ist, oder auch nach dem Pferde, worauf dieser ritt, oder nach der Stimmung, in welcher er von den Geschäften des Standes hörte u. s. w., kurz, er wird wählen, wie das unmündige Kind, vor das man allerley glänzende Sachen unter den gebräuchlichen, und Gift neben dem gesunden Getränke hinstellt. Also man überzeuge den Jüngling sogar, daß er noch nicht wählen kann; und Erfahrungen genug, daß diese Ueberzeugung bey einer ordentlichen Behandlung leicht erfolgt. Aber man lerne von seiner frühen Jugend auf die Idee, die mit ihm geboren ist, selbst erst recht kennen; man thue alles, daß sie nicht durch etwas Fremdartiges verdrängt werde, sondern sich so kräftig und

göttlich wie möglich entwickele, und endlich leite man ihn zu dem Bewußtseyn und zu den Einsichten, daß man sich gar nicht einmal mit ihm darüber zu berathen braucht, ja daß es gar nicht einmal zur Wahl mit ihm kommt, sondern daß er erwählt ist, und sich erwählt fühlt. Ja, so fühle sich jeder Jüngling zu dem, was er werden soll, von Gott erwählt. Der geborne Mathematiker wird dann kein Poet seyn wollen, und wer nicht zum Lehren geboren ist, wird auch keinen Trieb dazu fühlen. Jeder wird auf solchem Wege das werden wollen, wozu er Lust hat, er wird aber Lust zu dem haben, worin er mit dem größten Glücke arbeitet, und in diesem Arbeiten wird sich sein Trieb, die stille Macht der Idee, sein göttlicher Beruf sicher offenbaren.

Bey der Zeichenlehre werden sich weiter unten die näheren Bestimmungen ergeben.

---

b) Behandlung des Mädchens.

Da hier mehreres mit der Behandlung des Knaben gleich ist, welches sich aus unsrer Entwicklungslehre und dem Zwecke der Erziehung, der in der Humanität beiden Geschlechtern gemein ist, dem Leser von selbst ergiebt, so bemerken wir hier nur das, worin diese von jener abweicht.

Das Mädchen will mehr negativ behandelt seyn. Durch vieles positive Bestimmen wird es leicht irre gemacht in der Entwickelung seines sicheren Gefühls,

die Reinheit seiner Natur wird gestört, die Zartheit seines Herzens geht verloren, sein Sinn stumpft sich ab, und es ist gar nicht zu erwarten, daß jener Schutzengel der weiblichen Würde ihm zugeführt werde, das Gefühl seiner Unantastbarkeit. Gleich dem zarten Gewächse überlasse man es seiner eignen Entfaltung, indem man es pflegt und sichert, und wie der keuschen Mimose sey ihm schon die leiseste Berührung warnend oder erinnernd. Nur mütterliche Milde versteht das. Dem Manne ist es nicht möglich das strengere Wesen des Bestimmenwollens ganz abzulegen, und wenn er es thut, wie man oft bey Vätern sieht, die ihre Töchter allein zu erziehen haben, so wissen sie nicht das Rechte zu treffen, und sie thun vielleicht gar nichts. Daß der Sinn des Weibes so häufig verirrt ist, oder seine Reinheit und Wahrheit verloren hat, kommt größtentheils von dem allzuvielen Einmischen der männlichen Bildnerey her; man unterrichtet und bearbeitet das Mädchen gewöhnlich wie den Knaben, und hat bey der Jugend noch zu wenig Sinn für die Weiblichkeit. Das Mädchen bleibe demnach immer und hauptsächlich unter mütterlichen Händen.

Die Unterhaltungen, womit man das kleine Mädchen beschäftigt, sowohl in der Lehre, als im Spiel, müssen alle den sanfteren Charakter haben. Es wird sich leicht durch stilles Anschauen der Blumen oder auch der Menschen vergnügen; es wird zwar auch gerne hüpfen und fröhlich mit den Kleinen herumlaufen, und dazu soll man es auch erwecken, aber

auch hier muß man es nicht in das Knabenartige gerathen lassen. Was dem Knaben noch wohl ansteht, wäre vielleicht bey dem Mädchen schon Wildheit. Es wird daher auch größere Sorgfalt in der Wahl der Gespielen nöthig seyn, und überhaupt wird es nur wenigere bedürfen, da es sonst zu leicht in das äußerliche Herumtreiben geräth, und in dem Grade an Innigkeit verliert, die Ursache, warum es so viele herzlose Weiber (und Koketten) giebt. Das Gärtchen draußen und das Puppenschränkchen im Zimmer giebt dem Mädchen stundenlange Unterhaltung und Uebung. Man versorge es also allerdings mit einer guten Puppe und was dazu gehört, aber man gebe ihm ja nicht mehr, als es zu bewahren und zu gebrauchen weiß, damit es räthlich mit seinen Sachen umgehen lerne, und sich zur Haushältigkeit gewöhne. Auch wird es erwünscht seyn, wenn es eine oder ein paar Gespielinnen hat, mit welchen es täglich zusammen ist, und kleine dramatische Unterhaltungen ersinnt. Dabey gebe man ihm seine bestimmte Zeit zum Stricken, Anhören, Erzählen, welche freylich im Anfang kurz, aber bald bis zu Stunden ausgedehnt ist, und lasse es hierauf immer wieder kleine Bestellungen u. dergl. ausrichten, damit ihm durchaus Ordnung und häusliche, stille Geschäftigkeit zur Natur werde. Auch ist es mehr als der Knabe für das Zusammenseyn mit Erwachsenen geeignet. Nur lasse man sich durch den häuslichen Fleiß des Mädchens nicht verleiten, es zu viel in der Stube zu halten, und ihm die Erhei-

terung und Bewegung in der freyen Luft zu versagen. Recht frühe mag man es in die Blumenwelt einführen.

Bey dem 7jährigen Mädchen muß schon der Sinn für häusliche Beschäftigung entschieden seyn. Die Sinnenübungen werden wie bey dem Knaben fortgesetzt, und es kommt nun auch zu den Büchern, denn diese sind einmal das Bedürfniß unsrer Kultur. Nur schone man die fleißige Kleine um so mehr mit Anstrengung der Art, da sie ohnehin gerne zu viel darüber hinsitzt. Wie manches Mädchen hat sich ungesund gelesen, ungesund an Leib und Seele! wie manches verlor seine Gesundheit an dem Spinnrad, da es sich in dem vielen schon selbstgesponnenen Garn gefiele! Daher möge man es zu körperlicher freyer Bewegung, selbst zu mancher gymnastischen — vornehmlich angemessene Tanzübungen — immer wieder auffordern, auch zu dem fröhlichen Spiele mit andern Mädchen. Recht gut ist es, wenn es einige kleine Freundinnen hat, mit welchen es seltnere Besuche unterhält, um desto weniger das Zartgefühl in der Achtung geliebter Personen abzustumpfen, wie so leicht durch den alltäglichen Umgang geschieht. Im Ganzen kann man nicht genug dafür sorgen, daß über dem Lernen und Anhalten ja nicht der liebliche Frohsinn verloren gehe; es ist schön, wenn man das Mädchen überall im Hause herumsingen hört. — Die Schamhaftigkeit, Reinlichkeit, Sittsamkeit, so wie alle andre weiblichen Tugenden, werden zwar von selbst in dem Mädchen erscheinen, wenn es nicht in

der Kindheit schon verdorben worden, allein sie müssen doch alles Ernstes gehegt und gepflegt werden, und grade in dem Alter nach 7 Jahren ist es, wo das Mädchen leicht ein Verderben annimmt, weil es sich alsdann in einem gereizten Zustande in Absicht der geselligen Verhältnisse befindet, und aus seiner kindlichen Unbefangenheit heraustritt. Also bedarf es doch auch im Alter des Spiels etwas mehr positiver Behandlung, nämlich einer solchen, wodurch ihm von außen die innere gute Natur durch Festhalten an den guten Gewohnheiten gesichert wird. Dieses verlangt die Weiblichkeit allerdings, wie man an ihrer Heilighaltung der Sitte bemerkt. Es ist schwer, hierin das Mittel zu treffen, damit nicht auf der einen Seite die schöne Naivetät verscheucht werde, und auf der andern Seite nicht die nunmehr in dem zweyten Triebe begriffene Natur sich selbst überlassen verwildere. Nur ein zartes mütterliches Gemüth versteht auch hier durch seinen leisen Takt den leisen Takt des jugendlichen zu erwecken. Umgang mit Knaben oder mit ungebildeten Mädchen, und noch mehr öffentliches Auftreten des Mädchens, z. B. im Koncert, würde gradezu diesem Zwecke zuwider wirken; selbst die Mädchenschule hat deßhalb unvermeidliche Nachtheile. Man denke nur daran, wie leicht der reine naive Sinn durch fade Geschwätzigkeit, oder durch nichtschonende Behandlung, oder durch Wohlgefallen am Figuriren und Repräsentiren verloren geht; und man sehe nur auf die vielen Beyspiele von weiblicher Leerheit, Eitelkeit und Koketterie, ob sie

nicht aus der Vernachlässigung während der Periode zwischen dem 8ten bis 13ten Jahre erklärbar sind. Nochmals sey es wiederholt, man kann das Mädchen nicht zart genug behandeln, damit es ein Gefühl der Heiligkeit seiner Person erhalte. Auch körperlich darf es weniger berührt werden, als der Knabe. — Ein vortreffliches Bildungsmittel, sowohl zur Entwickelung der sanfteren weiblichen Gefühle, als der weiblichen Thätigkeiten, ist es, wenn das Mädchen frühe mit kleinen Kindern, besonders mit Geschwistern, sich zu beschäftigen hat; besser giebt es auch keinen Uebergang von dem Spielen mit der Puppe zu der ernsteren Beschäftigung.

Gegen das 13te Jahr hin, auch wohl noch früher, muß sich alle Sorgfalt der Mädchenerziehung gleichsam in einen Punkt vereinigen; dieses ist, wenn das Mädchen Jungfrau wird. Nie bedarf das Heiligthum mehr der Sicherung. Ein stilles Fest der Weihe — entfernt seyen böse Worte, entfernt sey schlechte Gesellschaft! — die mütterliche Freundin sey die Priesterin. Sie sey öfter um das Mädchen, sie verdoppele die Zutraulichkeit, sie rufe ihm alles Gute und Erheiternde hervor, sie unterhalte sich fromm und fröhlich mit der Tochter, sie lasse ihr Herz wärmer für die reine Menschheit und für das Göttliche glühen; und glücklich wird die heilige Weihe vollbracht werden, wenn die vorhergehenden Jahre gute Vorbereitung waren. — Jetzt gehe das Mädchen mit neuerweckter Freude an die häuslichen Geschäfte, jetzt strenge es sich mehr an in seinem Lernen, sowohl der

weiblichen Geschicklichkeiten, als der Verstandesbildung, jetzt werde es allmählich in die geselligen Volksverhältnisse eingeführt, und jetzt lerne es auch mehr an das Widrige und Harte unter den Menschen sich gewöhnen. Vorher konnte man sein Gefühl nicht genug dagegen verwahren, damit es nur erst sich zur Innigkeit und Stärke entfalte: jetzt hat aber auch das Mädchen alle Stärke gewonnen, womit es die rauhesten Begegnungen und alle Lebensstürme ertragen kann — denn das Weib hat in seinem reinen Gefühle, und nur darin, allbesiegende Kraft und Würde — und nun lasse man es, doch nicht untheilnehmend, erfahren, was das tägliche Leben mit sich bringt. Die Erziehung wird dabey nur zu sorgen haben, daß dieses stufenweise geschehe, und daß Glaube, Hoffnung und Liebe nicht verloren gehen. Von jetzt an besonders sind religiöse und andre Unterhaltungen mit dem Vater von großer Wichtigkeit.

Auf diese Weise entwickelt sich der weibliche Sinn rein und natürlich; das Mädchen gelangt zu den besten Idealen, und fühlt darin freudig seine Bestimmung. Ob es mehr das Tiefere des Lebens in dem Leben sucht und empfindet, oder ob es mehr in seinen Umgebungen ordnet und verschönert — darin wird sich jetzt sein Naturell bestimmt entscheiden. In jenem Falle wird die Jungfrau entweder inniger an geliebte Menschen sich anschließend die Fülle der Liebe in seinem Gemüthe tragen, oder es wird die Natur umfassend und von dem Naturgeiste ergriffen tiefere Einsichten in das Geheimniß des Menschenlebens verrathen.

In dem andern Falle wird sie entweder ihre besondre Freude an der Häuslichkeit, oder an Kindern haben. Wozu sie sich ihrer Natur nach am meisten eignet, ob zur liebenden Gattin, oder zur weisen Lehrerin, ob mehr zur Hausmutter, oder mehr zur Kindermutter, das wird man alsdann in ihrem ganzen Seyn und Thun bemerken. Und so auch noch die besonderen Richtungen ihrer Hauptneigung, z. B. ob sie in ihrem stärkeren Zuge zur Vortrefflichkeit den Beruf hat, der Gesellschaft umher durch die Macht der schönen Weiblichkeit zu gebieten. So halte man das gemüthvolle Mädchen nicht zurück, Gedichte zu machen, seine Gedanken schriftlich auszudrücken, herzliche Briefe zu schreiben: man lasse dieses alles aber nur ja die freyeste Gabe seines Herzens seyn, und sey also ja sorgfältig, daß es nicht im mindesten gegen seine innere Wahrheit dazu aufgeregt werde. Zum Zeichnen und zur Musik werde es bestimmt angehalten, soferne nämlich nur einige Anlage hierzu in ihm zu erwarten ist; denn grade diese schönen Künste entwickeln vielmehr die innere Wahrheit und machen das Mädchen gemüthlicher; auch hängen die weiblichen Geschicklichkeiten damit zusammen. Eben darum werde aber keine Repräsentation geduldet; im gewöhnlichen Falle nur unter Freunden möge das Mädchen singen oder das Instrument spielen, und keineswegs um des Beyfalls willen, sondern um die Gesellschaft zu vergnügen, oder vielmehr um sein Gemüth gesellig auszusprechen. Soll sich ein edles Mädchen öffentlich hören lassen, so mag man sich erst wohl davon ver-

sichern, daß es über alle Gefallsucht erhaben ist, und daß es die Kunst um der Kunst willen liebt, ehe man das zuläßt. Das Weib ist einmal nicht dazu geboren, um sich öffentlich zur Schau zu stellen. Dieses fühlt das edle natürliche Mädchen so sehr, daß es eher zu Grunde geht, als sich dem Volke vorzeigen läßt, und wäre es auch als Göttin der Unschuld; denn indem sich die Unschuld zur Schau giebt, ist sie verloren. Welche Jungfrau mag eine Schauspielerin werden wollen! Welcher Vater mag seine Tochter gerne auf dem Theater sehen! — Freylich ein harter Ausruf, der unserm Zeitalter, das — der Kunst huldigt? — ach, wohl mehr dem Theaterleben fröhnt, nicht gefallen wird; es sey darum. Wir wollen keine Marianen und Philinen bilden; auch selbst den Aurelien fehlt noch vieles an weiblicher Vortrefflichkeit: aber wir wollen unsern Glauben an diese Vortrefflichkeit auch nicht auf der andern Seite dadurch verläugnen, daß wir das Theater für unverträglich damit halten. Es giebt einen Grad von Seelenhoheit, und zwar grade bey dem weiblichen Geschlechte, welche die Schaubühne ohne Verlust der inneren Wahrheit zu betreten erlaubt, und durch die Erhaltung der weiblichen Würde wahrhaft adelt, welche auch in der Kunst einer Hamilton oder der griechischen Tänzerinnen das Mädchen mit gutem Gewissen sich zeigen läßt. Das wären die eigentlich genialischen Schauspielerinnen: aber Freunde, bewahret Eure Töchter, es ist große Gefahr dabey. Ihr meint auch bey dem gemeinen Tanze sey Gefahr? Wohl ist sie auch da. Aber

lasset die Mädchen diese Kunst nur recht lernen, und von würdigen Lehrern, lasset sie das Schöne auch darin erkennen, nicht aber ein Mittel toller Lustigkeit oder der Gefallsucht, d. h. sorgt dabey in ihrer ganzen Bildung dafür, daß sie das Gute, Wahre, Edle und Schöne lieben: so habt Ihr bey Eurer begleitenden Aufsicht so wenig zu besorgen, als Ihr in Absicht des Hanges zum Putze bey einer Gewöhnung an anständige Kleidung zu besorgen habt. So viel wird allerdings die treue Mutter zu besorgen haben, daß sie ihre heranwachsende Tochter nicht allein an einen öffentlichen Ort gehen läßt, denn das edelfühlende Mädchen würde von selbst eine solche Unschicklichkeit, bey allem Zutrauen zu sich selbst, nicht einmal ertragen. Uebrigens ist es sogar nöthig, daß das Mädchen sich schön kleiden lerne, und daß es Bälle u. dergl. anständige Lustbarkeiten besuche, theils damit es nicht darin eine ihm verschlossene Seligkeit vermuthe, theils damit es auch in diese schwereren Verhältnisse allmählich eingeführt werde, seine Würde darin behaupten lerne, und die Genugthuung erhalte, daß es diese auch an solchen Orten behaupten kann. Kurz, es muß über alle diese Weltlichkeiten hinauskommen, und seinen edleren Sinn darin bewähren; und dieses geschieht, wenn nur im Ganzen die Erziehung zum Guten zusammenstimmt.

Indem nun so die Jungfrau das Ideal ihrer Natur fühlt und in vielseitiger Bildung ihre schöne Natürlichkeit entfaltet, so steht sie immer lieblicher da in Sanftheit und Anmuth. Sie zieht dadurch an;

sie zieht denjenigen am stärksten an, dem grade dieses Gemüth zu seiner eignen Vollendung zu suchen bestimmt ist; sie zieht, ohne es zu wissen, den rechten Mann an. Dieses wird gewiß da, wo sie nur in mehrere Bekanntschaften kommt, gewöhnlich der Fall seyn. Aber indem sie ihren eignen Beruf mehr und mehr fühlt, und also idealisch davon begeistert wird, fühlt sie auch mehr ihre Würde und gleichsam die Heiligkeit ihrer Person. Sie kann nur den würdigen Mann in ihrer Nähe ertragen. Durch einen wahrhaft himmlischen Zug findet sie sich alsdann zu dem rechten hingezogen, wenn er ihrer Weiblichkeit entspricht; z. B. ist sie besonders zur Häuslichkeit geneigt, so wird ihr der wackere Mann, der sich in seinem Geschäfte tüchtig zeigt, vorzüglich gefallen, aber sie wird auch in dem Grade, als sie bloß das Häusliche liebt, mehr das Hauswesen, als den Mann lieben. Eben so wenn sie zur Mütterlichkeit vorzügliche Neigung hat, so wird sie am meisten die Beschäftigung mit Kindern lieben, vielleicht weniger an den Ehestand denken, und lieber Erzieherin werden. Oder will sie lieber ihr Gemüth mit Betrachtungen unterhalten, so wird sie einen Stand vorzüglich lieben, worin sie dabey am wenigsten gestört ist. In allen diesen Hauptneigungen würde freylich nicht zunächst die Neigung grade zum Ehestand und zum Manne entstehen, aber da sich die Geschlechtsliebe doch auch mehr oder weniger dabey einfindet, so wird der Jungfrau, wenn sich ihr idealischer Sinn gehörig entwickelt hat, nur der Mann gefallen können, der

ihrem Geiste zusagt, und in welchem sie ihre Ideen vollendeter erblickt. Hierbey sehen wir auch, wie es Weiber geben kann, die grade nicht unglücklich sind, wenn sie nicht heirathen, weil sie doch ihren Beruf finden und lieben. So giebt es manche edle und glückliche Therese und Natalie, auch wenn sie im ledigen Stande bleibt. Die Seltene freylich, die ganz vorzüglich ihr liebendes Gemüth aufschließt, würde unglücklicher seyn, wenn sie nicht den Gatten fände, und grade sie wird ihn, wenn sie gemüthvoll gebildet ist, durch das Schicksal und die Seltenheit solcher Männer, die ein tiefes weibliches Gemüth verstehen, am wenigsten finden, und so muß nun vollends eine frühreife Mignon zu Grunde gehen: indessen entschädigt sie ihr Herz vielleicht dadurch, daß sie im Kreise mehrerer Menschen ein liebevolles Daseyn genießt, und ihre schöne Seele auf mancherley Art schön und wohlthätig aussprechen kann. Immer ist es rathsam, daß man die Töchter einen Beruf liebgewinnen lehrt, zu welchem sie den Ehestand nicht bedürfen, und, da sich doch gewöhnlich in jeder mancherley Anlagen zu solchen Lebensweisen zeigen, so ist das so schwer eben nicht. Der Jüngling wird hinaufgezogen durch die Idee in seinem Denken, der gebildete liebt die Kunst oder die Wissenschaft: die Jungfrau wird zum Höheren gezogen durch das Ideal ihres Herzens, die gebildete liebt den zum Höheren hinstrebenden Menschen, und nur dem Würdigen giebt sie Herz und Hand. Dahin führe sie wahre Erziehung.

Obgleich die Erziehung der männlichen Jugend hauptsächlich durch Männer und die der weiblichen durch Frauen geschehen soll, so müssen doch eigentlich zu jeder beide Geschlechter sich verbinden. Der Knabe bedarf der mütterlichen Milde, damit nicht sein Gefühl verhärte; er bedarf weiterhin immer einiges Umgangs mit Personen weiblichen Geschlechts, mit jüngeren sowohl als erwachsenen, so wie er dieses in Familien findet, weil er sonst zu leicht in Rohheiten sich verliert, ohne den Sinn für die feineren Empfindungen der Humanität zu entwickeln. Der Jüngling würde ohne solchen Einfluß vollends hart, roh, und inhuman werden. Da er nämlich schon weniger als der Knabe die positive Behandlung verträgt, und da sein Führer hauptsächlich durch Belehrung auf ihn wirken muß, so würde zu besorgen seyn, daß sein Gemüth nicht so viel Herzlichkeit gewönne, oder daß er seine Empfindungen nicht so gut äußern lerne, ja, daß er eine schlechte Richtung nehme, und in die Ausschweifungen des Ehrgeitzes oder der Wollust gerathe. Denn in dem Umgang mit edlen Frauenzimmern erscheint dem Jüngling die Tugend von der liebenswürdigsten Seite, und er wird am ersten gefällig und bescheiden, auch wirkt nichts stärker gegen wollüstige Regungen als grade solcher Umgang; man weiß es, daß Wüstlinge dadurch sind gebessert worden. Ist nun der edle Jüngling so glücklich solchen Umgang zu finden, so wird dieser nicht nur seinen Sitten das gefällige Aeußere geben, sondern auch sein Inneres für das Edle desto mehr

begeistern. In manchen Lagen, wo sein Herz sich vertraulich aufschließen muß, ist ihm eine verständige mütterliche Freundin zu wünschen. — Nicht eben so, doch in gewissem Grade, bedarf das Mädchen von frühem an zu seiner Erziehung der Mitwirkung eines Mannes, damit es nicht verweichliche, und damit es, so weit es sich mit seiner Weiblichkeit verträgt, einige männliche Energie annehme; besonders aber wird es bey einem Lehrer im gewöhnlichen Falle besser lernen, als bey einer Lehrerin. Zwar ist nicht viel Umgang mit Knaben zu rathen, weil sonst die Weiblichkeit darunter leiden könnte, aber das Mädchen soll doch auch nicht gänzlich von solcher Gesellschaft entfernt werden, da sonst auch hier eine gewisse Einseitigkeit entsteht, und das Mädchen sich nie recht in den Umgang mit dem männlichen Geschlecht zu finden weiß, und da auch die Natur ein solches Zusammensein der beiden Geschlechter will. Denn in der Familie sind Knaben und Mädchen, und sie finden sich mit ihren Gespielen zusammen. Und will man für die Bildung des Knaben einigen Umgang mit Mädchen, so darf man ja auch diese nicht gänzlich von jenen zurückhalten wollen. Ueberdas soll ja nirgends ein Sprung geschehen. Im menschlichen Leben befinden sich, wenigstens nach unsrer europäischen Kultur — und will es die Humanität wohl anders? — beide Geschlechter zusammen, also muß auch die Jungfrau an den Umgang mit Mannspersonen gewöhnt seyn, soll sie aber dieses, so durfte man sie als Mädchen nicht davon zurückhalten. Sie wird, bey

übrigens guter Erziehung, alsdann desto weniger von der Außenseite eines leeren oder unwürdigen Jünglings sich täuschen lassen; überhaupt wird sie das Edle der Menschheit in allen seinen Formen alsdann desto mehr anerkennen, und das gehört doch wohl zur vollendeten Bildung. Auch ist es noch nicht genug beachtet, daß der Geist der Jungfrau sich höher und schöner erhebt, wenn ihr durch einen geistvollen Mann das ausgesprochen wird, was sie dunkel ahndete. Das ist für sie der Weg zur Wissenschaft und zum höheren Leben. Wie viel könnte hierin der Vater seiner Tochter seyn! — Es bleibt also bey der Natureinrichtung, welche beiden Eltern das Kind übergab, daß zwar zunächst mit der männlichen Jugend das männliche Geschlecht, mit der weiblichen das weibliche sich bildend beschäftige, aber bey jeder doch beide Geschlechter zur vollendeten Erziehung zusammen wirken.

Die männliche Kraft wird leicht unbändig hinaustreiben, wenn nicht weibliche sie sanft zurückzieht: und die weibliche verliert sich leicht in sich selbst, wenn sie nicht durch die männliche erweckt und gehoben wird.

Auch in dem ganzen Gange der Erziehung läßt sich die Verschiedenheit derselben bey der männlichen und weiblichen Jugend bemerken. Der Knabe wird für das öffentliche Leben gebildet, das Mädchen für das häusliche. Er muß in die Welt, das Mädchen bleibt zu Hause. Aber indem der Knabe vielleicht frühe das elterliche Haus verläßt, so muß man sor-

gen, daß er sich nicht verliere, und darum komme er immer, wo er auch sey, in eine Familie, wo er wie zu Hause sey. Das Mädchen, damit es sich nicht versitze, komme ebenfalls in andre Familien, worin es wie zu Hause ist, und die Häuslichkeit von mehreren Seiten kennen lernt. Vortrefflich ist es, wenn befreundete Eltern in der Stadt und auf dem Lande sich gegenseitig ihre Mädchen auf eine Zeitlang übergeben; und ganz nach Wunsch ist es, wenn eine Freundschaft zwischen diesen Mädchen sich bildet, während sie auf dem Lande ihre Blumenkränze flechten, oder ihre Gewächse begießen, oder in der Stadt an ihrem Nähtahmen sitzen, und ihre Bekannten besuchen. Aber das Mädchen, welchem eine vollendete Bildung zugedacht ist, muß auch weiter in der Welt kommen, um die Menschen weiter kennen zu lernen, und sich in alle Verhältnisse würdig zu finden. Allerdings muß dieses stufenweise geschehen, so daß bey jedem Schritte ihre Tugend gesichert ist, und diese grade jetzt dieses Schrittes bedarf, um sich weiter zu entfalten und zu stärken, bis sie in den schwierigsten Fällen des häuslichen und öffentlichen Lebens mit weiblicher Würde und Anmuth erscheint. Die gebildete Jungfrau wird so in einer selbst schmutzigen Landhaushaltung wie an dem glänzenden Hofe Lebensgeschicklichkeit gewinnen. Und so hat das Mädchen auch seine höhere Schule. Von den kleinsten häuslichen Geschäften an bis dahin, daß ihm die Mutter die Küche, oder den Garten, oder den Weißzeugschrank u. dergl., etwa umwech-

selnd anvertraut, und von dem Leben in dem stillen elterlichen Hause an, bis zum geschäft - oder geräuschvollen Aufenthaltsorte.

Eine kurze Uebersicht der Behandlung, wie sie beiden Geschlechtern gemein ist, möge folgendes seyn.

Von dem 4ten Jahre an hat sich allmählich die Erziehung der Kindheit darin geändert, daß mehr Unterricht ertheilt wird, und sie überhaupt mehr positiv wirkt. Bis gegen das 8te Jahr hin Sinnen- und Verstandesübungen, und sorgfältige Bestimmung des Thätigkeitstriebes. Die Freundlichkeit und Liebe verbindet sich immer mehr mit Ernst.

Von dem 8ten Jahre an ernstlicheres Lernen und immer mehr geordnete Thätigkeit; fortgesetzte genaue Aufsicht.

Von dem 13ten oder 15ten Jahre an (ersteres bey Mädchen, letzteres bey Knaben,) tritt wieder mehr die Freyheit des Zöglings hervor, nachdem sie ist vorbereitet worden. Das Lernen wird immer mehr Hauptsache des Lebens, aber auf der andern Seite muß die Leitung des jungen Menschen immer mehr durch Milde und Strenge, in genauester Verbindung, seine Freyheit anerkennen und richtig lenken.

Von dem 18ten Jahre an ist diese Leitung, obgleich immer noch elterlich, doch möglichst freundschaftlich geworden. So geht die Erziehung im engeren Sinne zur Erziehung im weiteren über, worin der Mensch sein ganzes Leben hindurch unter der

Waltung der Freundschaft und Liebe, und in den mancherley Lebensverhältnissen durch seinen eignen Genius sich bildet.

Nirgends sey ein Stillestehen; alles Erzogenwerden ein fortfließendes Ganze zum Selbsterziehen.

Nie mache man einen Sprung; ohne eine Lücke zu lassen sey immer die folgende Bildung durch die vorhergehende vorbereitet.

Nichts werde übertrieben, sondern genau werde der Entwicklungsgang der Natur befolgt.

Wo die Natur dem Geiste Ruhepunkte setzt, da halte auch das Antreiben im Lernen etwas inne, z. B. wenn ein Wachsthumsknote bricht, und die Kraft zum körperlichen Treiben stark in Anspruch genommen wird. Eben so sey man nachsichtiger und schonender, wirke aber sorgfältiger im Stillen durch Sicherung gegen üble Eindrücke und durch unmerklichen Einfluß, wenn die kritischen Perioden eintreten, wo die Kraft auf allen Seiten sich im gereizten Zustande befindet, und die Kinder aller Bildung zu widerstehen scheinen, in den sogenannten Flegeljahren. Diese Periode ist zwar sehr bedenklich, aber ihr guter Ausgang beruht auf der vorhergehenden Erziehung. Würde auch in solchen Perioden eben nichts weiter geführt, und das Eingesammelte nur erhalten und vor Verderben verwahrt, so ist damit doch nichts in der Erziehung verloren, und in der folgenden Periode gehen die Fortschritte desto besser.

Auf ähnliche Art verhält es sich mit den Zuständen von Krankheit. Es ist wahr, mit kranken Kin-

dern ist nicht viel anzufangen, und sind sie anhaltend siech, so leidet alles darunter, Frohsinn, Folgsamkeit, Fleiß, und eine Menge Unarten finden sich ein, gegen welche man nicht einmal hart ankämpfen darf. Der Erzieher kann da nur, gleich dem Schiffer bey widrigem Winde, laviren. Indessen läßt sich doch vieles thun, wenn sich Schonung mit Festigkeit vereinigt, und beides durch Einsicht in den Charakter des Kindes, um ihm ja nicht zu viel nachzugeben, geleitet, und durch Gewandtheit, um immer gute Erregungsmittel aufzufinden, ausgeführt wird. — Es ist merkwürdig, was die Erfahrung hierin lehrt, daß solche Verschuldungen der Natur auch bald wieder durch die Natur gut gemacht werden. Nie sah ich bedeutende Unarten durch Krankheiten allein entstehen, und die da etwa entstanden waren, verloren sich bey dem genesenen Kinde bald wieder, wenn die Erziehung überall das Ihrige that. Sie sind wenigstens lange nicht so schlimm und so bleibend, als die in dem gesunden Zustande sich erzeugen.

Dritte Abtheilung.

Unarten und Heilung derselben.

Die Unart ist die Abweichung von der guten Natur, oder eine falsche Richtung, welche der Charakter in der Kindheit seiner Bestimmung zuwider nimmt. Ob sie gleich dem Kindesalter hauptsächlich eigen sind, so laufen sie doch in der folgenden Jugend immer fort, werden stärker, und gehen in Verdorbenheiten über. Man kann die Unart auch den Anfang einer Verdorbenheit nennen. Da nun die Natur eines freyen Wesens beständig ihre Richtung verändern kann, so muß sie immer sich selbst ihre gute geben, oder in der Kindheit sich geben und erhalten lassen, wenn sie nicht von ihrer Güte abirren soll. Die Unarten entstehen also durch Vernachlässigung oder Schiefheit der Erziehung. Sie sind überall zu erkennen, wo etwas Gutes seyn sollte, und statt dessen die Kraft verwildert ist, theils als das diesem Guten Entgegengesetzte, theils als eine Einseitigkeit, worin dieses Gute aufhört etwas Gutes zu seyn. Z. B. wo der Fleiß fehlt, ist entweder Faulheit, oder

unruhige, unzweckmäßige Thätigkeit. Ihre Heilung kann zwiefach seyn, nämlich entweder, indem man ihr geradezu entgegengeht, oder indem man durch die Tugend, welche statt ihrer da seyn sollte, sie verdrängt. Es sind demnach immer zwey Unarten zweyen Tugenden gegenüber, (so wie in dem entschiedenen Charakter zwey Laster); und da jede Unart wiederum sich verstärkend andre nach sich zieht, die aus ihr hervorgehen: so giebt es so viele Reihen von Unarten, als es Tugenden des Kindes giebt.

Es giebt zwey Mittel gegen die Unarten: Erstens ein negatives, welches darin besteht, daß man die Aufmerksamkeit des Kindes auf etwas anders lenkt, im Ganzen sowohl als im Einzelnen; Zweytens ein positives, die Strafen. Strafe ist hier die dem Zöglinge nach dem Ermessen des Erziehers zugefügte unangenehme Empfindung, welche jener durch seine Unart verschuldet hat, und die ihn bessern soll. Sie ist ein nothwendiges Uebel, und immer auf irgend eine Art zugleich nachtheilig. Nur sey sie gerecht, wo möglich der Natur der Sache angemessen, möglichst schonend, aber doch auch nicht zu schwach, und in dem früheren Alter mehr sinnlich; (also z. B. Schläge eher dem kleinen Kinde als dem 12jährigen). Sie sey die Darlegung des strengen Ernstes, aber die Freundlichkeit der Liebe blicke hindurch; daher trage man nach vollzogener Strafe dem Zöglinge nichts weiter nach. Sie soll als strenges Reizmittel geistig wirken. Insoferne kann man die hier folgenden Heilmittel Strafen nennen. Was Recht und Pflicht über Strafen und

überhaupt bey der Erziehung sagt, darüber am Schlusse dieses Werkes noch eine Betrachtung.

1) Die ersten beiden Reihen können nichts anders seyn, als auf der einen Seite, was der guten Richtung der Kraft zuwider ist — d. i. was zur Bosheit hinführt, wodurch das Kind ein boshaftes (oder auch bösartiges) Kind ist, und auf der andern Seite der bloße Mangel des edlen Strebens, d. i. Trägheit. Mitten inne liegt die Tugend der freundlichen Aufmerksamkeit. Wird nun diese nicht genug geübt, so werden die Kinder leicht entweder boshaft oder träge; denn das Schlechte keimt und treibt hervor, wo das Gute nicht gepflegt wird. Durch äußerliche Einwirkung wird das Kind boshaft, wenn zwar seine Aufmerksamkeit geübt wird, aber es dabey eine unfreundliche Behandlung erfährt. So ist es z. B. bey Kindern, deren Sinne man beschäftigt, hauptsächlich für die Eßlust, oder die durch ihre Gespielen beständig genöthigt sind über ihre Sachen oder Person zu wachen, oder die man durch ewiges Tadeln und Schelten zu einer Achtsamkeit auf sich selbst zwingt, welche bis zur Ueberspannung geht; Kinder, welche dabey noch obendrein von den Domestiken, oder von Eltern, die sich im gereizten Zustande herumtreiben, angefahren, geängstigt, geschlagen werden, und am Ende nicht zur Aeußerung von ihres Herzens Gefühlen gelangen; — das traurige und häufige Schicksal des Bauernstandes, und der reichen oder vornehmen Häuser. In dem Mittelstande finden

sich daher nach Verhältniß die wenigsten boshaften Kinder, und grade die Hofmeister müssen sich am meisten auf dieses Uebel gefaßt halten. So wie das Uebel nun weiter erwächst, wird es in Spielverderbery, Tücke und Lügenhaftigkeit, in Arglist, Schadenfreude und mehrere ähnliche Laster durch die Leidenschaften der Gehässigkeit und Selbstsucht hindurch übergehen.

Das Mittel dagegen ist zwiefach. Das erste und nothwendigste: Man verwandle baldmöglichst die ganze Behandlung des Kindes, indem man es der ungünstigen Gesellschaft und Umgebung gänzlich entreißt, ihm mit Liebe und Freundlichkeit entgegen kommt, ihm heitere Stunden gewährt, sein Zutrauen gewinnt, und seine Aufmerksamkeit durch Sinnenübungen und andre Beschäftigungen angenehm unterhält. Dabey aber das zweyte, oder das direkte Mittel. Man gestatte keine boshafte Aeußerung, indem man vorerst warnend, belehrend, auch die Gelegenheit verhütend, dann aber strafend, und das mit unerbittlicher Strenge, festen Widerstand leistet, doch so, daß bald wieder jene Freundlichkeit eintritt. Die Palliativmittel sind gewöhnlicher, nämlich: theils die letztere Strenge ohne das erste Mittel der Milde, theils Liebkosungen, oder Ableitungen auf etwas anders, wodurch wohl manchmal eine Mutter wähnen mag, den kleinen Trotzkopf gebessert zu haben, während sich das Uebel nur verborgen hat, und zu seiner Zeit wieder mächtiger hervorbricht. Nur jene beiden

Mittel zusammen geben, wenn die Natur noch gut genug ist, die Radikalkur.

Träge wird das Kind, wenn man seine Aufmerksamkeit theils zu wenig, theils zu flüchtig unterhält. In jenem Falle entsteht Unthätigkeit des Geistes, Stumpfheit, wohl auch Dummheit, obgleich vielleicht körperliche Thätigkeit Statt finden mag. Dieses sieht man bey den sogenannten Gassenjungen, und überhaupt bey den Kindern, welche nicht zur Schule ꝛc. gehalten, und auch an kein verständiges Thun und Treiben — etwa durch verständige Spielkameraden, oder durch eine aufregende äußere Natur — gewöhnt werden. Im andern Falle wird das Kind flüchtig, zerstreut, unbändig, und mag nichts mit Beharrlichkeit ausführen. Es wird also nichts recht lernen; allenfalls dasitzen, sich etwas vorsagen lassen, auch gerne lesen, aber in allem sich an das Beschäftigtwerden gewöhnen, und selbst in dem scheinbar talentvollen Spiele seiner Phantasie doch nichts anders als Passivität zeigen. Dahin verderben gemeiniglich die halbgebildeten Eltern — d. i. die Stände, worin heute grade dieser Dichter, oder dieser Philosoph ꝛc., morgen ein andrer Mode ist, unsre sogenannten gebildeten Stände — ihre Kinder, indem sie bey ihnen etwas thun, aber nichts nach vernünftigem Plane, nichts mit Festigkeit, und sich dabey an dem Genie ihrer flatternden Knaben ergötzen. Auch solche sind es, worauf sich die Hofmeister gefaßt halten können, besonders da, wo ihnen Eltern und Kinder mit Ansprüchen auf die neueste Bildung

entgegen kommen. Sie können hier mit Zuverläßigkeit leere Menschen in den Kindern weissagen, wo nicht Taugenichtse und Wüstlinge, Menschen, die sich doch vielleicht in der Welt lernen durchzutreiben.

Das Radikalmittel ist Umänderung des ganzen Wesens. Die so verwöhnten Kinder bittweise zum Lernen und zu andern Anstrengungen zu bringen, schmeichelt vielleicht den neuen Erzieher bey den Eltern ein, aber die Zeit, wo es scheinbar hilft, geht bald vorüber. Nein gradezu muß entgegengewirkt werden. Nichts lasse man dem Kinde als gut gelten, wodurch es bloß scheint. Je mehr man sein sogenanntes Genie bewundert hat, desto schärfer bemerke man seine Kraft - und Talentlosigkeit. Aber zugleich wirke man indirekte; man frische seinen Muth auf, man strenge es an, aber stufenweise und methodisch, man steigere seine Kraft und sein Selbstgefühl. Dieser Weg ist freylich langsam. Oeftere Erfahrung sagt uns, daß die auf solche Art verdorbenen Knaben bey der neuen Behandlung kaum in Jahr und Tag dahin kommen das Lernen zu lernen, und so lange zu warten, dazu haben gewöhnlich die Eltern, welche Früchte vor der Zeit, und wo sie nicht gepflanzt haben, ernten wollen, am allerwenigsten Lust. Unsere Institute für die verzogenen Söhnchen aus reichen Handelshäusern ꝛc. wissen das freylich besser zu machen; sie lassen sie in den ersten 4 Wochen deutsche und französische Briefe recht sauber nach Hause schreiben, und das gilt. Sie ernten in der Gegenwart, so wie die Eltern vor der Zeit ernten, und

wenn die Zukunft den Betrug auch leicht entdecken kann, so bleibt ihnen doch in der Welt — das Ihrige! Der ehrliche treue Erzieher muß zurückstehen. — Diese Bemerkung über die unter uns öffentlich und ohne Ahndung getriebene pädagogische Quacksalberey möge hier grade stehen, aber sie gilt für Mehreres.

Von dem Naturell aus angesehen, findet sich bey dem festen, bey dem tiefen, und bey dem ruhigen mehr Anlage zu den Unarten der Bosheit; dagegen bey dem weichen, oberflächlichen, raschen mehr zu den Unarten der Trägheit, wenn in jenen mehr Haß ist, und in diesen bloß Mangel der Liebe. Ist aber in diesen mehr Haß, und in jenen bloß solcher Mangel, so findet sich dort die Trägheit ein und hier die Bosheit. Und so gestalten sich diese Unarten vielfach, erzeugt durch die Freyheit (in dem unerklärbaren Daseyn des Hasses und Nichtdaseyn der Liebe,) und durch das Naturell, und nach Beschaffenheit der oben angegebenen äußeren Einwirkung geschieht ihre Entwicklung.

2) Zwey Reihen von Unarten sind ferner dem Fleiß entgegengesetzt, die Faulheit und die falsche Thätigkeit. Die Faulheit entsteht in dem trägen Kinde aus der Verwöhnung an Unthätigkeit, insbesondre an körperliche Ruhe. Da, wo man den Kindern gütlich damit thun will, wie es bey dem Bettelvolke ist, aber auch häufig bey den Bauern, (besonders bey denen, die neben oder hinter dem langsamen Ochsen hergehen,) ist die Faulheit am

meisten zu Hause, und daher erblich; doch fehlt sie nicht auch in den vornehmeren Häusern da, wo man zu wenig die Thätigkeit des Kindes erregt. Man findet sie theils mehr im Geistigen, theils mehr im Körperlichen, theils in beidem zugleich. Da nun doch der Trieb immer stärker für den Genuß wird, alle Kraft, die durch die Thätigkeit abgeleitet würde, in sich ziehend, so wird das faule Kind leicht gefräßig, diebisch, lügenhaft, wie auch unreinlich; am gewöhnlichsten scheint das bey Mädchen zu besorgen zu seyn.

Das Mittel dagegen ist von der Natur selbst angegeben: die Noth treibt den Menschen zur Arbeit. Also lasse man nur getrost das faule Kind an diesem und jenem, wohin grade sein Begehren geht, Mangel leiden, und so lange, bis er ihm recht empfindlich wird, wenn es nicht erst durch irgend eine Arbeit seine Bedürfnisse, selbst auch das Essen verdient hat. Man weiß von Verbesserungshäusern, worin durch die dringendste Noth der Faule immerfort getrieben wird etwas zu thun, wenn er nicht umkommen will, und man will Beyspiele haben, daß solche ältere Personen wirklich dadurch sind gebessert worden. Wenigstens kann man bey Kindern sichrer auf die gänzliche Heilung rechnen, weil bey ihnen die Kraft so gerne zur Thätigkeit hintreibt und noch keine hartnäckige Gewohnheit entstanden ist. Aber eben darum verleide man ihnen auch die Arbeit nicht, man gebe ihnen nie mehr als sie bestreiten können, man gewöhne sie nur allmählich an

mehrere Anstrengung, und suche sie dabey durch ihr erhöhtes Selbstgefühl, also durch mäßiges Lob und übrige freundliche Behandlung aufzumuntern. In dem früheren Alter wird es hauptsächlich die körperliche Anstrengung seyn, woran man das Kind vorerst zu gewöhnen hat.

Die Unreinlichkeit ist nichts anders als Faulheit, die durch Mangel der Schamhaftigkeit unterstützt wird. Hier hilft nur unerbittliche Gewöhnung.

Die falsche Thätigkeit (Flatterhaftigkeit,) entsteht dadurch, daß man das Kind, das übrigens zu Beschäftigungen erregt ist, doch dabey zu viel sich selbst überläßt, und es nicht an Beharrlichkeit gewöhnt. Da giebt es ein unruhiges, herumflatterndes Treiben; mit Hitze fängt das Kind etwas an, läßt es aber bald wieder liegen, und fängt etwas Neues an; endlich mag es gar nichts mehr anfangen, als etwa Herumlaufen, Spielen, die Phantasie unterhalten u. s. w. So geht diese Thätigkeit nicht nur in Zerstreuungssucht, sondern selbst in Faulheit über. Nicht selten sehen wir dieses in den gebildeten Ständen. Hier wird nämlich vielerley mit den Kindern angefangen, und nichts genug beharrlich durchgeführt; kommt nun noch der spielende Unterricht hinzu, so ist das Uebel völlig begründet. Auch bringen es viele Schul- und Erziehungsanstalten durch ihre Realien und ihr Vielerley hervor. Ueberhaupt haben die herrschenden schlechten Methoden dieses, in unsrer Welt des täglichen Lebens sowohl als der Literatur so sichtbare, Uebel verschuldet. Man entdeckt es

gewöhnlich erst ganz bey dem Jüngling auf der Universität, und bey dem Mädchen, wenn es in die gesellschaftlichen Zirkel eintritt; da zeigt sich dann der Mangel des Triebes für ernstliche Beschäftigung und der Hang zum leeren Geschwätze oder zu Lustbarkeiten.

Die Heilung ist nicht leicht, wenn die Kinder bey diesem Uebel etwa schon 7 Jahre alt geworden wären. Man muß hier ganz von vorne anfangen ihre Aufmerksamkeit zu üben, dabey erhalten sie leichte und immer schwerere Aufgaben, jedesmal so, daß man voraussieht, sie werden sie lösen können, während dem entfernt man alles, was zerstreuen kann; auch werde das Lernen ganz vereinfacht, nur Ein Gegenstand vorgenommen und zu Ende gebracht, und dieses hauptsächlich nach der Pestalozzischen Lehrart. Hat das Kind nur einmal sich die Freude erworben, etwas zu Stande gebracht zu haben, so wirkt das unbeschreiblich, aber der gewonnene Sieg muß alsbald verfolgt werden. Ueberhaupt giebt es hier kein gründlicheres Heilmittel, als die wahre Lernmethode, ausgehend von dem Anfangspunkte in der Selbstthätigkeit des Kindes, und lückenlos fortschreitend; dieses läßt sich allerdings auch auf die körperliche Thätigkeit anwenden. Alles andre Künsteln, womit man die Anstrengung umgehn will, z. B. daß man dem Kinde die Sache angenehm machen, gleichsam überzuckern möchte, ist ein leidiges Palliativ, ja es macht nur Uebel ärger.

Das negative Naturell ist mehr der Faulheit

fähig, besonders wenn es Kälte in sich hat. Das positive, besonders das lebhafte, mehr der flatternden Thätigkeit.

Da es grade die Sache der menschlichen Trägheit ist, nicht ganz müßig und doch nicht ernstlich thätig zu seyn, so finden sich eine unzählige Menge von Unarten eines schlechten Spiels der jugendlichen Kräfte ein; man nennt sie gewöhnlich Unarten im engeren Sinne. Ungeberdiges Wesen, faule Stellungen des Körpers, Plumpheit, Lärmen, lautes Lachen, Aeußerungen des Unverstandes und der Dummheit, Gefräßigkeit, Naschhaftigkeit u. dergl., lauter Körper- oder Seelenthätigkeiten, wo sich das Kind der Sinnlichkeit hingiebt, und, seine Trägheit darin verrathend, einen widrigen Eindruck auf die Personen umher macht. — Auch hier giebt es kein andres Mittel, als die Kraft des Kindes im Ganzen zur Anstrengung zu gewöhnen, aber dabey auch selbst durch kräftige Strafmittel, die unartige Gewohnheit anzugreifen. Doch muß man mit solchen Bestrafungen ökonomisch verfahren, damit sie nicht zu oft kommen, und das edlere Gefühl abstumpfen. Nichts ist nachtheiliger, als z. B. das ewige Schelten gegen eine Unart; lieber schaffe man erst, gleich den behutsamen Aerzten, Ein Uebel weg, ehe man das andre angreift. Auch giebt es hier, jedoch nur im hartnäckigsten Falle anzuwenden, physische Mittel, z. B. man giebt in den Näschereyen ein Brechmittel, man bestreicht den Finger, der oft in den Mund genommen wird, mit etwas Bitterem ꝛc.

Eine der ärgsten Unarten aus dieser Klasse, die häufig genug vorkommt, ist das Benetzen des Bettes im Schlafe. Es kann durchaus verhütet werden, wenn die natürliche Schamhaftigkeit des Kindes schon in seinem ersten Lebensjahre benutzt wird, und man es gewöhnt, den Ausleerungstrieb so in seine Gewalt zu bekommen, daß dabey der Trieb der Reinlichkeit eben so als Naturtrieb im Schlafe empfunden werde. Das 3jährige Kind wird alsdann auf keine Art mehr das Bett verunreinigen. Aber jene Gewöhnung muß auch so beschaffen seyn, daß man nicht zu viel das Kind anhalte, ihm seinen Schlaf unterbreche, es zu den Ausleerungen reize u. dergl.; — denn die Erfahrung lehrt, daß grade dadurch das Gegentheil bewirkt wird, das Kind verliert nämlich alsdann die Gewalt über sich selbst, und die Natur wird gestört. Wenn nun aber einmal die Unart da ist, was ist zu thun? Vor allen Dingen untersuche man die Ursache. Liegt sie in der Verwöhnung, so kann nur der Ernst, der dem Kinde recht empfindbar werden muß, hier helfen, wobey man ihm zugleich die Enthaltung möglichst erleichtert. Man giebt ihm Abends weniger zu essen, besonders aber keine Speisen, die auf den Urin treiben, man läßt es vor dem Schlafengehen sich entledigen, man warnt es dann, man weckt es auch wohl in der Absicht auf, einige Zeit hindurch, und zwar gegen Morgen, und wenn es nun dennoch das Bette verunreinigt hat, so läßt man unmittelbar die gedrohte Strafe folgen. Diese muß sinnlich fühlbar seyn, je jünger das Kind ist — also einige empfind-

liche Schläge, und wenn es älter ist, eine gradweise steigende, auch wohl mit Schlägen verbundene Beschimpfung. Ich weiß wohl, daß diese Strafen viel Uebel mit sich führen, ja daß sie sogar in vielen Fällen anhaltend und in zunehmender Strenge müssen angewendet werden: aber ich muß sie dennoch für nothwendig erkennen, wo jene gelinderen Mittel nichts mehr helfen, weil einmal die Unart nicht geduldet werden kann. Ist aber ein sehr tiefer Schlaf, oder ein physisches Unvermögen, oder sonst etwas in dem Organismus die Ursache, so ziehe man den Arzt zu Rathe. Nicht selten findet sich in den Zeiten des verstärkten Wachsthums, oder bey Veränderung der Luft und der Lebensmittel auch bey wohlgezogenen Kindern dieses Uebel ein, aber doch nur vorübergehend, wenn man es nicht durch Mangel der Aufsicht einreißen läßt; ernstliche Warnungen dürften hinreichend seyn.

3) Zwey Reihen von Unarten sind dem Frohsinne entgegengesetzt: Trübsinn und Leichtsinn. Das düstre, verdrießliche, dumpfe und mürrische Wesen wird den Kindern leicht zur Gewohnheit, so sehr auch die Natur zur Freude treibt; man darf sie nur unfreundlich behandeln, oder auch nicht gegen die Langeweile schützen. Aus beiden Gründen sind es die gewöhnlichen Unarten des ohnehin zum Ernste geneigten Deutschen, ganz besonders in dem Bauernstande. Aber auch durch allzu ängstliche Behandlung und Verweichlichung entsteht bey manchen Kindern selbst eine Aengstlichkeit, die in Trübsinn oder Aergerlichkeit

übergeht, oder wodurch sich so leicht die üble Laune erzeugt. Dieses ist mehr der Fall in guten Familien der höheren Stände, in welchen etwa eine beschränkte Ansicht des Lebens herrscht. Mit den Jahren geht hieraus entweder ein feiger und zur Sorglosigkeit geneigter, dem inneren Frieden stets widerstrebender, oder ein mürrischer, mit Gott und der Welt unzufriedner, von Bitterkeit und Quälgeist durchdrungener Charakter hervor. Das ganze Menschenleben wird nur zu leicht dazu mitwirken.

Diese Unarten sind ebenfalls nur im Anfang ganz heilbar. Vor allen Dingen muntere man das Kind auf, so viel man kann, bewahre es vor der Langeweile, und lasse es in seiner Körper- und Geistesthätigkeit recht zu dem wohlthätigen Selbstgefühle gelangen. Dabey aber muß man auch gradezu den Trübsinn angreifen. Dieses geschieht, indem man, ohne darauf zu achten, von dem Kinde Arbeit und Muth verlangt, und, wenn es üble Laune hat, ihm desto mehr aufgiebt. Ja, selbst Strafen wirken alsdann meist sehr wohlthätig, weil dadurch die Stimmung der Kinder umgewandelt wird, und sie aus dem unbehaglichen Zustande, wo sie nicht wußten, was sie wollten, heraus versetzt werden; denn sie werden nun auf etwas ganz anders aufmerksam gemacht; man sieht sie gemeiniglich nachher viel heitrer. Sind doch die Erwachsenen hierin noch wie die Kinder; wenn es ihnen zu wohl geht, bekommen sie am leichtesten üble Laune, haben sie aber wirklich Mühe und Noth, so finden sie am ersten

den heiteren Sinn wieder. Die Volkssprache sagt bezeichnend von solchen Menschen, die nicht wissen, was ihnen fehlt, weil sie es zu gut haben, „man muß ihnen den Brodkorb höher hängen.“ So gewiß indessen die Nachgiebigkeit das mürrische Wesen der Kinder vermehren würde, so nachtheilig wäre auf der andern Seite fortgesetzte Unfreundlichkeit. Die Hauptsache bleibt also: fröhliche Umgebung, liebevolle Behandlung, regelmäßige Beschäftigung, aber mitunter, wenn es Noth thut, unerbittliche Strenge.

Der Leichtsinn entwickelt sich gemeiniglich erst ganz gegen das Jünglingsalter hin, aber frühe ist er schon da als Unachtsamkeit, Flatterhaftigkeit und Gedankenlosigkeit; und so entsteht er durch eine solche Vernachlässigung des Kindes, wobey man alles für es thut, aber gar nicht seine eigne Thätigkeit übt, und es bey seinem frohen Wesen sich ganz selbst überläßt. Daher ist Leichtsinn ein Uebel der höheren Stände, insbesondre des weiblichen Geschlechts. So haben die ordentlichsten und sorgfältigsten Hausmütter oft die nachlässigsten Töchter; und woher kommt dieses anders, als weil sie ihren Töchtern alles vorthun, und sie gar nicht zur eignen sorgfältigen Thätigkeit kommen lassen? — Das unbesonnene Kind wird leicht ein ausschweifender Jüngling, oder ein leichtfertiges Mädchen, und endlich ein charakterloser Mensch.

Ist die Unart einmal da, so kann man nicht genug die Achtsamkeit des Kindes üben, und das

Kind gewöhnen, sie auf sich selbst zu lenken. Man gebe ihm nur viele Beschäftigungen und Gelegenheit zu Unternehmungen, wobey es sich leicht wehe thun kann, ohne sich beträchtlich zu beschädigen; z. B. der Knabe möge Vogelnester im Dorngebüsche suchen, das Mädchen mag die Rose selbst brechen; sie mögen sich ihr Obst u. dergl. auf eine Zeitlang selbst aufbewahren ꝛc. Man versage dem unbesonnenen Knaben ja nicht alle Unternehmungen; im Gegentheile, man führe ihn dazu an, unter Aufsicht und mit Anweisung, damit er seine Kraft recht kennen und abmessen lerne, und bey Zeiten allenfalls auch durch Schaden klug werde. — Ein zwar indirektes, aber vielleicht das wirksamste Mittel gegen den Leichtsinn, besteht in fleißigen Uebungen des Gehörsinnes und Gedächtnisses. So sehr es übrigens eine liebevolle Behandlung mit sich bringt, daß man das leichtsinnige Kind vorher warnt, so darf doch dieses nur mit wenigen Worten geschehen, weil sonst gar nicht auf Achtsamkeit zu rechnen ist; auch ist das ein Palliativmittel, welches sogar der Gedankenlosigkeit Nahrung giebt, wenn man sich da viel in das moralisirende Sprechen einläßt.

Die positiven, festeren Naturen sind zum Leichtsinne am wenigsten geneigt, so wie die negativen und weicheren am wenigsten zum Trübsinne. Beide Fehlerhaftigkeiten sind mehr die Sache der übrigen Naturelle; nämlich der Trübsinn scheint sich lieber bey den positiven und tieferen, der Leichtsinn bey den negativen und ruhigeren (oberflächlicheren) Naturen

einzufinden, wiewohl die positiven, die mehr feurig sind, unter ungünstigen Umständen auch das letztere Uebel, und die negativen, welche mehr stark sind, das erstere leicht annehmen.

Auf gleiche Art sind zwey Reihen von Unarten dem frommen Sinne des Kindes entgegen, Unfolgsamkeit (Ungehorsam) und Unselbstständigkeit. Wir haben schon früherhin gesehen, wie das Kind allmählich herrschen lernt, und wie die Unart des Kommandirens eine der ersten ist, auch wie sie sich bald mehr negativ, d. i. als Eigensinn, bald mehr positiv, d. i. als Eigenwille darlegt. Sowohl mit dem einen als mit dem andern verbindet sich alsdann sehr leicht Gefühllosigkeit und ein Hang zum Widerstreben gegen die Eltern oder Führer, und das Kind wird überhaupt widerspenstig. Nachgiebigkeit der Eltern bringt von der einen Seite das Herrschenwollen der Kinder hervor. Aber dieses würde nur in einzelnen Zuständen eintreten, und das eigensinnige oder eigenwillige Kind würde doch vielleicht im Ganzen ein kindliches Herz haben, wenn nicht zugleich die Erzieher selbst lieblos, eigensinnig und ungerecht gegen das Kind seyn werden, und dieses durch ihre Tyranney zur Empörung reizen. Es gehört in der That viel dazu, bis die Kindlichkeit gegen die Eltern ganz verdrängt wird. Aber es fehlt nicht an Familien in allen Ständen, wo es so recht darauf angelegt ist, und daher kommt besonders in den reicheren und

höheren der Haß der Kinder gegen ihre Eltern, weil sie sich nämlich oft bloß zum Mittel des Ehrgeizes oder der Geldsucht ihrer Eltern gemacht sehen, und in diesen nur die Störer ihrer jugendlichen Freuden, oder gar etwas Schlimmeres erblicken, und an gar kein freundliches und zutrauliches Verhältniß mit ihnen gewöhnt sind. Auch schon bloß der Mangel von natürlicher Zärtlichkeit erklärt den unkindlichen Sinn der Kinder in vornehmen Häusern. In dem Bauernstande herrscht wegen der sogenannten Affenliebe zwar Eigensinn und Eigenwille vielleicht mehr als irgendwo, aber es ist doch dabey die gegenseitige Liebe und der kindliche Respekt nicht selten. Dagegen ist es nirgends schlimmer, als in den armen städtischen Familien, und in dem Mittelstande auf dem Lande, wenn man den Kindern zuviel nachgiebt, und sie dabey von Seiten des Kopfes und des Herzens verwahrloset. Diese kommen bald dahin, ihre Eltern bloß zum Mittel zu machen, und sie auf das schändlichste zu hintergehen. Da ist es bey den Zigeunern noch besser. — Die Folgen solcher Unnatur sind die schrecklichsten, weil grade hier die tiefste Unnatur ist; man wundre sich nicht, wenn aus solchen Kindern boshafte, tückische, menschenfeindliche Geschöpfe werden, Ruhestörer, Tyrannen, gottloses Volk. Das ist noch der Vorzug unsers Bauernstandes, daß der fromme Sinn der Kinder da ernstlich gepflegt wird, und gewiß auch der Vorzug aller der wahrhaft gebildeten Familien, deren sich doch unser Vaterland nicht in kleiner Anzahl zu erfreuen

hat. Auf der Frömmigkeit unsrer Jugend beruht unsre Hoffnung. Keine Lebenswahrheit ist älter und heiliger als die: Verehrung der Eltern bringt den Segen auf Kinder und Kindeskinder, so wie es keine Weisheit giebt ohne Gottesfurcht. Wenn aber einmal die Jugend hierin vernachlässigt ist, so läßt sie sich schwer wieder zurecht - und nie ganz wieder zurückführen. Man sey also ja darauf bedacht, alle Unarten, die hierher gehören, in ihrer Geburt zu ersticken.

Das Heilmittel ist einfach, wenn es frühe angewandt wird. Die ganze Behandlung und auch wohl die äußerliche Lage des Kindes muß umgeändert werden. Die Menschen umher muß das Kind respektiren und lieben lernen. Alle unzeitige Nachgiebigkeit hört jetzt auf, fester Ernst steht dem unfolgsamen Kinde entgegen, wenig wird ihm verboten, aber unbeweglich darauf gehalten, der Wille des Erziehers muß dem Kinde werden, wie der Wille der Natur, die nicht den Ast mit den Kirschen zu ihm herabsenkt, wenn es verlangend hinaufsieht: aber übrigens werde das Kind von Herzlichkeit und Freundlichkeit auf allen Seiten umschlungen. Wenn dieses genau befolgt wird, so sind wohl keine Züchtigungen des Ungehorsams nöthig, oder sie werden doch immer seltner nöthig seyn. Desto mehr ist es nöthig das Gefühl des Kindes zu erwecken, und dieses kann nicht anders geschehen, als wenn es von liebenden, zärtlichen Menschen, die ihm aber in nichts zu Gebote stehen, umgeben ist. Je größer der Eigenwille,

um desto fester setze der Erzieher seinen Willen entgegen; je unbeweglicher der Eigensinn, um desto weniger achte man darauf; aber man suche Anfangs so viel möglich die Veranlassung dem Kinde zu vermeiden. So setze man es nicht leicht der Gefahr aus, daß es Ungehorsam gegen ein Gebot beweiset, man leite vielmehr das Gebieten so ein, daß man denken kann, das Kind werde es gerne befolgen, und geschieht dieses, so erfreue und erhebe man es mit liebevoller Anerkennung seiner Liebe. Fehlt dem Kinde dankbares Gefühl, so hüte man sich dieses durch Tadel erzwingen zu wollen, denn dadurch erwirbt sich der Wohlthäter nur Haß, und die Worte des Dankes wären dann nur niederträchtige Lüge. Gelegentlich aber belehre man es über die Häßlichkeit des Undanks; zugleich behandle man es mehr kalt und bloß rechtlich, damit es die Wohlthat als solche fühlen lerne. Fehlt es ihm an Vertrauen, so wird sich dieses leicht durch ein freundliches Betragen und durch kleine Hülfleistungen erwerben lassen. Ist nun von allen diesen Seiten die Kindlichkeit gewonnen, so kann es bey gehörigen Belehrungen auch an der Religiosität nicht fehlen: wird aber hierin ein Mangel bemerkt, so muß Lehre und Erregung des kindlichen Gefühls sich vereinigen, den unterdrückten Keim wieder möglichst zu erheben. — Schlimmer ist das alles, wenn es erst im späteren Knaben - oder gar im Jünglingsalter geschehen soll. Wer alsdann z. B. erst noch das Zutrauen seines Sohnes gewinnen will, muß zuförderst wohl prüfen, wodurch er ihn von sich zurück-

geſcheucht hat, und alles dieſes jetzt weglaſſen, wenn er es gleich mit hundert Gründen entſchuldigen könnte, als da iſt: Zürnen, Schelten, Moraliſiren; und dann muß er ſich zu dem Jünglinge gütig hinneigen, und in allen erlaubten und billigen Dingen ſich als den Theilnehmer an ſeiner — nicht des Mannes, ſondern des Jünglings — Freude beweiſen.

Die Unſelbſtſtändigkeit oder das Verlieren ſeiner ſelbſt iſt eine Hingebung des Kindes, wobey es, obwohl mit Gefühlen der kindlichen Liebe, Dankbarkeit, Ehrfurcht und des Vertrauens, Verzicht auf eigne Kraft leiſtet, alſo eine träge Hingebung, die ſich in Unarten der Würdeloſigkeit äußert. Sie entſteht aus einem ſtarken ſympathetiſchen Zuge zu den Eltern, wobey das Kind übrigens verweichlicht und nicht genug zur Thätigkeit erregt wird; ſie iſt alſo bey gutherzigen Kindern allzu zärtlicher Eltern, und daher in einzelnen liebevollen Familien der gebildeten Stände zu finden. Doch auch in minder gebildeten, beſonders in ſtädtiſchen Familien, wo viel guter Sinn, Religioſität und Weichlichkeit herrſcht, ſieht man ſolche Kinder. Endlich auch bey den Zigeunern, unter welcher Nation eine ganz eigene Familienanhänglichkeit herrſcht. Nach der Beſchaffenheit der Kultur geſtalten ſich hieraus eigene Unarten. Dort Mangel an Offenheit und an Zutrauen gegen fremde Menſchen, auch wohl Liebloſigkeit, und nicht ſelten Widerrechtlichkeit; dabey ein Hang zur Gleißnerey mit allen ihren Folgen, (bis zum Charakter eines Blifil im Tom Jones.) In dem beſten Falle

giebt es einen Hang zum Mysticismus, ein in sich gekehrtes Wesen, ein Zurückziehen von den geselligen Geschäften und Freuden — und dieses geschieht sehr leicht bey Töchtern edler Bildung. Blödigkeit und leutscheues Wesen entsteht ebenfalls am häufigsten aus dieser Quelle dieser nicht selten bemerkten Unarten. Bey rohen Volksklassen entsteht sehr leicht Verlust des Ehrgefühls bey geistlichem Stolze, und auch ohne diesen ein Hang zu Lug und Betrug, zu Dieberey und andern Schlechtigkeiten. Es ist hieraus begreiflich, warum sich nicht selten bey solchen Leuten eine wahrhaft mystische Religiosität zeigt. Aber es entsteht auch unter Umständen jene sogenannte Faubasen-Gutherzigkeit hieraus, die sich in faden Schwätzereyen von Stadtneuigkeiten, und in andern Einschmeichlungen gefällt; am allerunleidlichsten an Knaben und Jünglingen! Grade solche geben sich dann aller Verführung Preis, lassen sich zum Besten haben, werden liederlich u. s. w. Und das ist gemeiniglich das Schicksal der gefälligsten Muttersöhnchen. — Gemeiniglich drückt sich dergleichen Verderben durch eine gewisse Schlaffheit des Körpers aus.

So selten es nun in Verhältniß gegen andre Unarten vorkommen mag, so hat man doch Ursache, auch dagegen wachsam zu seyn, und in Zeiten das Mittel zu gebrauchen. Dieses besteht darin: man legt wenig Werth auf die Beweise der weichlichen Liebe, und giebt einestheils Arbeiten auf, und übt in Anstrengungen den Gehorsam; anderntheils zieht man das Kind freundlich zu dem jugendlichen Froh-

sinne hin, und in die seinem Alter jedesmal angemessenen Freuden des häuslichen und geselligen Lebens. Bey blöden Kindern hat man da freylich viel Noth, indessen stufenweise lassen sie sich doch für die Gesellschaft gewinnen.

Die Kinder von positivem Naturell haben im Ganzen genommen mehr Disposition zu den Krankheiten der Unfolgsamkeit, und die von negativem Naturell zu der letzteren.

Außer diesen Reihen von Unarten bildet sich noch eine, welche in allen andern und auch in eignen Erscheinungen vorkommt. Diese sind die Unarten, welche im Dienste des Egoismus stehen. Weil nämlich der Mensch nicht das Böse als Böses will, sondern durch Sinnlichkeit hingerissen, sich in das Laster verliert, so giebt es auch keine eigentliche Bosheit im strengeren Sinne, wenigstens nicht in der früheren Jugend, sondern sie ist durch die Sinnlichkeit gemildert, und erscheint so als ein Beziehen alles Thuns und Treibens auf das eigene Ich, d. h. als Egoismus oder Selbstsucht. Dieses Uebel hat zwey Gestalten: einmal hat der Egoist immer seine Person an sich vor Augen, das andremal will er sich gerne im Besitze der Sachen sehen; dort ist er stolz oder eitel, hier ist er eigennützig; in beiden Fällen fehlt es ihm an Liebe überhaupt, sowohl zu Ideen, als zu Menschen. Diese Charaktere nun entwickeln sich durch folgende Unarten. Der Stolz:

die Eltern machen zu viel aus dem Kinde, es lernt auf sich reflektiren; was es spricht und thut, geschieht nicht mehr ganz ohne den Gedanken, damit etwas zu gelten; es zeigt sich immer anmaßender, weil man ihm keinen Widerstand leistet; dabey wird es kalt und untheilnehmend, will immer Recht haben, wird leicht beleidigt, kritelt, zankt, mag nicht nachgeben, besteht starr auf seinem Rechte, wird grob und schlägt um sich; oder hört Andre nicht an, und will nur auf sich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ziehen. Nicht selten bemerkt man solche Jünglinge oder Mädchen, die in den Gesellschaften diejenigen Leute, von denen sie glauben, daß sie nicht viel bedeuten, kaum einer Antwort, kaum eines Seitenblickes würdigen; in solchen hat sich der Hochmuth schon entschieden, es sey nun als Adelstolz, oder als Geldstolz, oder als Dünkel einer vornehmeren Bildung und dergl. So augenscheinlich solcher Egoismus in den höheren Ständen zu Hause ist, weil er immer von den Erwachsenen den Kindern eingeimpft wird, besonders wenn hierzu eine Anspornung des Ehrgeitzes in dem Lernen, oder ein frühes Einführen in die Zirkel der Erwachsenen kommt: so gewiß ist er doch auch in dem niederen Volksstande einheimisch, wo nämlich die Kinder gewöhnt werden, auf ihre Güter sich etwas einzubilden, und in ewiger Prozeßsucht aufwachsen, ohne daß ihr Herz dem Wohlwollen eröffnet wird, oder auch, wo sie mit ihrer körperlichen Ueberlegenheit etwas ausrichten. — Die Eitelkeit besteht darin, daß man sich gefällt und Andern gefallen will, und

daß dieses die Haupttendenz des Charakters ist. Das Kind wird dadurch eitel, daß es lernt die Aufmerksamkeit Andrer auf sich ziehen; man reflektirt zu viel auf sein artiges Wesen, man spielt mit ihm, wie mit einer Puppe, man putzt es heraus, man bewundert es, man läßt es noch einmal sagen oder machen, was man schön gefunden hat u. dergl. m. — kurz man gewöhnt es, zu repräsentiren, oder alles gleichsam vor dem Spiegel zu thun. Kein Wunder, wenn es auf Abgeschmacktheiten in seinem Reden oder Thun verfällt, womit es etwas vorstellen will; und noch ärger wird die Sache, wenn man mit ihm tändelt. Der Jüngling wird dann ein fader Elegant, oder ein Modemensch von andrer Art. Das Mädchen wird albern, putzsüchtig, kokett. Und da es an dem gediegenen Sinne für das Wahre und Gute fehlt, indem die Liebe dazu nicht durch Bildung erweckt worden, so ergeben sich beide der Eitelkeit im weiteren Sinne des Wortes, und jagen nach weltlichem Genusse. Schon in früher Jugend bemerkt man dieses in mancherley Unarten, z. B. in fadem Zeitvertreib, im Tändeln, in der Gefallsucht; und nicht etwa ist das weibliche Geschlecht hierzu vorzüglich geneigt, sondern es giebt gewiß eben so viele eitle Knaben, nur haben diese Unarten in jedem Geschlechte ihre eigne Form, und dem Mädchen steht es an, bis auf einen gewissen Grad gerne zu gefallen, was dem Knaben nicht geziemt. Am meisten findet sich dieses Uebel in den gebildeten Ständen, und zwar da, wo nur das Aeußere gilt, und der innere Werth wenig

in Betracht kommt. Die öffentlichen Auszeichnungen, welche hier die Kinder erhalten, wenn man z. B. ihr Klavierspielen oder dergl. bewundert, oder Prämien austheilt ꝛc., oder wenn man sie frühe zu den Lustbarkeiten führt, oder auch den konventionellen Ton lernen, und in Gesellschaften ihre Rolle spielen läßt, — dergleichen Unwesen unsrer verirrten Kultur befördert nur den Götzendienst der Eitelkeit. — In den niederen Ständen findet sie sich meist nur bey dem weiblichen Geschlechte, weil es da zu wenig für seinen Geist erhält, also seinen Vorzug hauptsächlich in den Kleidern sucht. Der Eigennutz entsteht in allen Ständen, und zwar am meisten durch das Beyspiel der Eltern, und durch deren Gewohnheit die Kinder überall auf ihren Vortheil aufmerksam zu machen. Zuerst wollen diese auch haben, was sie sehen, daß andre haben, alsdann nehmen sie diesen weg, was ihnen gefällt, oder sie theilen nicht gerne mit, und dieses alles zeigt sich freylich am ersten bey Eßsachen; aber bald geht es weiter, und ist man unvorsichtig genug, das Kind zu frühe mit Geld umgehen zu lassen, ihm auch etwa eine Sparbüchse anzulegen, so wird es auch frühe geldsüchtig. Daher giebt es so viele eigennützige junge Leute, die auf der einen Seite verschwenderisch, und auf der andern Seite so habsüchtig sind, daß sie sich auch vor Betrug und diebischen Entwendungen nicht schämen. Dieses letztere ist indessen darum selten, weil doch in den meisten Familien fremdes Eigenthum, besonders Geld, als eine heilige Sache angesehen wird. Daß der

Eigennutz bey den niedrigen Ständen in seiner groben Gestalt am häufigsten ist, kommt daher, weil da die Kinder nicht lernen auf den Geist säen. Am ärgsten wird es bey den Juden vom gewöhnlichen Schlage. Hier müssen aber auch die Kinder frühe genug alle Vortrefflichkeit des Menschen im vielgewandten Ausrechnen kleinlicher Vortheile finden lernen, und in solcher Uebung ist ihre Erziehung ohne Unterlaß betriebsam.

Die Mittel gegen alle Uebel des Egoismus sind hiernach leicht zu finden; sie sind ganz einfach. Man entreiße das Kind den Augenblick der Lage, in welcher man die Unarten ausbrechen sieht, sonst ist alles Arbeiten dagegen vergeblich. Dabey lasse man es tüchtig lernen, und sich wahre Geistesvorzüge erwerben, und so bis zum Jünglingsalter hinauf in der wahren Bildung zunehmen. Gegen Stolz und Eitelkeit giebt es einmal kein andres Mittel, als das Gefühl wahrer Vollkommenheit, in dem Streben nach dem Vortrefflichen errungen; und eben so hat gegen den Eigennutz nur das Idealische, wozu sich der Geist erhebt, das Uebergewicht. Je mehr sich der Mensch von Jugend auf einer Idee weihet, um desto vollkommner opfert er sein Ich. Dieses wird aber freylich nicht bey ihm dahin gebracht werden, wenn er nicht durch den Zug der Liebe überhaupt ergriffen wird; man kann also nicht genug dazu wirken, daß egoistische Kinder Herzlichkeit empfinden. — Außerdem wird es in vielen Fällen von gutem Erfolge seyn, wenn man die Kinder das Thörichte des Stolzes, des Eigennutzes ꝛc.

fühlen läßt, indem sie grade dadurch sich gegen Andre zurückgesetzt sehen, oder Verlust erleiden müssen; selbst der Spott ist hier manchmal an seinem Orte. Aber dieses alles erfordert große Vorsicht und Herzensgüte, weil sonst die Kinder erbittert, und so im Innersten verschlimmert werden. — So darf man ihnen auch nur mit der größten Vorsicht Andre zum Muster aufstellen, weil sie bey einigem Ehrgefühle dadurch nur erbittert werden; besser man läßt sie die Muster von selbst bewundern. — Sehr gut ist es, besonders bey Mädchen, daß man sie über manches, was die Eitelkeit wünscht, hinauskommen läßt, z. B. schöne Kleidung. So lange sie nämlich darnach trachten, als nach einer ihnen versagten Glückseligkeit, so erscheint ihnen dieses alles reizender: wird ihnen aber der Wunsch befriedigt, so verliert die Sache wenigstens den Reiz der Neuheit, und wenn gleich die Wünsche alsdann gern immer weiter gehen, so werden sie doch allmählich ihre Macht verlieren, weil doch immer mehr das Nichtige empfunden wird; sorge man anders zugleich, daß ein solches Mädchen auch das kennen lernt, was ihm mehr werth seyn muß, als jene Armseligkeiten. So kann es wirklich dahin zurückgeführt werden, daß es sich zwar gerne putzt, aber über diese Schwachheit lächelt.

Wenn nun z. B. Knaben ungezogen gegen einander lärmen und sich raufen, so ist für dieses Alter der Egoismus als Unart aufs ärgste ausgebrochen — ob es gleich noch einen versteckteren, der weit schlim-

mer ist, giebt — und hier muß man sogleich wehren, wenn sie nicht gänzlich in Rohheit gerathen sollen. Man nehme sie also unter Aufsicht, führe sie unter gebildetere Gespielen, gebe ihnen edlere Beschäftigungen an die Hand, z. B. gymnastische Spiele, und dulde durchaus kein Schlagen; wer schlägt, wird nach Verhältniß wieder geschlagen, damit der Mensch frühzeitig lerne den Menschen als heilig ansehen. Doch dulde man auch keine Anbringerey, und mische sich nicht in alle kleine Streitigkeiten. Es ist besser, wenn die Kinder selbst miteinander lernen fertig werden, so bald man nur grobe Angriffe verhütet.

Der Egoismus des positiven Naturells zeigt sich mehr im Stolz und Ehrgeiz, und in wilden Ausbrüchen der ungerechten Denkungsart: der des negativen Naturells mehr in der Eitelkeit und raffinirtem Eigennutze, doch kommt es hier sehr viel auf Umstände und Gewöhnungen an.

In diesen Reihen von Unarten sind die Abweichungen von der edlen Natur immer einer Haupttugend gegenüber ganz einfach aufgestellt, aber in der Wirklichkeit giebt es keine so ganz einfache Krankheit, sondern es sind gemeiniglich mehrere verschlungen, und es erzeugen sich hieraus neue. So ist ein ungehorsames Kind gemeiniglich auch boshaft, und hieraus erzeugt sich ein eigner Starrsinn, und nicht selten die hartnäckigste Lügenhaftigkeit. Das naschhafte Kind ist gemeiniglich auch weichlich, feige,

und ohne leises Ehrgefühl; dadurch wird es leicht lügenhaft auf die niederträchtigste Weise. Ein Kind, welches eitel ist, und die Kraft nicht hat, worin es sich doch gefallen möchte, dabey sich auch gerne in der Gesellschaft geltend macht, wird leicht prahlerisch werden, und in den Aufschneidereyen noch auf eine andre Art lügenhaft; ist es etwa ein leichtsinniger Knabe, so wird er ein Poltron, und bey aller Feigheit tollkühn, und wohl endlich ein Renommist. Daher auch die vielen sogenannten Polissons.

In solchen Verwicklungen muß man die Grundunart aufsuchen, und gegen diese hauptsächlich wirken. Zwar wird immer eine durch die andre unterstützt, und so die eine, wenn man glaubt sie verbannt zu haben, wieder durch die andre herbeygeführt; es scheint also besser zu seyn, das ganze Geflechte auf einmal anzugreifen: allein die jugendliche Natur erträgt nicht solche Härte, da es des Strafens und Tadelns zu viel wird, und alsdann der Frohsinn und das Zutrauen, jene Haupttriebfedern der jugendlichen Güte vollends zerstört würden. Da grade ist die Einsicht des erfahrensten Erziehers nöthig, und die sorgfältigste Befolgung seines Raths; alsdann darf man aber auch die Hoffnung der Heilung nicht aufgeben. Ist indessen der junge Mensch über das Knabenalter hinaus, so muß das Schicksal ihn bessern helfen, das heißt nach der gemeinen Sprache, er wird erst durch Schaden klug werden, und deßhalb eine gewisse Summe von Erfahrungen machen müssen.

Je tiefer eine Unart eingewurzelt ist, um desto mehr ergreift und verdirbt sie den ganzen Charakter, von dem Besseren den Sinn immer weiter abführend; sie zieht folglich um so mehr andre Unarten herbey, je älter sie wird. Daher bleibt es Hauptregel, gleich im Anfange Widerstand zu leisten. Auch selbst alles, was man nachher zur Kur anwendet, zieht etwas Nachtheiliges herbey, so wie jede Arzeney doch immer den Körper angreift, wenigstens geht dabey Zeit und Kraft für die bessere Bildung verloren.

Auf solche Art entstehen die Leidenschaften und endlich die Laster. Die Unarten des Knaben- und Mädchenalters lassen diese schon deutlich durchblicken, z. B. den Ehrgeiz, die Rachsucht, die Spielsucht, die Putzsucht, die Lügenhaftigkeit, die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes u. s. w. Eigentlich verräth es ein tiefes Verderben der Natur, daß sie so frühe zum Vorschein kommen, da nur erst im späteren Jünglingsalter kaum von einer Leidenschaft, und von einem Laster nie die Rede seyn sollte. Allein dieses Verderben liegt in unsrer Kultur, welche besonders dadurch, daß sie so viele Reize verfrühet, und das Kind schon in so manche unnatürliche Lagen versetzt, mehrerley Unarten entwickelt, und zu einer solchen Unsittlichkeit zusammen verwachsen läßt, woran in einem natürlichen Zustande nicht zu denken wäre. Es giebt hauptsächlich zwey solcher Uebel, obgleich unnatürlich genug, doch überall verbreitet, eigentliche Jugendlaster — die Lügenhaftigkeit und die Unkeuschheit.

Die Lügenhaftigkeit mit ihren Zweigen — Falschheit, Verstellung, Repräsentation, Aufschneiderey, Gleißnerey, Tücke ꝛc. — haben wir schon zum Theil in manchen Unarten, aus welchen sie erwachsen, kennen gelernt. Es gehört viel dazu, bis das Kind lügt, denn Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht; wo es lügt, da hat man es sicher Lügen machen gelehrt. Zu der Zeit nämlich, wo es noch nicht Wahrheit und Dichtung unterscheidet, reflektirt es auch noch gar nicht darauf, ob es mit der Unwahrheit etwas ausrichte, und es will eigentlich nicht die Unwahrheit sagen, wenn es auch wirklich etwas Unwahres sagt. Nimmt man ihm nun dieses hoch auf, und schreibt ihm einen Willen zu, den es noch nicht hat, oder lenkt man selbst seine Reflexion darauf, oder ist man nicht auf seiner Hut, und läßt das Kind etwas damit ausrichten: so lehrt man es etwas, was es sonst nicht gelernt hätte, ja was es nach einem Naturinstinkt würde verabscheut haben, nämlich daß es die Unwahrheit absichtlich sagt, gegen alles Gefühl der inneren Würde, man lehrt das Kind lügen. Treibt es nun allerley, das ihm nicht gutgeheißen wird, hat es mehrere Unarten an sich, und erhalten sich die Eltern nicht sein ganzes Zutrauen, oder kommt noch gar Härte der Behandlung hinzu, so gewöhnt sich der Knabe oder das Mädchen das Lügen als ein Laster an, begünstigt durch Beyspiel und erwünschtem Erfolg, und gereizt in mannichfacher Gelegenheit.

Hier giebt es kein andres Mittel, als jene Quellen

in den andern Unarten zu verstopfen, und völliges Zutrauen einzuflößen. Man lasse es gar nicht dazu kommen, daß das Kind sich durch eine Lüge heraushelfen könne, man lasse sich nicht von ihm betrügen: aber man lege allen Werth auf ein offenes Geständniß, und bestrafe nicht den Fehler, den das Kind selbst sagt. Hat man es einmal dahin gebracht, daß es Zutrauen beweiset, so ist schon alles gewonnen, und man fahre nur auf diesem Wege fort. Ist das Lügen schon zur Natur geworden, so wird der junge Mensch freylich nicht sobald davon zu heilen seyn, und vielleicht erst nach Jahren, aber nichts destoweniger befolge man getrost diesen Heilplan. Zugleich wird es, besonders bey verhärteten Lügnern, von Erfolg seyn, wenn man bey jeder Gelegenheit die Schändlichkeit dieses Lasters ihnen fühlbar macht; das wenigste ist hier, daß sie so lange allen Glauben verlieren, bis man ihre Besserung rühmen kann.

Die Unkeuschheit entsteht hauptsächlich durch Verfrühung des Geschlechtstriebes, weil alsdann die Reize zu stark auf die Sinnlichkeit wirken, und noch nicht durch jenes edle Selbstgefühl, wovon wir oben bey der naturgemäßen Entwicklung redeten, aufgewogen werden; und weil alsdann auch die Schamhaftigkeit zu viel leidet, indem sie zu einer Zeit durchbrochen wird, wo sie der Schutzengel der Tugend seyn sollte. Man denke sich also, wie unglücklich der Eindruck von leichtfertiger Gesellschaft und unzüchtigen Reden bey den Kindern seyn muß. Zwar empört sich nicht selten bey Kindern edler Art, besonders bey

Mädchen, das Gefühl ihrer Würde dagegen, so daß sie sich mit bittrem Hasse gegen solche Tugendfeinde rüsten: allein der Funke, den die Phantasie nun einmal gefangen hat, glimmt und glühet fort, und die innere Reinheit ist verloren. Führen nun gar die Eltern selbst solche Reden, so ist nichts anders abzusehen, als gänzliche Uebergebung an die Wollust. Solche Erfahrungen sind nicht selten. Nahe daran, dem Erfolge nach, wenn gleich herzlich gut gemeint, gränzt das Verfahren derjenigen, welche den Kindern Belehrungen über den Geschlechtstrieb geben wollen, um das Uebel zu verhüten. Sie verletzen die Schamhaftigkeit — weiter brauchen wir nichts zu sagen, um die Verkehrtheit dieses Verfahrens zu zeigen; wir könnten noch hinzusetzen, daß sie eine Gedankenreihe anregen, die noch ganz wegbleiben sollte, weil mit derselben Lüste und Begierden kommen, so nothwendig, wie mit dem Opium ein widernatürlicher Zustand der Nerven. Wenn ja etwas vor dem Jünglingsalter gesagt werden soll oder muß, so kann es nicht genug mit Schonung der Schamhaftigkeit geschehen; am besten also noch durch ältere Freunde. Was die Natur verbirgt, soll der Mensch nicht entschleyern. Auf der andern Seite ist freylich eine Verschleyerung nur ein stärkeres Reizmittel, ja es giebt Erfahrungen, daß Jünglinge während der Lektüre solcher Schriften, welche gegen das Laster redeten, von dem Laster sind ergriffen worden, weil die Darstellung halbverschleyert und dadurch desto schlüpfriger war. Das Uebel fängt an mit einer gewissen Freude an unkeuschen Phanta-

siebildern, hiermit folgt Verlust der Scham vor sich selbst, dann ein Gelüsten, und dann bedarf es nur der geringsten Gelegenheit, z. B. der Anführung von Andern, oft auch das kaum, oft nur der stärkeren Erregung des Triebes durch Bettwärme, hitzige Getränke, Müßiggang ꝛc., so begeht der junge Mensch eine lasterhafte Handlung, und nun wird die Begierde immer schreyender und häufiger, und das Laster bekommt seine furchtbare Herrschaft. Manchmal sind es zufällige Veranlassungen, welche zur Selbstschändung verleiten. So erzählt man von einem jungen Mädchen, das sie durch das Spinnen gelernt hatte, und schon hinwelkte, als man ihm das Spinnrad wegnahm, wodurch es denn wieder genas. Diese Laster sind in allen Ständen verbreitet; dort mehr durch die herrschende Schamlosigkeit, hier mehr durch die Reize einer üppigen Sinnlichkeit. Nur da, wo diese fehlen, wo Fleiß und Einfachheit der Sitten den Kindern natürlich ist, und wo sie etwas besseres kennen lernen, als sinnlichen Genuß, in solchen edlen Familien wird ihnen noch der Eingang verwehrt. Die Folgen, wodurch sich die Unkeuschheit um so sichtbarer ankündigt, je früher sie da war, sind Erschlaffung der Körper- und der Geisteskraft. Da aber beides auch durch andre Ungesundheiten, z. B. starken Wachsthum, Würmer u. dergl., selbst auch durch allzu starke geistige Anstrengung entstehen kann, so darf man ja nicht voreilig auf jenes Uebel schließen. Man muß alle Aeußerungen des jungen Menschen zusammen nehmen, um einen sicheren Schluß machen

zu können; ganz besonders berechtigt dazu die Bemerkung, daß der Jüngling keinen edlen Enthusiasmus bekommt, oder das Mädchen sich mehr ziert, als innig fühlt. Sie pflegen alsdann keine Freude an edler Unterhaltung zu haben, und fliehen die anständige Gesellschaft.

Ist einmal der junge Mensch unkeusch, so hat er seine Unschuld verloren, und nie ist dieser Verlust wieder zu ersetzen, wie sich auch in dem ganzen Charakter alsdann zeigt. Auch wird wohl eben so selten der Fall seyn, daß ein solcher von diesem Laster ganz geheilt würde, wie ein Erwachsener von dem Laster der Trunkenheit. Man wähnt wohl mit Vorstellungen etwas auszurichten, aber man sehe nur zu, wie wenig sie bedacht werden. Einfache Diät, tüchtige Körperanstrengung, Entfernung von schlechter Gesellschaft, Umgang mit edlen Menschen, Erhebung des Selbstgefühls durch Fortschritte der Geistesbildung — dieses alles zusammenwirkend läßt noch etwas hoffen, es vermindert wenigstens das Uebel. Es ist bekannt, wie wenig z. B. bey dem Laster der Selbstschändung durch die strengste Aufsicht, und selbst durch ärztliche Mittel (die doch hier eine Hauptsache sind), wie Infibulationen u. dergl. ausgerichtet wird, wenn das Uebel einmal eingerissen ist. Also bleibt es dringende Angelegenheit, so früh wie möglich durch Vereinigung jener Mittel zu wehren. Allerdings unterlasse man auch nicht die Vorstellungen: aber die Belehrung über das Geschlechtliche gehe doch nie weiter, als der junge Mensch schon weiß, sie mache ihn nur

jedoch mit Schonung seiner Schamhaftigkeit, mit den üblen Folgen jener Ausschweifungen bekannt. Aber auch hierin übertreibe man nichts, wie es gewöhnlich in den Schriften, die von den geheimen Jugendsünden handeln, übertrieben wird; denn die Erfahrung lehrt, daß alsdann der Jüngling, wenn er nur Ein Beyspiel sieht, wo diese Folgen nicht eingetreten sind, alle jene Vorstellungen verlacht. Das Gefühl der Würde ist hier die Hauptsache, worauf auch alle Wirkung des Warnens und Zurechtweisens berechnet seyn muß. Eben darum sind auch diese Ausschweifungen bey dem weiblichen Geschlechte innerlich weit schlimmer; ein leichtfertiges Mädchen ist ein verlornes Geschöpf, dagegen wird das verführte Mädchen, oder das, welches auch in das unglückselige Laster der Selbstschändung gerathen ist, durch das Gefühl der Würde weit leichter zurückgebracht, als der Jüngling, denn bey ihm ist es meist nur Sünde der Unwissenheit.

Jedes Naturell wird auf seine Art gleich stark zu diesen Ausschweifungen versucht; sie nehmen deßhalb nur die Form von demselben an. Wenn das Sprüchwort sagt: stille Wasser gründen tief, so läßt sich dieses auf die negativen Naturen anwenden, bey den positiven zeigt es sich dagegen mehr äußerlich, sie leben, wie man gemeinhin sagt, toll in den Tag hinein.

Alle andre Ausschweifungen, wie z. B. wenn der junge Mensch dem Trunke ergeben ist, gehören

nicht in die Jugendlehre, weil sie über die Wirksamkeit des Erziehers hinausliegen, als Verderbnisse, die sich gewöhnlich nur in dem Alter der Reife einfinden, aber mit den oben angegebenen Unarten zu verhüten waren.

So wie wir die Unarten der Jugend als Gegensätze gegen die früheren Tugenden gefunden haben, eben so lassen sich nun die Hauptverdorbenheiten jedes Alters der Haupttugend jedes Alters gegenüber bemerken. Die Unarten des Kindesalters bestehen demnach immer in einem mürrischen, in einem trägen Wesen, in Eigensinn und Eigenwille; die des Knabenalters in Ungehorsam, Faulheit, und in den Aeußerungen eines bösen Herzens; die des Jünglingsalters in Anmaßung, grober Sinnlichkeit, und Egoismus; wie dem Geschlechte nach ihre Gestalt verschieden ist, bedarf keiner weiteren Erinnerung.

Auch lassen sich eigene pädagogische Untersuchungen darüber anstellen, wie eine Unart die Mutter von vielen andern ist, z. B. die Naschhaftigkeit die Ursache der Lügenhaftigkeit, wie oben schon bey mehreren gezeigt worden. Aber es läßt sich auch so zeigen, wie dieselbe Unart, die in dem Kindesalter z. B. als Naschhaftigkeit vorkommt, in dem Jünglingsalter unter einer andern Gestalt, jene nämlich z. B. als Unkeuschheit vorkommt. Wir müssen also hier noch einige Winke angeben, theils über die Entwicklung der Verdorbenheiten einer aus der andern,

theils über die Identität derselben unter verschiedenen Gestalten.

Die Unaufmerksamkeit des Kindes erschwert ihm den Gehorsam und den Fleiß, befördert den Leichtsinn und die Ausschweifungen, und hindert alle gute Sitten; also läßt sich von einem unaufmerksamen Kinde viel Uebels weissagen, und nach Beschaffenheit seines Naturells und seiner Lage dieses sogar bestimmt angeben. Besonders aber kommen hieraus die intellektuellen Verdorbenheiten, denn die Aufmerksamkeit ist die Wurzel aller intellektuellen Tugenden.

Der verdrossene Sinn des Kindes erzeugt Mißmuth zum Geschäfte, am Ende die traurigste Wechselwirkung zwischen Müßiggang und Bosheit, woraus nicht selten Heimtücke erwächst. Auch erzeugt er Ungehorsam und allgemeine Lieblosigkeit; bey dem männlichen Geschlechte Spottgeist und Bitterkeit, Schadenfreude, Tyranney und Grausamkeit, bey dem weiblichen Geschlechte bringt er jene unerträgliche Kälte hervor, und individualisirt sich in allen möglichen Gestalten von Xantippen. — Auch geht hieraus hauptsächlich Mißgunst, Neid und Eifersucht hervor.

Der Mangel an kindlichem Gefühle läuft in vielerley Geflechte des Eigensinnes, Eigenwillens, und Eigennutzes aus zur Grobheit, Rechthaberey, Irreligiosität, und so auch wiederum zur Verdrossenheit und zur Faulheit. Der bösartigste Stolz oder die schlechteste Eitelkeit sind die Folgen davon.

Die Trägheit (im Unfleiße) zieht Mißmuth

nach sich, lehrt den Ungehorsam liebgewinnen, läßt die Seele leer und dafür eitlen Dünkel und Hochmuth entstehen. Zugleich ist der Müßiggang das Ruhebett der ganzen Lasterbrut, ganz besonders aber der Wollust.

So legt sich in früher Jugend die Entstehung einer Leidenschaft aus der andern, und vieler Laster aus Einem dar.

Unmäßigkeit führt gerne zu völliger Ausschweifung; Leckerhaftigkeit oder Naschhaftigkeit zieht gerne Lügen und Wollustsünden herbey.

Unenthaltsamkeit des Knaben z. B. wenn er in die Hitze trinkt, kündigt einen gänzlichen Mangel der Selbstbeherrschung überhaupt an; z. B. wilde Ausbrüche des Zorns, oder die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes sind alsdann von dem Jünglinge zu erwarten: bey dem Mädchen deutet so etwas nicht grade auf Hingebung an die Wollust, aber auf ein Unterliegen unter Affekte und Leidenschaften, z. B. der Putzsucht, der Tanzsucht ꝛc.

Die Furchtsamkeit geht bald in Feigheit über, begünstigt die Trägheit und den Ungehorsam, und hat gemeiniglich die Lüge und manche andre Niederträchtigkeit in ihrem Gefolge. Aber sie geht auch nach Beschaffenheit des Subjekts in Tollkühnheit, Großsprecherey und gänzlichen Mangel des edlen Enthusiasmus über. Dagegen bringt der Uebermuth leicht einen Geist der Neckerey, der bald bösartiger Muthwille und etwa Spottgeist wird, und,

wenn er sich mit Ehrgeiz verbindet, alles Schlimme der Nebenbuhlerey erzeugt.

Die Ungeduld stört den Fleiß, und läßt es nicht zu einem festen Charakter kommen u. s. w.

Betrachten wir alle Verdorbenheiten, die in der Jugend erscheinen, in ihrem tieferen Grunde, so finden wir nicht nur einen Zusammenhang unter vielen, indem sich eine aus der andern erzeugt, sondern auch ein Etwas in mehreren, das immer dasselbe ist, und nur nach Verschiedenheit des Alters und der äußerlichen Erregung eine veränderte Gestalt trägt. Wir versuchen dieses an einigen zu zeigen.

Wir sehen ein unaufmerksames Kind; denken wir es einige Jahre weiter hinaus, so wird das, was diesem Fehler zum Grunde liegt, es nicht genug auf das Wort der Eltern hören, nicht genug auf die Aufgabe merken lassen; noch einige Jahre weiter werden wir in ihm ein flatterhaftes Mädchen oder einen unsteten Knaben bemerken; und endlich in dem Jünglinge sehen wir Mangel von Achtsamkeit auf das, was gelehrt wird, wenig ehrerbietiges Betragen gegen die Personen, denen Aufmerksamkeit gebührt, und wenig ruhige Thätigkeit, um etwas zu vollenden; kurz, wir sehen schon jetzt in dem 3jährigen Kinde die Etourderie des 15 — 18jährigen jungen Menschen, denn diese ist im Inneren ganz identisch mit der jetzigen Unaufmerksamkeit. So wie diese nun jetzt von individueller

Beschaffenheit ist, so wird sie auch in einer eignen Verdorbenheit des Jünglings wieder erscheinen.

Das Kind ist unfreundlich gegen seine Nebenmenschen, sein ganzes Gemüth ist unfreundlich: wenn nun einmal von dem Knaben oder Mädchen etwas verlangt wird, das nicht nach ihrem Sinne ist, werden sie es anders als mit Verdruß aufnehmen? Das ist aber alsdann die Aeußerung, die wir Widerspenstigkeit nennen (die wenigstens im Inneren da ist, wenn auch gleich äußerlich der Befehl befolgt wird). Oder wenn der Jüngling etwas Unangenehmes erfahren muß, wird er es anders, als mit seinem widrigen Sinne empfinden? und da alsdann Nachdenken über die Ursachen, Bekanntschaft mit der menschlichen Handlungsweise ꝛc. eingetreten ist, was kann diese Empfindung anders seyn, als Gehässigkeit, die sich nun nach dem Naturell theils als Rachsucht, theils als Zornsucht, theils als Bitterkeit u. s. w. darlegt. In der Unfreundlichkeit des Kindes sehen wir also die Gehässigkeit des Erwachsenen. Schlägt das Kind die Erde, wo es gefallen ist, so wird es einst als Jüngling auf die Menschen wenigstens losschlagen wollen, die ihm das Schicksal in den Weg führt, und als Mann wider die Vorsehung murren. Wem es Gott nie recht machen kann, der war auch sicher als Kind nicht leicht zufrieden.

Wir bemerken an einem Kinde wenig kindliches Gefühl. Es liegt also wenig in ihm, wodurch es zur Liebe überhaupt und zur Verehrung gegen Höhere

getrieben wird; wo aber der Trieb fehlt, da wird auch bey jeder Erregung nichts erwachsen: wie will also das Kind je den unsichtbaren Vater lieben, da es vom sichtbaren, d. h. von dem stärkeren Eindrucke, nicht erregt ward, und wie will es ein Gefühl von Verehrung gegen das höhere Wesen haben, zu welchem nicht äußerlich, sondern geistig, durch Vorstellungen der religiöse Trieb hingewendet wird? Der religiöse Trieb fehlt ihm ja — freylich nicht ganz, aber doch so sehr, daß man nicht absieht, wie Gottesverehrung entstehen soll. Mangel des kindlichen Gefühls in der Kindheit ist also mit dem Mangel der Herzensreligion in dem Jünglingsalter ganz identisch, und nur in der äußerlichen Form verschieden, wie der verkrüppelte Stamm dasselbe ist, was der geknickte Stiel des zarten Pflänzchens war.

So sehen wir in der Leckerhaftigkeit des Kindes die Unkeuschheit des Jünglings oder Mädchens. Nicht eine einzige Erfahrung betrog mich hierin; und ganz besonders fand ich es sehr auffallend an Mädchen bestätigt; waren sie sehr lüstern in ihren früheren Jahren, so wurden sie in den späteren wollüstig. Es läßt sich auch einsehen. Der physische Trieb zum Genusse wirkt zuerst in der Kindheit als Trieb zum Speisegenuß; ist er nun da verirrt, so geht er nicht mehr auf Befriedigung des Naturbedürfnisses aus, sondern auf Erregung und Unterhaltung der Gaumenlust. Hiermit ist nun einmal das Gemüth von der Sinnlichkeit überhaupt unterjocht, und

der einmal verirrte physische Trieb geräth in eine Verirrung nach der andern, stört den ganzen Organismus, und alles ist aus der Ordnung. Er erscheint also als verirrter, d. h. theils als verfrüheter, theils als überwiegend gewordener Geschlechtstrieb, und die Hingebung an Sinnenlust überhaupt wird, so wie sie bisher nur in der Gaumenlust erschien, nun auch als Hingebung an Geschlechtslust erscheinen. Es sind übermächtig gewordene Reize für eine von der natürlichen Entwickelung des Organismus abgewichene, d. h. für eine krankhafte Reizbarkeit, in diesem wie in jenem Zweige der Sinnlichkeit, und so wie jene durch das Kindesalter bestimmt wurde, so bestimmt sich diese durch das weitere Jugendalter. Also ist die Gaumenlust (nämlich Lust um der Lust willen — nicht durch gesunden Appetit erzeugt) des Kindes identisch mit der Wollust zur Zeit der Pubertät. Die Unkeuschheit kann freylich auch in jungen Menschen noch entstehen, die keine sinnlichen Kinder waren, denn wie schwach und verführbar ist hier der Mensch! — aber das der Gaumenlust ergebene Kind verwahre man nur gegen die Wollust, wie viel man es verwahren kann, denn es hat schon angefangen wollüstig zu seyn. Dieses bestätigt sich so sehr in der Erfahrung, daß man in Versuchung geräth, einen jeden jungen Menschen, männlichen oder weiblichen Geschlechts, welcher der Gaumenlust fröhnt, für unkeusch zu halten. Es fragt sich, ob es nicht bey jedem auch so ist. Wenn ein unordentlicher Trieb

in der Pflanze ist, so schießt sie wohl früher in den Stengel, aber sie wird schmächtig, und in der zu frühe hervorgetriebenen Blütenknospe geht alle Kraft des Gewächses verloren.

So ist die Spielsucht des Jünglings identisch mit der trägen Lust am Beschäftigtwerden, die wir an dem Kinde sahen; in seinem jetzigen Renommiren erscheint nur wieder die Unbändigkeit des herrschenden Knaben; die Putzsucht — Tanzlust — Koketterie des Mädchens ist nur die neue Form der trägen, nichtigen und gefallsüchtigen Thätigkeit des Kindes, je nachdem diese nun gestaltet war: und in der Verdrossenheit des kleinen Mädchens sehen wir schon das launische Wesen des Weibes. Ueberhaupt finden wir bey schärferer Ansicht, daß in den Ausschweifungen des Jünglingsalters grade so wieder die Untugenden der Kindheit neu erstehen, wie die Tugenden der Reife nichts anders sind, als jene Schönheit des ersten Frühlings in ihrer völligen Entfaltung.

Der Mensch ist in seinem Wachsthum ein Ganzes in seinem organischen und hierdurch bedingt, auch in seinem geistigen Werden. Das Eigenthümliche seiner Natur offenbart sich in seinem Bösen, wie in seinem Guten, und beides dient zum Zeichen des Eigenthümlichen, sowohl im Naturell, als im Charakter. Nicht etwa nur Zeichen ist es, sondern es erscheint darin das Bleibende selbst, so daß man nur die Kenntniß der Naturentwicklung und der äußerlichen Verhältnisse nöthig hat, um vorwärts oder

rückwärts zu urtheilen, d. h. um bestimmt zu sagen, was aus dem Kinde werden wird, oder wie es früher gewesen seyn muß. Ja der geübte Erzieher ist hiernach im Stande anzugeben, durch welche Fehler der Erziehung etwas Schlimmes entstanden ist, und durch welche Verbesserungen etwas Besseres sicher erwartet werden kann. Auch sind die Heilmittel gegen die Verdorbenheiten im Wesentlichen dieselben, ob sie später oder früher angewendet werden, nur in der Form verschieden, so wie die Reizfähigkeit des Subjekts sich nach den Jahren ändert; z. B der 8jährige Knabe muß für seine Lügenhaftigkeit den Glauben verlieren, und Schande empfinden, und eben so der 16jährige Jüngling, nur jener mehr in sinnlicher Empfindung, dieser mehr von Seiten der Vorstellung von Ehre. Aber je später das Heilmittel angewendet wird, desto weniger ist eine Radikalkur zu erwarten. Ueberdas wird in den Krankheiten des Geistes, grade wie wir es in den leiblichen erfahren, durch die Heilung, so gut sie auch gelinge, immer auf irgend einer Seite das freye Geschäfte der guten Natur gestört, Ueberreiz auf der einen, Schwächung auf der andern Seite ist immer mehr oder weniger die Folge davon; dieses hat man aber dann weniger zu erfahren, wenn man in früher Jugend das Uebel wegschafft, weil es da noch nicht so tief eingewurzelt ist, und die Natur nicht so hart braucht angegriffen zu werden. Man schmeichle sich also nie, die Jugend in ihrer ganzen Vortrefflich-

keit zu sehen, wo man Verdorbenheiten auszubessern hatte. Wer das höchste Ziel als Erzieher erreichen will, der bemühe sich in dem Kinde von seinem Frühesten an ungestört bis zur Reife das Göttliche zu erwecken, und bildend rufe er es hervor durch die ganze Jugend hindurch.

Vierte Abtheilung.

Zeichen, um das Naturell und die Bestimmung des jungen Menschen zu erkennen.

Wir sahen früherhin schon bey dem Kinde, wie man in den ersten Lebensjahren ziemlich sicher und genau das Naturell des Menschen erkennen kann. Setzt man diese Beobachtungen fort, so ist man im Stande ganz genau dem Jüngling seinen Beruf anzugeben.

Vorerst giebt es Merkmale, welche das positive Naturell scharf von dem negativen in den beiden Geschlechtern unterscheiden. Man muß aber die Kinder da beobachten, wo sie sich selbst überlassen, und also ganz in dem Ihrigen sind, also hauptsächlich bey ihren Spielen. Die positive Natur wird sich durch folgendes auszeichnen: Das Kind treibt gerne mit den Armen und Füßen etwas, es strengt seinen Körper gerne an, ist nicht gern lange ruhig, liebt die munteren Spielkameraden, verunei-
nigt sich wohl leicht, tritt aber bald wieder hinzu und treibt sein Wesen mit ihnen weiter fort; bald

unternimmt der Knabe auch allerley für sich, will gerne herrschen, verändert leicht seine Plane, ruht nicht viel, behauptet und widerspricht leicht, bleibt überhaupt nicht viel stille, es sey denn, daß er mit Planen umgehe, spricht dann laut, und oft lärmend, läßt nicht leicht etwas wie es ist, zerstört und baut auf, oder er spielt gerne das Soldatenspiel; er verliert sich leicht in sein Treiben, ohne viel zu hören, er sieht mehr als er hört, und möchte alles mit den Händen greifen; der Jüngling ist erfinderisch, unternimmt gerne etwas, wozu Anstrengung erfordert wird, besonders körperliche, und strebt unter mancherley Uebereilungen in Wort und That immer vorwärts, um etwas neu zu gestalten. — Auch in dem Körper pflegt sich dieses Naturell auszudrücken, obwohl nicht nach allgemeinen Regeln. Eine energische Physiognomie, ein vordringender Blick, eine muskulöse Statur bey einem großen Körperbau, besonders bey dem weiblichen Geschlechte, bey dem männlichen aber öfter ein kleiner Körper, der eher etwas mager ist, mit angezeigter Energie; dabey eine gewisse Lebendigkeit in allen Bewegungen, etwas Vorstrebendes in der Haltung und in dem Gange; und überall Ausdruck einer treibenden Thätigkeit. — So kündigt es sich bey dem männlichen Geschlechte an; auch in geringerem Grade schon bey dem weiblichen, weil hier die Positivität durch weibliche Sanftheit gemildert seyn muß.

Die negative Natur kündigt sich durch folgendes an: in dem Kinde mehr Aufhorchen und Auf-

merken, ein ruhiges Wesen, anscheinende Trägheit bey innerer Thätigkeit; bey dem Knaben: Hang zum Verlieren in sich selbst, Zurückziehen aus der Gesellschaft zu Zeiten, wenigstens aus der lärmenden, oder auch eine gewisse Bereitwilligkeit sich regieren zu lassen, Freude am Sinnen und Denken und an stiller Beschäftigung, Ruhe und Beharrlichkeit; in dem Jünglinge: Wißbegierde und Bildsamkeit, aber Geduld und Festigkeit in den Planen, wohl auch Hang zu starken Eindrücken, wie z. B. zu Reizmitteln; in allem Liebe zur inneren Welt. In der Physiognomie drückt sich eine gewisse Ruhe und feste Haltung aus (wenn nicht die Natur durch böse Eindrücke verdorben ist); der Blick ist entweder mehr in sich gekehrt oder feurig; die Statur scheint bey dem weiblichen Geschlechte dieses Naturell mehr dann anzudeuten, wenn sie unter der mittleren Größe bleibt, bey dem männlichen aber umgekehrt, wenn eine gewisse Weichheit und Dicke mit der größeren Statur verbunden ist; dabey in allem mehr innerliches als äußerliches Leben. Bey dem männlichen Geschlechte sind diese Zeichen am meisten zuverläßig.

Die genauere Abtheilung der Naturen ist durch die Nebenzüge zu bestimmen. Sehen wir einen Knaben von positiver Natur manchmal etwas ganz aus sich selbst unternehmen, so erkennen wir schon das energische Naturell; sehen wir ihn das Unternommene beharrlich durchsetzen, so ist uns dieses entschieden; er wird als kräftiger Mann in der Welt auftreten, der es nicht bey dem Gewöhnlichen läßt,

sondern auf irgend eine Art Neues in seinem Wirkungskreise schafft. Und so das Mädchen, wenn es von derselben Natur sinnreich etwas anordnet, und die Fehler in dem Hause oder an Menschen bemerkend, durch selbsterdachte Mittel sie auszubessern weiß; aus ihm wird eine vortreffliche Hausmutter, oder, je nachdem nun die Umstände sind, eine vielwirkende Gesellschafterin. In beiden sehen wir die theils mehr charaktervollen, theils mehr schöpferischen Menschen. — Beobachten wir aber in dem Knaben mehr Lebhaftigkeit und öfteres Abbrechen seiner Thätigkeit, geht er z. B. von seinem Spiele oder Geschäfte zu einem andern über, ehe es noch vollendet ist, und bey dem Mädchen ein unruhiges Treiben, wobey es bald dieses bald jenes angreift, aber doch fleißig im Ganzen ist: so erkennt man in diesen beiden positive Naturen der weicheren Art. Dieses unterscheidet sich wiederum darnach, ob die Eindrücke, welche die Veränderlichkeit hervorbringen, mehr tief eingehen, oder sich mehr sogleich in das äußerliche Treiben umwandeln: jenes neigt sich schon zum negativen Naturell, und kann eine gewisse Tiefe des Gemüths entwickeln, dieses aber noch mehr auf der Seite des positiven könnte sich zu einem feurigen Charakter bilden. Für jenes werden wir den Knaben geboren finden, der mit Innigkeit den Plan, der ihm gegeben wird, ergreift, oder sich mit Herzlichkeit an seine neuen Gesellen anschließt, wenn gleich veränderlich; und so auch das Mädchen, welches mit Gefühl sich anschmiegt, und sogleich für die neue Bekanntschaft alles

thun will, oder welches hüpft und springt, wo man ihm etwa eine Idee zu einer Geburtstagsfeyer und dergl. angiebt. Zu einem feurigen Charakter ist vermuthlich der Knabe geboren, welcher bey einem neuen Gegenstande heftig auffährt, sogleich etwas thun will, und nicht ruhen kann, als bis er etwas gethan hat, ohne sich übrigens um Menschen und Umstände zu kümmern; und so das Mädchen, welches lebhaft der Mutter um den Hals fällt, oder seine Gespielinnen bey der Hand faßt, um seine Freude mitzutheilen.

Beobachten wir in dem Knaben jene Ruhe des negativen Naturells, mit einem gewissen Ernste verbunden, wobey er sich nicht leicht aufregen oder irre machen läßt, und in dem Mädchen einen Hang zum Stillesitzen und zu anhaltender ruhiger Beschäftigung: so entdecken wir in diesen Kindern eine negative, feste und ruhige Natur; man nennt solche Kinder im gemeinen Leben (inhuman genug) phlegmatisch. Wäre die Festigkeit mit einer gewissen Thätigkeit verbunden, welche z. B. das Recht und die Wahrheit behauptet, und auch stärkeren Reizen, z. B. zur Gesellschaft, zum Spielen ꝛc. widersteht, so wäre das die Ankündigung eines negativen, festen und starken Charakters. Wenn dagegen die Eindrücke eindringen, so daß das Kind gerne weint und gerne lacht, ohne doch viel dabey zu unternehmen, so ist es eine innige Natur; oder werden die Kinder gerne ausgelassen, lachen sie viel, und neigen sich dabey durch eine lebhafte Thätigkeit, die aber doch eben nicht unternehmend ist, zum positiven Naturell, so entwickelt sich

in ihnen ein rascher Charakter, welchem öfters die Jovialität angeerbt ist; in beiden Fällen sind die Kinder gemeiniglich weichherzig.

Alle diese Naturelle, die man nach einer andern Ansicht unter den Temperamenten verstand, bringen die Kinder so mit auf die Welt, daß man sie oft aus ihren Eltern erklären kann. So erbt z. B. das positive, lebhafte (feurige) Naturell, und das negative, ruhige in vielen Familien lange fort; ob mehr von dem Vater, oder mehr von der Mutter, und ob von dem einen mehr auf den Sohn, von dem andern mehr auf die Töchter, darüber wären noch Beobachtungen zu machen. Aber gewiß ist es leichter in dem Kinde zu erkennen, wenn man die Bekanntschaft mit den Eltern hinzunimmt. Da man beobachtet hat, daß die Physiognomieen meist den Großeltern ähnlichen, so findet sich vielleicht auch bey genauerer Beobachtung ein Wiederhohlen der Anlagen mehr in den Enkeln als in den Kindern, wodurch bey der sich vermehrenden Mannichfaltigkeit in der Individualisation das Ausarten verhütet würde, und gleichsam ein beständiges Zurückschlagen und Einarten Statt fände. Auch ist in manchen Orten so wie in ganzen Nationen mehr das eine oder das andre einheimisch. Es giebt Orte, wo die Menschen fast durchaus weichherzig und ruheliebend sind, und es giebt Gegenden, wo sie sich durch Jovialität auszeichnen; an andern Orten sind sie vielleicht mehr unruhig, noch an andern haben sie mehr Tiefe des Charakters. Der deutsche Knabe wird mehr zum

ernsten Treiben, und das deutsche Mädchen mehr zum tiefen Gefühle geboren: die Franzosen dagegen mehr zur unruhigen Thätigkeit, und zu einem lebhaften Spiele der Empfindungen. Da nun doch in jeder Nation doch wohl alle Naturen vorkommen, so nimmt jede das Nationale, so wie auch den Familienschlag an, und dadurch werden die Formen, worin sie erscheinen, so wie die Mischungen, woraus sie bestehen, unendlich mannichfaltig, und sie erfordern zu ihrer genauen Kenntniß die Rücksicht auf alle diese Einflüsse. Auf diesem Wege kann man aber auch zu einem zuverlässigen und bestimmten Urtheil über das Naturell des Kindes gelangen.

Auch die Gestalt der Tugenden so wie der Unarten dienen zu Zeichen. Die positiven Naturen sind mehr zum Fleiße in äußerlicher Thätigkeit, mehr zum lebhaften Frohsinn und mehr zur thätigen Kindlichkeit geneigt, aber dagegen auch mehr zur Zerstreuung, zur Ausgelassenheit und zum Eigenwillen; sie lieben wohl das Lernen, aber halten nicht gern lange bey einer Sache an, und eilen bald von dem Empfangen zum Produciren; sie werden leicht von jugendlicher Begeisterung für einen Gegenstand ergriffen, und widmen sich demselben mit ganzer Seele, aber auch leicht wird er durch einen andern verdrängt, und sie entwickeln im Ganzen am meisten Ehrgeiz und Anmaßung; sie sind gemeiniglich freygebig, aber auch verschwenderisch und dadurch habsüchtig. — Bey den negativen Naturen pflegt der Fleiß mehr in stiller, innerlicher und beharrlicher Thätigkeit zu bestehen, der

Frohsinn ist leichthingleitende Heiterkeit, der fromme Sinn mehr das innere Leben der Liebe: aber sie neigen sich auch leicht zum Nichtsthun, zur Passivität des Beschäftigtwerdens, zum düsteren Wesen, oder auch zur geheimen Sinnenlust, und zum Eigensinne. Sie können wohl ruhig und friedliebend seyn, aber häufig werden sie auch rechthaberisch und starrsinnig; sie halten wohl bey einer Sache an, betreiben sie aber auch dann gewöhnlich schläfriger, und sie nehmen lieber, als sie geben; sie erhalten bald eine gewisse Ordnungsliebe und äußerliche Bescheidenheit, aber sie sind dabey wohl karg, kalt, selbstgenügsam, und besitzen viel Eigennutz und geheimen Dünkel. Leichtsinn ist beiderley Naturellen gleich gefährlich, bey jenem mehr lebhaftes Treiben ohne Ueberlegung, bey diesem mehr schlaffe Gedankenlosigkeit. Eben so der Zorn, aber grade in der Gestalt dieses Affekts scheint sich jede Natur scharf zu charakterisiren; in der positiven ist der Zorn Hitze, bis zum Jachzorn aufbrausend, in dem negativen tiefgreifender Aerger bis zur bleibenden Rachsucht, bey jenem ist gewöhnlich aufflammende Röthe, bey diesem drohende Blässe. Auf ähnliche Art bey den andern Affekten und Leidenschaften.

Nichts zeigt sich aber in dergleichen Beobachtungen deutlicher, als daß die Tugend kein Eigenthum eines Naturells sey, oder daß nicht etwa einer Naturanlage die Tugend reichlicher angeboren sey, während die andre stiefmütterlich wäre versorgt worden. Nein, zur Vortrefflichkeit ist eine wie die andere bestimmt, die Liebe kann in der negativen eine eben so glänzende

Höhe erreichen, als in der positiven, in jeder ist ein gleicher innerer Beruf zur Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, zum Fleiße und Gehorsam, zum frohen und frommen Sinne, zur Vernunftthätigkeit und edler Selbstbeherrschung: nur die Gestalt und Farbe aller Tugenden haben in jeder Natur ihre eigne Schönheit, und verlangen in jeder eine etwas verschiedenartige Pflege.

Der Hauptzweck bey diesen Beobachtungen ist, daß man genau den inneren Beruf des jungen Menschen erfahre, und daß der Jüngling selbst dessen als eines göttlichen Berufes sich bewußt werde. Das wird aber um so weniger der Fall seyn, je mehr man ihn nach äußerlichen Triebfedern bestimmt; denn hier erscheint er, was er ist, als Menschenwerk, welches freylich dem gewöhnlichen Machwerke der Erziehung mit derselben Eigenmacht die Krone aufsetzt. Kein Wunder, daß sich da manchmal ein tragischer Kampf mit dem Genius erhebt, wenn dieser einmal stärker seine Flügel schlägt, und daß in der Welt, wo man doch so zu sagen das Erziehen treibt, so wenige Menschen auf ihrem Platze stehen. Unbefangenen Eltern und Erziehern würde es doch nicht schwer werden, die göttliche Bestimmung des jungen Menschen bis längstens gegen sein 15tes Jahr hin einzusehen. Vorerst mögen sie sein Naturell in seiner individuellen Nuancirung kennen lernen; fürs andre mögen sie ihn in möglichst vielseitige Erregung bringen, damit sein eigenstes Innere sich nach freyestem Triebe entwickeln könne; dabey mögen sie ihn nun

beobachten in seinen Aeußerungen, wo sich oft in einem leisen aber überraschenden Tone das Ideal seines Lebens wie von weitem ankündigt, und dieser Ton wird öfters anklingen; endlich mögen sie nun die Verhältnisse und Lebenszweige, die der Zeitgeist darbietet, mit dem, was sich in dem Knaben entwickelt, unparteyisch vergleichen: und alsdann werden sie ein bestimmtes Urtheil zu fällen vermögen, in welchem der vorliegenden Berufsarten er, einst wirkend als Mann, am meisten seine Vortrefflichkeit darlegen werde. Nun kommt es weiter darauf an, dieses zu seinem eignen Bewußtseyn so zu bringen, daß er, obwohl wie von einer unsichtbaren Loge geleitet, ganz frey und fest von selbst dieses erwähle. Vor allen Dingen also sage man ihm nichts von seinem Berufe vor, und frage ihn nicht darüber; oder fragt er, so lenke man seine Aufmerksamkeit auf sein Unvermögen, dieses noch zu verstehen, ihm vorzeigend die unangenehme Seite da, wo er nur die angenehme sah, und die angenehme, wo ihm der Beruf unangenehm vorkam. Man sorge ferner, daß er die Lebensweisen allmählich kennen lerne, und zu würdigen weiß, so wie er nur dieser Einsicht fähig seyn wird. Das wird aber freylich nicht so frühzeitig der Fall seyn, und geschieht es voreilig, so wird die Wahrheit der Einsicht und der Wahl gänzlich verdorben. Man suche also drittens in ihm die Lust zur edlen Wirksamkeit überhaupt zu erregen, insbesondre aber suche man in ihm das zu erwecken, was man in seiner Natur angelegt sieht. Und nun wird es nicht fehlen,

die Einsicht wird ihm kommen, sein edles Selbstgefühl wird sich erheben, und, ob er gleich schon längst dunkel, ohne darum zu wissen, gewählt hat, so wird es ihm doch in einer Offenbarung erst recht kund werden, und in seiner Seele wird es aufblitzen, und er wird sich in einer glücklichen Stunde zurufen: Ja, bey Gott! das ist es, das will ich werden! Das ist dann nicht ein menschlicher, das ist sein göttlicher Beruf. Und da sich diese Wahl unter dem Einflusse des Zeitgeistes mit seiner Bildung entscheidet, so wird er auch grade das ergreifen, was sein Zeitalter fordert, er wird gleichsam in das Zeitalter zur Verbesserung desselben mit seiner Vortrefflichkeit hineinwachsen. Die ehemaligen Zeiten bedurften und erhielten auf solche Art Weise, Gesetzgeber, Vaterlandsvertheidiger, Dichter: die neueren Zeiten Volkslehrer, Staatsbeamten, Kriegsmänner, Gelehrte, Erfinder von Systemen, und es fehlt auch jetzt nicht an Dichtern. Große der Menschheit können immer wieder erstehen, sobald nur unsre Kultur zur wahren Bildung übergeht; eine besonnene Erziehung wird wenigstens den jungen Mann dem Elemente seines wahren Lebens und dem Heile seines Zeitalters übergeben.

Bey der weiblichen Jugend ist aus den oben angegebenen Gründen die Wahlbestimmung minder nöthig: doch läßt sich auch hier einiges thun. Und da manches edle Mädchen unglücklich genug seinen inneren Beruf opfern muß, so bleibt hierin beynahe nur das die Pflicht der Eltern, es frühe zum Ent-

sagen und Ertragen, dabey aber zur Seligkeit des inneren gottgeweiheten Lebens zu gewöhnen.

Nachfolgende Winke mögen zur Beurtheilung der Jugend dienen; in den meisten Fällen wird man sie gegründet finden.

Zeichen der Männlichkeit. Sympathische Theilnahme an männlicher Thätigkeit bis zur Nachahmung der Gewohnheiten der Größern (z. B. frühes Tobakrauchen); Rechthaberey und Neckerey, beides bis zum Umsichschlagen; Bemühung sich etwas zu verschaffen, ohne sich doch lange an dem Besitz zu ergötzen; Freygebigkeit, Hang zur Verschwendung, wie auch Hang zu Ausschweifungen; stärkere Ausbrüche der Affekte, und Veränderlichkeit in den Leidenschaften, überhaupt Veränderlichkeit bis zur Untreue; Neigung geachtet zu werden, Stolz, Ehrgeiz. Im Körper drückt sich das Männliche aus durch starken Knochenbau, breite Brust, hervortretende Muskeln, und Muskelstärke. Die vollendete Tugend des jungen Mannes erkennt man in seiner Selbstbeherrschung, (σωφροσυνη), Bescheidenheit, Anstrengung; sie erscheint im Ganzen als Würde.

Zeichen der Weiblichkeit. Weiches Mitgefühl; Anhänglichkeit an Personen, besonders an Kinder, ohne Aeußerung der Thätigkeit, oder auch ruhiges Wohlgefallen an der männlichen Kraftäußerung Anderer; Bemühung den Streit zu schlichten, und Nachgiebigkeit, wo es nämlich nicht grade gegen das Gefühl geht, sondern bloß von äußerlichen Behauptungen die Rede ist; stille Freude am Besitze;

Festhalten und Anordnen dessen, was man besitzt, Sparsamkeit bis zur Kargheit; Ordnungsliebe und Sittsamkeit, tiefes und stilles Eingreifen der Affekte, besonders der traurigen; tiefes Einwurzeln der Leidenschaften; Beharrlichkeit und ungestörte Treue; Neigung geliebt zu werden, Eitelkeit, Modesucht, Gefallsucht ꝛc. Im Körper erscheint das Weibliche durch Weichheit, Ausrundung, sanftes Verfließen der Umrisse, Stärke der Nerven in der Ausdauer. Die weibliche Tugend wird in ihrer Vollendung erkannt an der Natürlichkeit, Reinlichkeit, Sittsamkeit, Herzlichkeit; im Ganzen erscheint sie als Anmuth.

Ueberhaupt gute Zeichen. Züge von schöner Kindlichkeit: hier ist Seelenadel; leises Gefühl für das Anständige und Schickliche, oder zarte Empfindlichkeit gegen alles, was wider die Regel ist, so auch viel Schamhaftigkeit: vorzügliche Anlage zur Sittlichkeit; — Schwung der Phantasie für das Große und Erhabne: vorzüglich Anlage zur Religiosität; — dieses mit sittlichen Rührungen und kindlichen Gesinnungen verbunden: wahre Religion; — mehr Sittlichkeit: eine kältere Natur; — mehr Religiosität: eine tiefere Natur; — stille Aeußerungen des religiösen Gefühls, z. B. Beten, und etwa Schüchternheit in der äußerlichen Darlegung desselben: tiefes Gefühl und Innigkeit, vielleicht auch lebhafte Phantasie; — viel Furcht im frühern Alter: lebhafte Phantasie; — aber bey lebhafter Phantasie wenig Furcht: viel Muth; — Vorsicht mit Muth: wahre Tapferkeit. Eine gewisse Unbestimmtheit, und

Unbehülflichkeit in den Jahren zunächst vor den Jünglingsalter ist besonders bey Knaben gewöhnlich ein Zeichen von guten und originellen Anlagen. Viel Sympathie gegen einzelne Menschen zeigt Innigkeit an, und gegen die Menschen überhaupt, Großherzigkeit, und etwa auch gegen Thiere und Gewächse, die größte Zartheit der Empfindung. Stärke des Gefühls, wenn es nicht Kränklichkeit ist: eine weiche, tiefe Natur; — wehmüthiges Zurückblicken in die früheren Zeiten, etwa mit frommer und froher Erinnerung an stille häusliche Freuden: Gefühl, frommer Sinn und Treue; — viel Geschwisterliebe: Treue und Zärtlichkeit; — Hang zu Verschwisterungen: Bonhommie; — leichte Versöhnlichkeit: viel Gutmüthigkeit; — Freundschafts-Enthusiasmus: edler Sinn; — reine Geschlechtsliebe, und die Liebe zum Würdigen: ebenfalls vorzüglicher Edelsinn. — Schnelles Aufwachen und rasches Aufstehen: viel Thätigkeitstrieb; — Beschäftigung im Traume mit den Gegenständen des Lernens: viel Fleiß, und vorzügliche Geisteskraft; — poetische Arbeiten: sehr gute Geistesanlagen; — eifriges Ausführen guter Plane: edle Energie; — Selbstbeherrschung in Absicht des Geschlechtstriebes: edler und kräftiger Charakter.

Schlimme Zeichen. Schlaffheit und Trägheit des Körpers kündigt entweder Kränklichkeit an, oder Trägheit des Geistes, oder Verweichlichung; — unruhiges Treiben: Ungebundenheit der Kraft; — Gleichgültigkeit gegen die Eltern; Mangel von Liebe und Achtung für das Gute; — Abneigung gegen

gute und freundliche Menschen: Bösherzigkeit; — leutscheues Wesen: Gehässigkeit (am schlimmsten bey Mädchen); — viel äußerliche Artigkeit ohne Herz: Falschheit, auch Leerheit (am schlimmsten bey Knaben); viel Streiten: Egoismus, — Mangel von Rechtsgefühl bey dem Knaben, von Sittsamkeit bey dem Mädchen, von Enthusiasmus bey dem Jüngling, von Zartgefühl bey der Jungfrau: wenig Sittlichkeit. Die Unarten des Knaben gegen den Vater sind, woferne der Vater nicht Schuld ist, gewöhnlich etwas Schlimmeres, als die gegen die Mutter, bey dem Mädchen ist beides schlimmer. Frühere Unfolgsamkeit ist schlimmer, als die in späteren Jahren. Gar kein Gefühl läßt einen furchtbar bösen Charakter fürchten. Spielen mit Hunden, und Abgeschmacktheiten zeigen ein leeres Gemüth an; viel Schwätzen: wenig Inneres; — Absprechen: Unbescheidenheit und Leerheit. Unordentlicher Appetit, wenn es nicht ein krankhafter Zustand ist: Hingebung an Sinnengenuß; — Unenthaltsamkeit in Absicht des Durstes (besonders bey der männlichen Jugend): wenig Selbstbeherrschung; — Unreinlichkeit bey Mädchen, und vernachlässigte Kleidung: Leichtfertigkeit; — verfrüheter Geschlechtstrieb, oder auch nur Vergnügen am Sprechen von dem andern Geschlechte: verunreinigte Phantasie, oder Hang zur Wollust; — mehr Trieb als Liebe: Hang zur niederen Wollust. Viel Verschaffen-wollen: Habsucht; — viel Freude bloß am Besitze: Kargheit; — Sparsucht bey dem Jünglinge, und Verschwendung bey dem Mädchen, so wie

auch frühe Geldliebe: Hang zu vielen Schlechtigkeiten; — Verschwendung zeigt auch oft, besonders bey Mädchen, einen Hang zu Ausschweifungen an; — Freude am Spielen aus Gewinnsucht: Eigennutz, — um der Ehre willen das Spiel zu gewinnen: Ehrgeiz; — Spiel verderben, Bösherzigkeit, mit Empfindung der eigenen Schwäche. — Lug, Betrug, List, Diebstahl: die tiefste Schlechtigkeit der Jugend. — Frühe Leidenschaften: starke Laster; Hang zur Trunkenheit, besonders durch Branntewein: Geistesarmuth oder Gewissensunruhe ꝛc.

Mittlere Zeichen. Die Furchtsamkeit kann bloß lebhafte Phantasie, aber auch Feigheit verrathen, so die Furchtlosigkeit entweder Muth oder Leichtsinn; Hang zum Necken zeigt einen regen Thätigkeitstrieb an. Das Anbringen der Kinder kann Schadenfreude oder moralischer Stolz schon seyn, oder dieses wirken, es kann aber auch ein leises Gefühl des Unanständigen seyn. Thierquälerey ist an sich nicht mehr, als das Necken, und zeigt noch keineswegs Grausamkeit an, so lange nämlich das Kind nicht eine sinnliche Vorstellung von dem Schmerze des Thieres hat; aber durch Gewöhnung wird es Grausamkeit. Schlägt der Knabe gerne um sich, so liegt männliches Kraftgefühl zum Grunde; sucht er sich unerlaubter Weise etwas zu verschaffen, z. B. Obst, womit Anstrengung verbunden ist, so ist das, so wie der Muthwille, an sich nur ein Zeichen von Unternehmungsgeist. Mangel der Enthaltsamkeit oder Mäßigkeit bey hungrigen Kindern, besonders im Genusse des

Obstes, ist meist nur ein Beweis eines sehr gesunden Appetits. — Liebe zum Weine ist bey den Jünglingen öfters ein Zeichen der Geselligkeit, der Bonhommie, des Hanges zu Phantasieen, manchmal auch der Geistesarmuth (doch scheint dieses letztere mehr der Fall zu seyn, wenn der Jüngling andre geistige Getränke liebt); — zu frühe Geschlechtsliebe: entweder tiefes Gefühl oder gefährliches Vordringen der Phantasie; — große Sprödigkeit des Mädchens: entweder Sittsamkeit oder Herzlosigkeit. Schüchternheit: entweder Bescheidenheit, oder leises Ehrgefühl, oder Menschenscheu; — Dreistigkeit: entweder Unbescheidenheit, oder rücksichtloses Selbstgefühl; — wenig positives Streben nach Ehre: entweder Gleichgültigkeit gegen das Gute, oder viel Zurückziehen in sich selbst. Das frühe Hervorkommen der Affekte: viel Innigkeit; — Zerstreutheit, und eben so Lügen aus Angst, selbst auch einiger Hang zum Lügen: lebhafte, meist ungeordnete Phantasie; — viel Reden im Schlafe, auch wohl Nachtwandeln, und überhaupt lebhafte Träume: starke Phantasie; — öftere Geistesabwesenheit: entweder inneres Phantasieleben, oder Gedankenlosigkeit; — diese letztere verräth entweder Leichtsinn, oder Dummheit; — aber das, was als Dummheit erscheint, kann öfters entweder das Zeichen eines Mangels von Phantasie seyn, oder aber ein inneres Leben, das, vorjetzt noch zurückgezogen, zu seiner Zeit kräftig hervortreten kann. Im Reden Zufluß der Worte und Gedanken, wie auch Unbestimmtheit: viel Phantasie; — poetisirend, jedoch

rücksichtlos, z. B. viel Gebrauch der Figuren und Tropen, und dieses lebendig: ein anschauungsvolles Gemüth; — häufige Flickwörter, die aber bedeutend sind: ebenfalls viel Gemüth; — ausströmendes Feuer in dem Flusse der Rede: Enthusiasmus; — viel Sprechen von dem Vorhaben: wenig Energie; — frühes Unterscheiden der Redetheile und richtiger Ausdruck: viel logische Anlage, vielleicht mit wenig Geist; — frühe Abgemessenheit und Bestimmtheit im Reden: noch mehr das vorige, vermuthlich auch Mangel des Gefühls; — viel schöne Manier im Gespräche: Unwahrheit; — mehr Hören als Reden: entweder Wißbegierde, oder Folgsamkeit, oder bösartige Verschlossenheit, oder auch nur Schüchternheit. Die Festigkeit kann Selbstständigkeit anzeigen, aber auch Beschränktheit. — Bey diesen und mehreren andern mittleren Zeichen kommt es auf die damit verbundenen an, ob sie mehr als schlimme, oder als gute gelten. Vorzüglich geben die Spiele der Jugend und so auch die Träume den Charakter zu erkennen. Auch verrathen sich die wahren Neigungen durch den gereizten Zustand, worein der junge Mensch geräth, so bald sie auch nur berührt werden.

Es verhält sich mit den einzelnen Zeichen, wie mit den einzelnen Zügen der Physiognomie: sie sind nur dadurch bezeichnend, daß sie zu dem Ganzen gehören, und mit und in dem Ganzen betrachtet werden. Aus demselben Grunde also, warum es keine durch feste Regeln durchgeführte Physiognomik giebt, läßt sich auch in unsrer pädagogischen Semiotik,

die ja auch zur Physiognomik mit hinweiset, nichts weiter geben, als Winke, wie man von dem Einzelnen nach dem Ganzen, und von diesem wieder auf das Einzelne hinsehen soll, um einen möglichst reinen Totaleindruck von dem jungen Menschen zu erhalten, und dadurch allmählich zur Anschauung seines Charakters zu gelangen.

Einige Züge aus der Jugend merkwürdiger Männer mögen hier ebenfalls als Winke stehen. Wären uns nur in den Lebensbeschreibungen dergleichen Züge, die oft mehr sagen als ganze Charakterschilderungen, nicht so sparsam zugetheilt!

So viel Nachrichten wir nur aus dem Alterthum von der Kindheit großer Menschen erhalten haben, so waren ihre ersten Lebensjahre schon bezeichnend, wie z. B. die Jugend von Jesus wie von Platon; ja selbst manche mythische Erzählungen deuten darauf hin. Wir wollen indessen einige aus den näheren Zeiten aufstellen, und zwar solche, wo zugleich die Mängel der Erziehung bemerkbar sind.

Augustinus (geb. 354 in Numidien) bekennt von sich selbst, daß er als Kind ergrimmt sey, wenn ihm seine Eltern nicht zu Willen gewesen; er sey in der Schule zum Lernen geschlagen worden; er habe gerne gebetet, ob er gleich ausgelacht wurde; seine gottesfürchtige Mutter war eine Christin, sein Vater ein Heide. Nur die Göttergeschichten lernte er gerne. Seine Naschhaftigkeit und sein Ehrgeiz verleitete ihn

dazu seinen Vater zu bestehlen; seine Geistestalente zeichneten ihn aus; er gerieth in grobe Ausschweifungen. Endlich siegte sein Besseres, und er ergab sich ganz dem Erforschen der Wahrheit, was sich schon in seinem Knabenalter gezeigt hatte, wobey seine lebhafte Phantasie immer im Spiele war. Er wurde ein berühmter polemischer Lehrer der Kirche. Was würde nicht erst durch eine gute Leitung in seiner Jugend aus diesem tiefen und zugleich energischen Menschen geworden seyn!

Moses Ben Maimon (gebor. zu Cordova 1131) wurde von seinem Vater mit geringem Erfolge unterrichtet, und daher als ein Dummkopf verachtet, und wurde dennoch ein vorzüglicher Gelehrter, der eine eigne Schule errichtete. Ein Beweis also, daß es auf den rechten Unterricht ankommt, wenn man den Knaben nicht verkennen will.

Albertus Magnus (geb. zu Lauingen in Schwaben gegen 1200) soll Anfangs viel Stumpfsinn gehabt haben, so daß er den Wissenschaften absagen wollte. Aber auf einmal seyen ihm des Nachts vier wunderschöne Matronen erschienen, und hätten ihn von seinem Entschlusse abgehalten. Auch habe ihn die Jungfrau Maria seine Geistesarmuth abgenommen, und ihm verheißen, er solle ein großes Licht der Kirche werden. (So daß auch das Sprüchwort entstanden: Albert ist plötzlich aus einem Esel ein Philosoph geworden.) — Es läßt sich sehr leicht denken, daß bey einem so großen, tiefschauenden Kopfe, der, wie seine Schriften beweisen, gerne in

die Geheimnisse der Natur blickte (er schrieb unter andern: de secretis mulierum), und der überhaupt zu den negativen Naturen (er hatte viel Mystisches) gehört zu haben scheint, so etwas vorgegangen, nämlich daß er ein in sich gekehrtes Wesen hatte, das niemand verstand, und das sich sehr übel unter dem damaligen schlechten Unterrichte ausnahm, und daß nun mit dem Jünglingsalter sein Vortreffliches aufglänzte, und unter den Bildern damaliger Zeit durch das Spiel seiner hohen Phantasie im Traume sich ihm ankündigte. In solchen Traumgestalten erscheint nicht selten dem jungen Menschen sein Genius.

Hieronymus Cordanus (geb. zu Mayland 1508) wurde von seinem Vater sehr hart behandelt, so daß er fast unsinnig wurde; sein Unterricht war auch sehr verkehrt. Schon als Knabe glaubte er mit Geistern im Umgang, und besonders mit einem Genius in Freundschaft zu stehen. Er wurde ein wunderlicher und zum Theil auch ausschweifender Mensch. Er schrieb viel über Chiromantie ꝛc., und wollte die Geheimnisse der Natur ergründen. Was wäre nicht aus einer solchen negativen Natur geworden, wenn ihr in der Erziehung ihr wahrer Genius erschienen wäre!

Jakob Böhm (geb. zu Alt-Siedenburg bey Görliz 1575) lebte als Hirtenknabe in der Einsamkeit, ohne allen Unterricht; aber die Eindrücke der Natur erweckten seinen aufflammenden Geist, und stimmten ihn zu frommem Gefühle und hoher Contemplation. Wäre ihm z. B. nur durch einige

Bildung Sprache gegeben worden, so hätte sich seine tiefe Natur gewiß weit mehr in Vernunft gestaltet, und statt seiner Aurora stünde vielleicht ein klassisches Werk der Philosophie jetzt da.

Pascal (geb. zu Clermont den 29. Jan. 1623) hatte einen Mathematiker zum Vater, der sein einziger Lehrer war. Als Kind schon gab er Proben seines außerordentlichen Verstandes, und lernte frühzeitig die Mathematik sehr gut. Dabey las er mystische Schriften mit vieler Liebe, zog sich gerne in das innere Leben zurück, wurde ein tiefer contemplativer Denker, voll frommen Sinnes, und darum weihete er sich in seinem 24sten Jahre dem geistlichen Stande.

Grade die Beyspiele der Mystiker sind sehr instruktiv, weil sie eine Verirrung der tieferen oder feurigen, negativen Naturen aufzeigen, die durch wahre Erziehung wäre verhütet worden; große Philosophen oder Religionslehrer hätten aus ihnen werden können. Eben so belehrend sind auf der andern Seite die Beyspiele der positiven, energischen Naturen, die unter dem Einflusse des Nationalgeistes, oder eines andern Princips nur die üble Richtung des Ehrgeizes und der Eroberungssucht nahmen.

Folgende Beyspiele von Naturen, die mehr zwischen diesen beiden in der Mitte liegen, bezeichnen zugleich den Einfluß der neueren Zeiten.

Arouet Voltaire (geb. im Febr. 1694) kam als ein so kleines und schwächliches Kind auf die Welt, daß man jeden Augenblick seinen Tod erwartete. Er erhielt deßhalb die Nothtaufe, aber bald

darauf die öffentliche. („Es war an Einer zuviel;“ sagte er einmal, zweydeutig genug.) In seinen ersten Lebensjahren zeigte er schon einen sehr lebhaften Geist, und ein treffliches Gedächtniß. Als 3jähriger Knabe konnte er lange Gedichte auswendig behalten, und so hatte er besonders eins gegen die himmlische Sendung des Moses gut im Gedächtniß — (wie doch die leiseste Spur verrätherisch ist.) Von seinem 10ten Jahre an kam er in die Jesuitenschule; hier zeigte er sich als einen ausgezeichneten Kopf von vielem Fleiße, und erwarb sich die Zufriedenheit seiner Lehrer, — wenn er sie nur nicht mit seinen Fragen und Einwürfen gequält hätte. Besonders hatte sein Lehrer im Christenthum viel Noth mit ihm, so daß er ihn einmal anfuhr, und ihn schüttelte, mit den Worten: „Bube, (garçon) du wirst einmal der Herold des Deismus in Frankreich!“ (Ob es wohl zu allen dem gekommen wäre, wenn er von frühem an mit vorzüglicher Liebe, und mit kräftiger Erweckung für seinen phantasievollen Geist wäre behandelt worden?) — In seinem 12ten Jahre machte er ein Gedicht an den Dauphin, wodurch er der berühmten Ninon de Lenclos bekannt wurde, die seine vortrefflichen Anlagen erhob, seine Arbeiten verbesserte, ihn den Gelehrten empfahl, und ihm 2000 Livres zu Büchern vermachte. Als er aus der Schule kam, wollte sein Vater, ein Advokat, auch aus ihm einen Advokaten machen, da der ältere Bruder als Theologe sich mit theologischen Zänkereyen viel beschäftigte; aber alles Zwangs unerachtet machte Arouet Voltaire immer

Verse. Als Jüngling las er die Klassiker in Uebersetzungen. (Hätte man ihn durch tüchtiges Sprachstudium auf klassischen Boden geführt, so wäre auch ein andrer Mann aus ihm geworden!) Er machte seinen Oedipus nach griechischer Form, aber das Stück gefiel ihm nicht, weil der Liebeshandel fehlte (le siecle de Louis XIV.!) — „o, den zettle ich überall an;“ sagte er, und brachte auch wirklich einen Liebeshandel hinein, und so fand denn auch das Stück seinen Beyfall. Als ihm der alte, ehrwürdige Fontenelle bemerkte, daß er zu viel unzweckmäßige Jugendhitze darin fände, erwiederte er diesem: „um mich von diesem Fehler zu entwöhnen, werde ich Ihre Idyllen studiren.“ Das Urtheil berühmter Gelehrten suchte er nur aus Eitelkeit. (So mußte ihm das Ideal der Schönheit freylich im französischen Hofcostüme erscheinen, und sein Genius war in seiner Eitelkeit untergegangen.)

Chr. Fürchteg. Gellert (gebor. 1715 in Sachsen) hatte einen liebevollen, rechtschaffenen Vater, und eine fromme Mutter, wobey er den Unterricht vorerst eines Hauslehrers, und dann in der Stadtschule genoß. Er mußte sich in den beschränkten Vermögensumständen seiner Eltern behelfen lernen, aber dennoch scheint seine schwache Gesundheit dabey gelitten zu haben. An die Strenge, wodurch er zum Entbehren und zu häuslichen Geschäften gewöhnt worden, erinnerte er sich zwar immer mit Dankbarkeit, denn er hatte ein frommes Gemüth; aber seine Geistesbildung ging dadurch etwas langsamer von statten.

Als 10jähriger Knabe schrieb er gerichtliche Dokumente ab, um sich etwas für Bücher u. dergl. zu verdienen. Er zeigte frühe Anlagen zur Poesie (auch sein Vater hatte zuweilen Gedichte gemacht); sein erstes Gedicht war auf den Geburtstag seines Vaters, und bald nachher schrieb er einer Freundin, wo er zum Besuche gewesen war:

„Als ich von dir Abschied nahm,
Immer ging und wieder kam ꝛc.“

Mit seinem Jünglingsalter kam er auf die Fürstenschule zu Meißen. Hier wurde er zwar in der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet, aber nach damaliger Art, so daß er dennoch den Geist der Klassiker nicht so schauen lernte, als sein Geist ihn würde erschaut haben; und wie viel höher und freyer würde sich der fromme Jüngling an jenen Mustern entwickelt haben, statt an Günther, Neukirch ꝛc. Er lernte nur die Alten in einem düsteren Schulstaube kennen, als Feinde seiner Muttersprache und als Hindernisse des guten Geschmacks. Hätte man sie ihm in ihrer wahren Gestalt gezeigt, wie viel reiner wäre sein Geschmack geworden, und so wäre er als ein noch mehr geweiheter Verbesserer der deutschen Sprache aufgetreten! Und noch lieblicher würde die Sprache in den Herzensergießungen seiner Briefe dahin geflossen seyn, wenn er nicht, wie er selbst klagt, durch sein Abschreiben von Kaufbriefen ꝛc. sich einen Kanzleystil angewöhnt gehabt hätte, woran er lange abzugewöhnen hatte. Man könnte zwar annehmen, daß

dergleichen Angewöhnungen des Schlechten einen edlen Geist zu größerer Feindschaft gegen das Schlechte, das ihn unterjochen wollte, entflammen, und ihn also zu einem desto kräftigeren Reformator erwecken: allein die schlechten Eindrücke werden doch einmal nie ganz vertilgt, sie klingen immer als Mißtöne nach, und lassen den Begeisterten nie zu der Reinheit gelangen, um ganz sein edelstes Selbst auszusprechen. Selbst an Gellerts Kränklichkeit, woran er in seiner Jugend schon litt, hatte wahrscheinlich die Schule auch einige Schuld. So kam seine himmlische Natur, die sich frühe ankündigte, und noch wohlthätig unter uns fortwirkt, dennoch, aus Mangel der rechten Bildung, nicht zu ihrer vollendeten Erscheinung.

Karl von Linné, der berühmte Naturkundiger, besonders Botaniker, (gebor. den 24sten May 1707 in Schweden), war der Sohn eines Landgeistlichen, der sich mit Blumenpflanzen viel beschäftigte. Der Vater beschenkte seine Frau, als sie mit diesem Sohne schwanger war, oft mit Blumen, bestreute die Wiege des Kindes mit Blumen, und Blumen wurden des Kindes erstes Spielzeug. Der Knabe lernte frühzeitig im Garten arbeiten, hatte da sein eignes Beet, und nun durchstrich er die Gegend, um im Freyen Gewächse für seinen Garten zu suchen. Sein Vater hatte ihn ebenfalls zu einem Geistlichen bestimmt, und darum kam er mit 10 Jahren auf das Gymnasium zu Wexjö. Hier machte er öfters Excursionen, studierte auf dem Felde, und bald wurde man mit seinem Lernen so unzufrieden, daß ihn sein Vater

wollte Schuster werden lassen. Ein Arzt nahm sich hier noch glücklicher Weise seiner an, und machte, daß er den Naturwissenschaften gewidmet wurde. Aber seine Mutter suchte dafür den jüngeren Sohn von dem Garten abzuhalten. Sein Vater hatte freylich, ohne es zu wissen, das in seinem ersten Daseyn schon erweckt, was ihn zu einem großen Manne machte, aber wäre nicht der einsichtsvollere Arzt dazu gekommen, so gelangte er doch nicht zu seiner wahren Bestimmung.

G. Friedr. Händel (geb. 1685) hatte schon als Kind einen unwiderstehlichen Hang zur Musik. Sein Vater, ein Wundarzt, hatte ihn zu einem Rechtsgelehrten bestimmt, und war daher unwillig über den musikalischen Hang des Knaben. Er verbannte von ihm alle musikalischen Instrumente. Demunerachtet wußte sich der Knabe — es war noch vor seinem 7ten Jahre — heimlich ein Klavier zu verschaffen. Zu seinem Glücke wurde er noch in seinem 7ten Jahre von einem Herzoge von Weißenfels bemerkt, der den Vater bewog, ihn Musik lernen zu lassen. Und so wurde aus diesem Knaben einer der berühmtesten Tonkünstler.

Auf ähnliche Art verhielt es sich mit dem berühmten Kapellmeister Schulz. Sein musikalisches Genie wurde frühzeitig durch eine Singschule geweckt, aber auf dem Gymnasium verweilte er nicht lange; er wollte Kapellmeister werden; die Berliner Musiker sahen dieses in ihm, nahmen ihn in Unterricht, und so wurde er, was er schon als Knabe werden wollte,

und wozu er berufen war. In seinen Melodieen ist er unsterblich, ob er es als Gelehrter geworden wäre, ist zu bezweifeln.

Der berühmte Mahler Raphael Mengs wurde dagegen von seinem Vater mit Gewalt, sogar durch Hunger und Schläge, zu seiner Kunst angehalten. Er hat etwas Vortreffliches darin geleistet, und hatte gewiß große Anlagen dazu. Allein es war von seinem Vater eine verkehrte Weise, wie er diese Anlagen erwecken wollte, denn so hätte ihm beynahe die Kunst verhaßt werden müssen, deren Erwählter er doch war.

Nach den bisherigen Beobachtungen haben sich die musikalischen Künstler am frühesten angezeigt; vermuthlich verräth sich auch der Mechaniker frühe; der Mahler wohl etwas später, jedoch auch noch, wie manches Beyspiel beweiset, in dem Knabenalter. Gewiß zeigt sich da jedes vorzügliche Talent, und unverkennbar auch das Genie. Möchte man nur mehr Züge aus der Kindheit großer Menschen gesammelt haben, und möchten nur die Eltern die charakteristischen, d. h. die am meisten naiven Aeußerungen ihrer Kinder sorgfältig aufbewahren!

Solche Beyspiele haben den doppelten Nutzen, 1stens daß sie aufmerksam auf die Zeichen machen, woran man das Naturell und den wahren Beruf des heranwachsenden Menschen erkennen kann; 2tens daß sie einen Beweis für den Werth der Erziehung geben. Denn es läßt sich bey jeder Verirrung nachweisen, wie sie unter der richtigen Behandlung nicht zu erwarten

gewesen wäre, und wie selbst aus einem Cartouche ein vortrefflicher Mensch hätte können gebildet werden. Ja, auch bey den großen Menschen läßt sich zeigen, daß sie bey einer angemessenen Erziehung noch vortrefflicher geworden wären, bis zur vollendeten Entwickelung ihres Inneren. Der nichtigste unter allen Einwürfen der Erziehung ist daher der, wenn man sagt, daß die vorzüglichsten Menschen ohne alle Erziehung, oft unter den ungünstigsten Umständen, dennoch zu ihrer Höhe herangewachsen wären. Wenn das Gewächs auch im schlechtesten Boden sich emporarbeitete, so beweiset es einen starken inneren Trieb, aber überall werden sich doch die Spuren seines verkümmerten Wachsthums finden lassen: wie frisch und schön würde es aber das Urbild, welches in seinem Keime lag, entwickelt haben, wenn es auf dem ihm zugehörigen Boden in seinem freundlichen Klima gedeihen konnte. Gerade da, gerade bey den Menschen von großen Anlagen, hat die Erziehung ihr wichtigstes Geschäft, damit sie, die so leicht sich und andern zum Schicksale werden, vollkommen sich selbst und der Menschheit leben.

Schon durch äußerliche Beobachtung kann das Innere des Kindes ziemlich genau erkannt werden, aber doch am genauesten durch die Behandlung selbst. Da diese in den ersten Jahren so ziemlich bey allen (gesunden) Kindern gleich seyn soll, und da sie doch immer mit dem Naturell des Kindes vertrauter macht,

so läßt sich auch allmählich, und grade so wie es das Alter jedesmal erfordert, die besondre Weise, wie das Individuum behandelt werden soll, auffinden, und so geht denn die Erziehung der Kenntniß der Anlagen Schritt vor Schritt nach.

Eben so zeigen sich dem aufmerksamen Erzieher die Anfänge jeder Unart bald; er kann also zu guter Zeit noch einlenken, und braucht durch die Heilung seinen Plan desto weniger zu stören. Wären aber auch die Verdorbenheiten schon bedeutend geworden, so ist es immer noch möglich, die Anwendung der Heilmittel mit der gesunden Behandlung des Zöglings zu vereinigen.

Soll das Geschäft den Namen der Erziehung verdienen, so muß es das fortgehende Werk eines durchdachten Planes seyn, der sich in allen Theilen sowohl auf die wahren Grundsätze, als auf die Beschaffenheit und Bestimmung des aufwachsenden Menschen bezieht. Läßt man das Kind ganz frey, so wird es ein Spiel der wildesten Naturmacht; greift man nur hier und da planlos ein, so verdirbt man vielleicht auf der bessern Seite mehr, als man auf der schlechteren gewinnt; und treibt man es so, wie man es gewöhnlich treibt, und was man mit den Worten sagt: dem Kinde Erziehung geben; so führt man die Kraft zur Einseitigkeit hinaus, und bewirkt nur Verbildung. Nicht Körperkraft allein, aber auch nicht Geisteskraft allein, nicht bloß blühende Gesundheit, nicht bloß Stärke und Gewandtheit, nicht bloß Verstand und Kenntnisse, nicht bloß edles Gefühl, nicht

bloß gesetzlicher Wille, nicht bloß irgend Eines oder Mehreres, was man als ein Gut in dem Menschen erstrebt, sondern dieses Alles zusammen, Alles in Einem, im vollesten Einklange, in der Erhebung der Menschheit nach allen ihren angelegten Richtungen, dieses Eine und Große ist das Geschäft der vollkommenen Erziehung.

Einsicht, Geist und praktischer Blick muß sich hierzu in dem Erzieher vereinigen, und unter dem unmerklichen Einflusse des guten Beyspiels zu dem Ziele hinarbeiten.

Die Erziehung ist nicht ein Formen von außem, sondern ein Entwickeln von innem; nicht ein Hervorziehen des Einen und Zurückdrängen des Andern, sondern ein allseitiges Erregen der Menschenkraft zur freyen Erscheinung der Humanität; nicht ein willkührliches Treiben und Zwängen, auch nicht ein Geschäft, das gleichsam neben dem heranwachsenden Menschen herläuft, sondern es ist der erweckte Genius dieses Menschen selbst, der zu seinem freyesten Treiben erhoben wird, es ist das eingreifendste und zugleich heiligste Geschäft. Auch giebt es eine Erziehung im Großen, ihre Wirkung ist geheim und tief, dieses ist die Vorsehung. Sie ist es, die auch den Erzieher beruft, und sie wirkt in ihm, wenn er das Seinige thut, als göttliche Macht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwarz, Friedrich Heinrich Christian,

Erziehungslehre

Bd.: 3,1

Leipzig 1808
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.352(3,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301513-0